

MAXIM
GORKI



MAXIM GORKI
GESAMMELTE WERKE
IN EINZELAUSGABEN

I

DIE HOLZFLÖSSER

II

VERLORENE LEUTE

III

FOMA GORDEJEW

IV

DREI MENSCHEN

V

DIE MUTTER

VI

DER SPITZEL

VII

EINE BEICHTE
EIN SOMMER

VIII

NACHTASYL
DIE KLEINBÜRGER
KINDER DER SONNE

MAXIM GORKI
GESAMMELTE WERKE
IN EINZELAUSGABEN

IX

ERLEBNISSE UND BEGEGNUNGEN

X

DAS WERK DER ARTAMONOWS

XI/XII

MATWEJ KOSHEMJAKIN

XIII

ERINNERUNGEN
AN ZEITGENOSSEN

XIV

MÄRCHEN
DER WIRKLICHKEIT

XV

DAS BLAUE LEBEN

XVI

IN DER STEPPE

XVII

WIE EIN MENSCH GEBOREN WARD

GORKI / DIE MUTTER

M A X I M G O R K I

D I E M U T T E R

ROMAN



71.—80. TAUSEND

M A L I K - V E R L A G / B E R L I N

Einzig autorisierte
Übersetzung aus dem Russischen von
A D O L F H E S S

Einbandentwurf von John Heartfield

Copyright by MALIK-VERLAG A.-G. Berlin 1927

Druck von J. B. Hirschfeld (Arno Pries) in Leipzig

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks

und der Radioverbreitung, vorbehalten

Printed in Germany



I

Tagtäglich zitterten und brüllten in der räucherigen, öligen Luft über der Arbeitervorstadt die Töne der Fabrikdampfpeife, und ihrem Ruf gehorchend, kamen aus den kleinen grauen Häusern finstere Menschen, die ihre Muskeln durch Schlaf nicht hatten erfrischen können, gleich erschreckten Schaben auf die Straße gelaufen. In der kalten Dämmerung schritten sie auf der ungepflasterten Straße zu den hohen Steinkäfigen der Fabrik, die sie mit gleichgültiger Zuversicht erwartete und den schmutzigen Weg durch Dutzende fetter, gelber, quadratischer Augen erleuchtete. Der Schmutz schwappte unter den Füßen. Schrille Rufe verschlafener Stimmen ertönten; grobe, böartige Schimpfreden durchschnitten die Luft, während andere Töne: schwerer Maschinenlärm und das Zischen des Dampfes, den Menschen entgegentönten. Finster und streng schimmerten die hohen schwarzen Schornsteine, die wie dicke Pfähle über der Vorstadt in die Höhe ragten.

Abends, wenn die Sonne unterging und ihre roten Strahlen müde auf den Fensterscheiben der Häuser glänzten, stieß die Fabrik die Menschen gleich übriggebliebenen Schlacken aus ihrem Steinschoße aus, und sie schritten wieder die Straßen entlang, rauchgeschwärzt, mit schwarzen Gesichtern, in der Luft den klebrigen Geruch des Maschinenöls verbreitend, mit blinkenden hungrigen Zähnen.

Jetzt klangen ihre Stimmen lebhaft und sogar freudig: für heute war die Fronarbeit beendet, zu Hause harrete ihrer das Abendessen und die Ruhe.

Wieder war ein Tag von der Fabrik aufgezehrt, die Maschinen hatten aus den Muskeln der Menschen so viel Kraft gesogen, wie sie brauchten. Der Tag war spurlos aus dem Leben ausgelöscht, der Mensch war dem Grabe wieder einen Schritt näher gekommen, er sah jetzt den Genuß des Ausruhens, die Freuden der räucherigen Schenke dicht vor sich und war zufrieden.

An Feiertagen schlief man bis gegen zehn Uhr, dann zogen die Soliden und Verheirateten ihre besten Kleider an und gingen zur Messe; unterwegs schimpften sie auf die jungen Leute wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen die Kirche. Aus der Kirche kehrten sie nach Hause zurück, aßen Pasteten und legten sich wieder schlafen — bis zum Abend.

Die durch Jahre aufgehäufte Müdigkeit hatte den Menschen den Appetit geraubt, und um essen zu können, tranken sie viel und reizten den Magen mit scharf beizendem Brantwein.

Abends schlenderten sie faul durch die Straßen, und wer Galoschen hatte, zog sie auch an, wenn es trocken war, wer einen Regenschirm besaß, nahm ihn mit, selbst wenn die Sonne schien.

Wenn sie einander begegneten, sprachen sie über die Fabrik, über die Maschinen, schimpften auf die Meister — sprachen und dachten nur das, was ihnen nahe lag und Bezug auf ihre Arbeit hatte. Nur vereinzelte Funken ungeschickter, kraftloser Gedanken leuchteten in der langweiligen Öde der Tage auf. Nach Hause zurückgekehrt, fingen sie Streit mit den Frauen an und schlugen sie oft un-

barmherzig. Die Jugend saß in den Wirtschaften oder veranstaltete abendliche Zusammenkünfte beieinander, spielte Harmonika, sang häßliche, unanständige Lieder, tanzte, führte garstige Reden und trank. Von der Arbeit erschöpft, wurden die Menschen schnell berauscht, und in ihrer Brust erwachte eine ganz unklare, krankhafte Erregtheit, die einen Ausweg forderte. Sie griffen krampfhaft nach jeder Möglichkeit, dieses Gefühl der Unruhe zu entladen, und fielen wegen unbedeutender Kleinigkeiten mit der Bösartigkeit wilder Tiere übereinander her. Da entstanden dann blutige Schlägereien. Oft endeten sie mit schweren Verletzungen, manchmal führten sie aber auch zu einem Totschlag.

Im Verhalten der Leute gegeneinander kam am meisten gerade diese lauernde Bosheit zum Vorschein, die ebenso unausrottbar in ihnen saß, wie die unheilbare Muskelmüdigkeit. Sie kamen mit diesem seelischen Leiden auf die Welt, es war ihnen von ihren Vätern vererbt, begleitete sie wie ein Schatten bis zum Grabe und veranlaßte sie im Leben zu abscheulichen Handlungen zweckloser Grausamkeit.

An Feiertagen kamen die jungen Leute spät nachts in zerrissener Kleidung, schmutzig und staubig, mit zerschlagenen Gesichtern nach Hause und prahlten schadenfroh mit Schlägen, die die Freunde bekommen; oder aber gekränkt und wütend, weinend über erlittene Unbill, kläglich in ihrem Rausche, unglücklich und abstoßend. Bisweilen geleiteten die Mütter und Väter die Burschen nach Hause. Sie hatten sie irgendwo an einem Zaun liegend auf der Straße, oder sinnlos betrunken in der Kneipe angetroffen, schimpften unflätig, schlugen mit Fäusten auf die weichen, vom Branntwein entkräfteten Kinderleiber

ein, legten sie dann mehr oder weniger behutsam schlafen, um sie frühmorgens, wenn das bösertige Brüllen der Fabrikpfeife wie ein dunkler Strom durch die Luft eilte, zur Arbeit zu wecken.

Sie schimpften die Kinder und prügelten sie roh; die Trunkenheit und die Schlägereien der Jugend schienen den Alten ganz in der Ordnung. Als die Väter jung gewesen waren, hatten sie auch getrunken und sich geschlagen, und ihre Mütter und Väter hatten sie ebenfalls geprügelt. Das Leben war immer so -- es floß wie ein trüber Strom gleichmäßig und langsam Jahr für Jahr dahin und wurde durch feste, uralte Gewohnheiten: Tag für Tag ein und dasselbe zu denken und zu tun, zusammengehalten. Und niemand hatte Zeit oder Lust, eine Änderung zu versuchen.

Manchmal kamen von anderswo fremde Leute in die Vorstadt. Zuerst lenkten sie die Aufmerksamkeit einfach dadurch auf sich, daß sie Fremde waren, dann erregten sie durch Erzählungen von den Stellen, an denen sie gearbeitet, ein leichtes äußeres Interesse für sich, schließlich aber ging der Reiz der Neuheit an ihnen verloren, man gewöhnte sich an sie, und sie wurden nicht weiter beachtet. Aus ihren Erzählungen ging hervor, daß das Leben des Arbeiters überall dasselbe war. Wenn dem aber so war -- worüber sollte man da reden?

Hin und wieder aber erzählten solche Leute doch in der Vorstadt noch nicht gehörte Dinge. Man stritt mit ihnen nicht, sondern hörte ihnen ungläubig zu. Ihre Reden erweckten bei den einen blinden Zorn, bei den anderen dumpfe Unruhe, die dritten endlich beunruhigte ein leiser Schimmer von Hoffnung auf etwas Unklares, und man

trank noch mehr, um die überflüssige, lästige Unruhe zu unterdrücken.

Wenn die Vorstädter an einem Fremden etwas Ungewohntes wahrgenommen hatten, konnten sie ihm das lange nicht vergessen, und ihr Verhalten gegen einen solchen Menschen, der nicht ebenso war wie sie selbst, war von einer unbestimmten Furcht bestimmt. Sie hatten gleichsam Angst, dieser Mensch würde in ihr Leben etwas hineinbringen, was dessen trostlos einförmigen, zwar schweren, aber doch ruhigen Verlauf stören könnte. Die Menschen waren daran gewöhnt, daß das Leben sie mit stets gleicher Kraft niederdrückte, sie erwarteten keine Änderung zum Besseren und glaubten, alle Veränderungen könnten nur den auf ihnen lastenden Druck vermehren.

So blieben die Vorstädter gegen Leute, die ungewöhnliche Dinge sprachen, zurückhaltend. Dann verschwanden diese Leute wieder, oder wenn sie in der Fabrik blieben, lebten sie für sich, wenn es ihnen nicht gelang, mit der einförmigen Masse der Vorstädter zu einem Ganzen zu verschmelzen . . .

Hatte man dieses Leben fünfzig Jahre lang gelebt, so war man am Sterben.

II

So lebte auch der Schlosser Michail Wlassow, ein finsterer Mensch mit starkem Haarwuchs und kleinen Augen, die unter dichten Brauen alles argwöhnisch mit mißtrauischem, bösem Lächeln ansahen. Als der beste Schlosser in der Fabrik und der stärkste Mann in der Vorstadt benahm er sich grob gegen seine Vorgesetzten und verdiente daher nur wenig. Jeden Feiertag prügelte er jemand halb-

tot, und allen war er unangenehm, alle fürchteten ihn. Man versuchte ihn auch zu verhauen, aber es wurde nie etwas daraus. Wenn Wlassow sah, daß man auf ihn losging, nahm er einen Stein, ein Brett oder ein Stück Eisen, pflanzte sich breitbeinig auf und erwartete schweigend die Gegner. Sein Gesicht, das von den Augen bis zum Halse mit einem schwarzen Bart bewachsen war, und seine haarigen Hände flößten allen Furcht ein. Besonders fürchtete man seine kleinen scharfen Augen, die einen wie Stahlbohrer durchfuhren, und jeder, der ihrem Blick begegnete, fühlte einen Menschen voll wilder Kraft vor sich, der keine Furcht kannte und der gewillt war, unbarmherzig zuzuschlagen.

„Schert euch fort, ihr Pack!“ sagte er dumpf. Durch das dichte Haar in seinem Gesicht schimmerten die großen, gelben Zähne. Die Leute gingen auseinander und machten ihrer Furcht in lauten Schimpfreden Luft.

„Ihr Pack!“ rief er ihnen kurz nach, und seine Augen glänzten wie in stahlscharfem Spott. Dann nahm er den Kopf herausfordernd hoch, ging ihnen nach und forderte sie heraus:

„Nun, wen soll ich kalt machen?“

Das wollte niemand.

Ersprach wenig, und „swolotsch“, „Pack“, war sein Lieblingsschimpfwort. So benannte er die Vorgesetzten in der Fabrik und die Polizei; dieses Wort brauchte er auch gegen seine Frau.

„Du, swolotsch, siehst du nicht, daß die Hose zerrissen ist?“

Als sein Sohn vierzehn Jahre alt war, wollte ihn Wlassow einmal an den Haaren zerren. Pawel ergriff aber einen schweren Hammer und sagte kurz:

„Rühr mich nicht an . . .“

„Was?“ fragte der Vater und näherte sich der hohen, schlanken Gestalt seines Sohnes, wie ein Schatten über eine Birke fällt.

„Laß das!“ sagte Pawel, „ich lasse mir das nicht mehr gefallen!“

Und er schwang den Hammer.

Der Vater sah ihn an, barg seine zottigen Hände auf dem Rücken und meinte lächelnd:

„Schön . . .“

Dann atmete er schwer und fügte hinzu:

„Ach, du, swolotsch!“

Bald darauf sagte er zu seiner Frau:

„Verlang von mir kein Geld mehr . . . Pawel kann dich ernähren . . .“

„Willst du denn alles vertrinken?“ wagte sie zu fragen.

„Geht dich nichts an, du, swolotsch! Ich schaffe mir eine Freundin an!“

Das tat er zwar nicht, den Sohn aber beachtete er von dieser Zeit an, fast zwei Jahre lang, bis zu seinem Tode nicht mehr und sprach nicht mit ihm.

Er hatte einen Hund, der ebenso groß und zottig war wie er selbst. Der begleitete ihn jeden Tag nach der Fabrik und erwartete ihn jeden Abend am Tor. An Feiertagen pflegte Wlassow in die Wirtschaften zu gehen. Er ging schweigend und durchbohrte mit seinen Augen die Gesichter der Vorübergehenden. Und der Hund lief den ganzen Tag hinter ihm her und ließ den großen, dicht behaarten Schweif hängen. Kam Wlassow dann betrunken nach Hause, so setzte er sich zum Abendessen und fütterte den Hund aus seiner Schüssel. Er schlug ihn nicht, schalt ihn nicht, aber streichelte ihn auch niemals. Nach dem Abendessen warf er das Geschirr vom Tisch auf den Fuß-

boden, wenn seine Frau es nicht beizeiten weggeräumt hatte, stellte eine Flasche Schnaps vor sich hin, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und heulte mit dumpfer, schwermütiger Stimme ein Lied, wobei er den Mund weit aufriß und die Augen schloß. Die klagenden, unschönen Töne verhedderten sich in seinem Schnurrbart und schleuderten Brotrumen aus den Haaren, der Schlosser aber strich mit seinen dicken Fingern den Bart zurecht und — sang. Die Worte des Liedes waren unverständlich und langgezogen; die Melodie erinnerte an Wolfsgeheul im Winter. Er sang so lange, wie in der Flasche noch Schnaps war, dann ließ er sich auf die Bank fallen oder legte den Kopf auf den Tisch und schlief, bis die Fabrikpfeife ertönte. Der Hund lag neben ihm.

Er starb an einem Bruchleiden. Fünf Tage lang wälzte er sich, ganz schwarz, im Bett hin und her, mit fest geschlossenen Augen und knirschte mit den Zähnen. Wiederholt sagte er zu seiner Frau:

„Gib mir Arsenik! Vergifte mich!“

Der Doktor verordnete Michail heiße Umschläge, sagte aber, eine Operation sei unumgänglich, man müsse den Kranken noch heute ins Krankenhaus bringen.

„Geh zum Teufel! Ich kann allein sterben, swolotsch!“ keuchte Michail.

Als aber der Doktor gegangen war und seine Frau unter Tränen auf ihn einzureden begann, er solle doch die Operation machen lassen, ballte er die Faust und drohte:

„Wenn ich gesund werde, hast du doch nur darunter zu leiden!“

Er starb morgens in dem Augenblick, als die Dampf-pfeife zur Arbeit rief. Im Sarg lag er mit offenem Munde,

die Brauen böse zusammengezogen. Zu Grabe geleiteten ihn seine Frau, sein Sohn, sein Hund, der alte Trunkenbold und Dieb Danilo Wessowtschikow, der von der Fabrik fortgejagt war, und ein paar Bettler aus der Vorstadt. Seine Frau weinte leise und wenig, Pawel weinte gar nicht. Die Vorstädter, die auf der Straße dem Sarge begegneten, blieben stehen, bekreuzigten sich und sagten zueinander:

„Na, die Pelagea kann sich freuen, daß er gestorben ist.“

Einige verbesserten:

„Der ist nicht gestorben, sondern verreckt.“

Als der Sarg eingescharrt war, gingen die Menschen fort, der Hund aber blieb da, setzte sich auf die frische Erde und schnupperte lange schweigend an dem Grabe herum. Einige Tage darauf schlug ihn jemand tot . . .

III

Vierzehn Tage nach dem Tode des Vaters kam Pawel Wlassow an einem Sonntag stark betrunken nach Hause. Er taumelte auf den Ehrenplatz, schlug mit der Faust auf den Tisch, wie es der Vater getan, und rief nach der Mutter.

„Abendessen!“ . . .

Die Mutter setzte sich neben ihren Sohn, umarmte ihn und zog seinen Kopf an ihre Brust. Er stemmte die Hand gegen ihre Schulter, leistete Widerstand und schrie:

„Mama, flink!“

„Mein dummer Junge!“ sagte die Mutter traurig und freundlich, seinen Widerstand überwindend.

„Rauchen will ich auch! Gib mir Vaters Pfeife!“ lallte Pawel mit schwerer Zunge.

Er hatte sich zum erstenmal betrunken. Der Branntwein hatte seinen Körper geschwächt, sein Bewußtsein aber nicht ausgelöscht, und in seinem Kopf hämmerte die Frage:

„Bin ich betrunken? . . . betrunken?“

Die Zärtlichkeit der Mutter machte ihn verlegen und der Kummer in ihren Augen rührte ihn. Er war dem Weinen nahe, und um das zu unterdrücken, versuchte er sich noch betrunkenener zu stellen, als er tatsächlich war.

Die Mutter aber streichelte sein schweißiges, wirres Haar und sagte leise:

„Du solltest das nicht tun!“

Ihm wurde übel. Nach einem heftigen Brechanfall brachte ihn die Mutter zu Bett und bedeckte seine blasse Stirn mit einem nassen Handtuch. Er wurde wieder etwas nüchterner, aber unter ihm und um ihn her drehte sich alles im Kreise, seine Augenlider wurden schwer, im Munde spürte er einen abscheulich bitteren Geschmack. Er blickte durch die Lider auf das große Gesicht der Mutter und dachte verworren:

„Es ist wohl noch zu früh für mich. Die anderen trinken, denen macht es nichts aus. Mir aber wird übel.“

Wie aus weiter Ferne kam die weiche Stimme der Mutter:

„Was wirst du mir für ein Ernährer sein, wenn du anfängst zu trinken!“

Er schloß die Augen fest und sagte:

„Alle trinken!“

Die Mutter seufzte schwer. Er hatte recht. Sie wußte, daß den Menschen außerhalb der Schenke keine Freuden blühten. Trotzdem sagte sie:

„Du sollst aber nicht trinken! Für dich hat der Vater

schon genug getrunken . . . Und mich gerade genug gequält. Du solltest doch wenigstens mit deiner Mutter Mitleid haben!“

Als Pawel die traurigen, weichen Worte hörte, dachte er daran, daß die Mutter zu Lebzeiten des Vaters ganz unbemerkt und schweigend im Hause gewaltet und stets in Furcht vor Schlägen gelebt hatte. Pawel hatte in der letzten Zeit ein Zusammentreffen mit dem Vater vermieden, war wenig zu Hause gewesen und dadurch der Mutter entfremdet; als er jetzt allmählich nüchtern wurde, blickte er sie unverwandt an.

Sie war groß, etwas gekrümmt und ihre von langer Arbeit und den Schlägen ihres Mannes ausgemergelte Gestalt bewegte sich lautlos, etwas schief vorwärts, als fürchtete sie stets, an etwas anzustoßen. In ihrem breiten, ovalen, von Runzeln durchfurchten, aufgedunsenen Gesicht blinkten dunkle, unruhig traurige Augen — wie bei den meisten Frauen in der Vorstadt. Über die rechte Braue lief eine tiefe Narbe, welche die Braue ein wenig in die Höhe zog, und es schien, daß auch ihr rechtes Ohr etwas höher saß; das gab ihr einen Ausdruck, als wenn sie stets furchtsam auf etwas horchte. In ihrem dichten dunklen Haar glänzten graue Strähnen. Ihr ganzes Wesen war weich, schwermütig, demütig.

Und über ihre Wangen flossen langsam Tränen.

„Weine nicht!“ bat der Sohn leise. „Gib mir zu trinken.“

„Ich bringe dir Wasser mit Eis.“

Als sie zurückkehrte, war er schon eingeschlafen. Sie blieb einen Augenblick bei ihm stehen und bemühte sich, nicht laut zu atmen. Der Krug in ihrer Hand zitterte, und das Eis stieß leise gegen das Blech. Sie stellte den Krug

auf den Tisch und sank schweigend vor dem Heiligenbilde auf die Knie. Durch die Fensterscheiben drangen die Laute trunkenen Lebens. In der Finsternis und Feuchtigkeit des Herbstabends winselte eine Harmonika; jemand sang laut, ein anderer schimpfte mit gemeinen Worten; erregte, müde Frauenstimmen klangen unruhig dazwischen ...

Das Leben in Wlassows kleinem Hause floß seitdem stiller und ruhiger als früher und etwas anders als sonst in der Vorstadt dahin. Das Haus stand am äußersten Ende der Vorstadt neben einem nicht hohen, aber steilen Abhang zum Sumpf. Ein Drittel des Hauses nahm die Küche und ein kleines Zimmer ein, das durch einen dünnen Verschlag von ihr abgeteilt war, in dem die Mutter schlief. Die übrigen zwei Drittel bildeten einen viereckigen Raum mit zwei Fenstern, in einer Ecke stand Pawels Bett, vorn der Tisch und zwei Bänke. Ein paar Stühle, eine Wäschekommode, darauf ein kleiner Spiegel, ein Kasten mit Zeug, eine Wanduhr und zwei Heiligenbilder in der Ecke bildeten die ganze Einrichtung.

Pawel tat alles, was ein junger Bursche tun muß: kaufte eine Harmonika, ein Hemd mit gestärktem Einsatz, ein helles Halstuch, Galoschen, einen Spazierstock und wurde genau so wie alle jungen Burschen seines Alters. Er besuchte Unterhaltungsabende, lernte Quadrille und Polka tanzen, kehrte an Feiertagen betrunken heim und hatte vom Branntwein immer stark zu leiden. Morgens tat sein Kopf weh, er hatte Sodbrennen, sein Gesicht war blaß, elend.

Einmal fragte ihn die Mutter:

„Nun, bist du gestern vergnügt gewesen?“

Er antwortete mürrisch und ärgerlich:

„Graues Elend. Ich will lieber angeln gehen, oder ich kaufe mir eine Flinte.“

Er arbeitete fleißig, ohne Versäumnis und Strafen, war schweigsam, und seine großen Augen, die ebenso blau waren wie die seiner Mutter, blickten unzufrieden drein. Er kaufte sich keine Flinte und ging nicht angeln, fing aber an, sich merklich von dem breiten Wege, den alle anderen wandelten, abzuwenden, besuchte seltener die Unterhaltungsabende und kehrte, obgleich er an den Feiertagen ausging, doch nüchtern heim. Die Mutter beobachtete ihn scharf und sah, daß sein braunes Gesicht immer schmaler wurde, seine Augen immer ernster dreinblickten und er seine Lippen streng zusammenpreßte. Es schien, als sei er im stillen auf etwas böse, oder als quäle ihn eine Krankheit. Früher waren Freunde zu ihm gekommen, jetzt kamen sie nicht mehr, da sie ihn doch nicht zu Hause trafen. Die Mutter freute sich darüber, daß ihr Sohn den andern jungen Fabrikarbeitern nicht ähnlich wurde; als sie aber bemerkte, daß er sich bestimmt und hartnäckig von dem dunklen Strom des Lebens absonderte, erweckte das in ihrem Innern ein unklares Angstgefühl.

„Bist du etwa krank, Pawluscha?“ fragte sie ihn manchmal.

„Nein, ich bin ganz gesund!“ erwiderte er.

„Du bist so mager geworden!“ meinte sie seufzend.

Er begann Bücher mitzubringen und versuchte, sie heimlich zu lesen, und wenn er sie gelesen hatte, versteckte er sie. Bisweilen schrieb er etwas aus den Büchern auf ein einzelnes Blatt und versteckte das ebenfalls . . .

Sie sprachen wenig und sahen sich nicht viel. Morgens trank er schweigend seinen Tee und ging zur Arbeit. Mittags erschien er zum Essen, bei Tisch wechselten sie nichts-

sagende Worte, und dann verschwand er wieder bis zum Abend. Abends, wenn das Tagewerk beendet war, wusch er sich sorgfältig, aß zur Nacht und las dann lange in seinen Büchern. An Feiertagen ging er morgens fort und kam spät nachts nach Hause. Sie wußte, daß er in die Stadt ging, das Theater besuchte; zu ihm aber kam aus der Stadt niemand. Es kam ihr so vor, als ob ihr Sohn mit der Zeit immer weniger sprach. Gleichzeitig bemerkte sie, daß er neue, ihr unverständliche Worte gebrauchte, die ihr vertrauten rohen, heftigen Ausdrücke dagegen in seiner Rede vermied. In seinem Benehmen fiel vielerlei auf; er ließ das Großtun, sorgte mehr dafür, daß er selbst und sein Anzug sauber waren, bewegte sich ungezwungener, gewandter, und wurde äußerlich einfacher, milder. So erregte er in der Mutter ängstliche Aufmerksamkeit. Auch in seinem Verhalten ihr gegenüber trat etwas Neues zutage. Er fegte dann und wann den Fußboden, machte an Feiertagen selbst sein Bett und bemühte sich überhaupt, ihr stets schweigend und unmerklich die Arbeit zu erleichtern. So etwas tat sonst niemand in der Vorstadt.

Eines Tages brachte er ein Bild mit und hängte es an der Wand auf: drei Männer schritten, sich unterhaltend, leicht und zuversichtlich dahin.

„Das ist der auferstandene Christus, der nach Emmaus geht!“ erklärte Pawel.

Der Mutter gefiel das Bild, aber sie dachte:

„Du verehrst Christus, aber in die Kirche gehst du nicht.“

Auf das Wandbrett, das ein befreundeter Tischler für Pawel hübsch angefertigt hatte, kamen immer mehr Bücher. Das Zimmer nahm ein freundliches Aussehen an.

Er nannte sie „Sie“ und „Mama“, aber bisweilen wandte er sich plötzlich liebevoll an sie:

„Mach dir bitte keine Sorge, Mutter, ich komme erst spät nach Hause . . .“

Das gefiel ihr; in solchen Worten fühlte sie Ernst und Festigkeit.

Aber ihre Unruhe nahm ständig zu, und sie schwand nicht mit der Zeit, peinigte das Herz immer heftiger mit der Vorahnung von etwas Ungewöhnlichem. Von Zeit zu Zeit war die Mutter unzufrieden mit dem Sohn und sie dachte:

„Die andern leben doch wie Menschen; er aber lebt wie ein Mönch . . . schon etwas zu strenge . . . Das paßt nicht zu seinen Jahren.“

Manchmal dachte sie:

„Vielleicht hat er sich ein Mädclen angeschafft?“

Aber das Herumlaufen mit Mädchen kostet Geld, und er lieferte ihr fast seinen ganzen Verdienst ab.

So vergingen Wochen, Monate, und unmerklich verstrichen zwei Jahre dieses sonderbaren, schweigsamen Lebens voll unklarer Gedanken und stets zunehmender Ängste.

IV

Eines Abends ließ Pawel nach dem Essen den Vorhang am Fenster herunter, setzte sich in die Ecke, hängte an der Wand über seinem Kopf die Blechlampe auf und begann zu lesen. Die Mutter räumte das Geschirr ab, und als sie aus der Küche zurückkam, trat sie behutsam auf ihn zu. Er erhob den Kopf und blickte ihr fragend ins Gesicht.

„Nichts, Pascha!“ sagte sie schnell und trat mit einem verlegenen Stirnrunzeln beiseite. Als sie dann aber in der Küche einen Augenblick unbeweglich und bekümmert da-

gestanden, wusch sie ihre Hände sauber und trat wieder zum Sohn.

„Ich möchte dich fragen, was du immer liest?“ sagte sie leise.

Er schlug das Buch zu.

„Setz dich, Mama.“

Die Mutter ließ sich schwer neben ihm nieder, richtete sich gerade und gab genau acht, als erwartete sie etwas Wichtiges.

Ohne sie anzusehen, begann Pawel halblaut und auffallend finster:

„Ich lese verbotene Bücher. Sie sind deswegen verboten, weil sie die Wahrheit über unser Leben, das Leben der Arbeiter, sagen . . . Sie werden heimlich gedruckt, und wenn man sie bei mir findet, komme ich ins Gefängnis . . . ins Gefängnis, weil ich die Wahrheit wissen will . . . Hast du verstanden?“

Ihr wurde plötzlich der Atem schwer. Sie blickte den Sohn mit weit geöffneten Augen an, und er erschien ihr fremd. Er hatte eine andere, eine tiefere, kräftigere, klangvollere Stimme. Er zupfte mit den Fingern an seinem feinen, dichten Schnurrbart und blickte mit sonderbarem Ausdruck finster in die Ecke. Sie empfand Angst und Kummer um ihren Sohn.

„Warum tust du das, Pawluscha?“ fragte sie.

Er erhob den Kopf und erwiderte leise und ruhig:

„Ich will die Wahrheit wissen.“

Seine Stimme klang leise, aber fest, seine Augen glänzten trotzig. Sie fühlte in ihrem Herzen, daß ihr Sohn sich für immer einem geheimnisvollen, schrecklichen Werk geweiht habe. Alles im Leben erschien ihr unvermeidlich, sie war gewohnt, sich gedankenlos unterzuordnen, und

so weinte sie jetzt nur still vor sich hin und fand in ihrem kummer- und gramerfüllten Herzen keine Worte.

„Weine nicht!“ sagte Pawel freundlich und leise; und es war ihr, als wenn er sich verabschiedete.

„Denk einmal nach, welches Leben wir führen? Du bist vierzig Jahre, und hast du überhaupt gelebt? Der Vater hat dich geschlagen . . . ich verstehe jetzt, daß er an dir all seinen Kummer ausgelassen hat . . . den Kummer seines Lebens; — der hat ihn erdrückt; und er verstand nicht, woher er rührt. Er hat dreißig Jahre gearbeitet, hat angefangen zu arbeiten, als die ganze Fabrik noch in zwei Gebäuden untergebracht war, und jetzt sind es sieben!“

Sie hörte ihm furchtsam und begierig zu. Die Augen des Sohnes glühten in schöner Helle. Er lehnte sich mit der Brust gegen den Tisch, rückte näher an sie heran und hielt ihr gerade in das tränenfeuchte Gesicht seine erste Rede über die von ihm begriffene Wahrheit. Mit der ganzen Kraft der Jugend und mit dem Eifer eines Schülers, der stolz auf seine Kenntnisse und von heiligem Glauben an ihre Wahrheit erfüllt ist, sprach er über das, was ihm klar war, und zwar sprach er weniger für seine Mutter, als um sich selbst zu prüfen. Zuweilen hielt er inne, wenn er keine Worte fand, und sah dann ein bekümmertes Gesicht vor sich, in dem von Tränen verhüllte, gute Augen trübe glänzten. Sie blickten furchtsam, verständnislos drein. Die Mutter tat ihm leid, er begann wieder zu reden, jetzt aber über sie, über ihr Leben.

„Welche Freuden hast du kennengelernt“, fragte er. „Was hast du von deinem Leben gehabt?“

Sie hörte ihm zu und schüttelte traurig den Kopf; sie empfand ein neues, ihr unbekanntes, gleichzeitig trauriges

und freudiges Gefühl, das ihr schweigendes, schmerzerfülltes Herz weich umschmeichelte. Solche Reden über sich und ihr Leben hörte sie zum erstenmal, und sie erweckten in ihr längst entschlafene, unklare Gedanken, entfachten erloschene Gefühle dunkler Unzufriedenheit mit ihrem Leben — Gedanken und Gefühle einer fernen Jugend. Sie hatte mit ihren Freundinnen über das Leben gesprochen, hatte lange über alles geredet, aber alle und auch sie selbst hatten nur geklagt und niemand hatte zu erklären versucht, warum das Leben so schwer und mühsam ist. — Jetzt aber sitzt vor ihr ihr Sohn, und was seine Augen, sein Gesicht und seine Worte sprechen, das alles packt ihr Herz, erfüllt es mit einem Gefühl des Stolzes über den Sohn, der das Leben seiner Mutter richtig verstanden hatte, zu ihr über ihre Leiden spricht und Mitgefühl für sie hat.

Für Mütter hat man kein Mitgefühl.

Sie wußte das. Alles, was er über ihr Leben sagte, war bittere, ihr wohlbekannte Wahrheit, und in ihrer Brust zitterten Gefühle, die sie immer mehr mit einer ihr unbekannten Zärtlichkeit erwärmten.

„Was hast du denn vor?“ fragte sie, ihn unterbrechend.

„Lernen und dann andere lehren. Wir Arbeiter müssen lernen. Wir müssen herausbekommen, müssen begreifen, warum unser Leben so schwer ist.“

Es war ihr ein süßes Gefühl, daß seine stets ernsten und strengen blauen Augen jetzt so weich schimmerten. Um ihre Lippen spielte ein zufriedenes, stilles Lächeln, wenn auch auf den runzeligen Wangen noch Tränen zitterten. In ihr wogte ein zwiespältiges Gefühl des Stolzes über ihren Sohn, der so gut den Jammer des Lebens sah; gleichzeitig konnte sie seine Jugend nicht vergessen und

daß er nicht so sprach wie alle anderen; daß er entschlossen war, allein den Kampf gegen das allen und auch ihr gewohnte Leben aufzunehmen . . . Sie wollte ihm sagen:

„Liebling, was kannst du ausrichten?“ Aber sie wollte sich nicht die Freude verkümmern, ihren Sohn zu betrachten, der ihr plötzlich so klug, wenn auch so fremd erschien.

Pawel sah das Lächeln auf den Lippen der Mutter, ihr aufmerksames Gesicht, die Liebe in ihren Augen. Es war ihm, als ob er zustande gebracht hatte, daß sie die Wahrheit dessen, was er gesagt, begriff, und jugendlicher Stolz über die Kraft des Wortes bestärkte ihn in seinem Glauben an sich selbst. Von Erregung ergriffen, sprach er bald lächelnd, bald die Stirn runzelnd; bisweilen klang Haß aus seiner Rede, und wenn die Mutter seine tönenden, harten Worte hörte, schüttelte sie erschreckt den Kopf und fragte den Sohn leise:

„Ist das wirklich so, Pascha?“

„Ja!“ erwiderte er fest und bestimmt. Und er erzählte ihr von Menschen, die dem Volke Gutes wünschten, die Wahrheit unter das Volk gesät hatten, wofür die Feinde des Lebens ihnen wie wilden Tieren nachgestellt, sie ins Gefängnis geworfen und in die Verbannung geschickt hatten . . .

„Ich habe solche Leute gesehen!“ rief er hitzig. „Es sind die besten Menschen von der Welt!“

In ihr dagegen erweckten diese Leute Furcht, und sie wollte den Sohn fragen:

„Ist das wirklich so?“

Aber sie konnte sich nicht entschließen und hörte zaghaft die Erzählungen von den Leuten, die ihren Sohn solch gefährliche Dinge reden und denken gelehrt hatten. Endlich sagte sie zu ihm:

„Es wird bald hell . . . Du solltest dich schlafen legen!“
„Ja, ich lege mich sofort hin“, stimmte er ihr zu. Und dann beugte er sich zu ihr nieder und sagte:

„Hast du mich verstanden?“

„Jawohl!“ erwiderte sie mit einem Seufzer. Tränen stürzten aus ihren Augen, und schluchzend fügte sie hinzu: „Du gehst in dein Verderben.“

Er stand auf, ging im Zimmer hin und her und sagte dann:

„Jetzt weißt du alles, was ich tue und wohin ich gehe. Ich habe dir alles gesagt! Ich bitte dich, Mutter, wenn du mich lieb hast — hindere mich nicht!“

„Nein, Liebling“, rief sie. „Vielleicht wäre es besser für mich, wenn ich nichts wüßte!“

Er ergriff ihre Hand und nahm sie fest in die seinen.

Das Wort „Mutter“ hatte sie überrascht, das er mit warmer Kraft ausgesprochen und dieser neue und sonderbare Händedruck.

„Ich werde nichts tun!“ sagte sie mit versagender Stimme. „Nur nimm dich in acht . . . Nimm dich in acht!“

Da sie nicht wußte, wovor er sich in acht nehmen sollte, fügte sie traurig hinzu:

„Du wirst immer magerer.“

Sie umfing seinen festen, schlanken Leib mit einem warmen Blick und sagte eilig und leise:

„Gott mit dir! Lebe, wie du willst, ich werde dich nicht stören. Nur um eins bitte ich dich — sprich nicht ohne Furcht mit den Menschen! Man muß die Menschen fürchten — sie hassen sich alle gegenseitig, leben voll Gier, voll Neid. Alle haben Freude am Bösen. Sobald du anfängst, sie anzuklagen und zu richten, werden sie dich hassen und zugrunde richten!“

Der Sohn stand in der Tür und hörte ihren gramvollen Worten zu; als aber die Mutter geendet, meinte er lächelnd: „Die Menschen sind schlecht, ja . . . Seitdem ich aber weiß, daß es Wahrheit in der Welt gibt, sind die Menschen besser geworden.“

Er lächelte wieder und fuhr fort:

„Ich verstehe selbst nicht, wie das gekommen ist! Von klein auf habe ich alle gefürchtet, als ich heranwuchs, begann ich sie zu hassen, die einen wegen ihrer Gemeinheit, die anderen, — ich weiß nicht, weshalb, — einfach so. Jetzt sind aber alle anders geworden, vielleicht weil sie mir leid tun. Ich kann es mir nicht erklären, aber mein Herz ist weicher geworden, seit ich weiß, daß nicht alle an ihrem Schmutz schuld sind . . .“

Er schwieg, als horchte er auf etwas in seinem Innern, dann sprach er halblaut und nachdenklich:

„So wirkt die Wahrheit!“

Sie blickte ihn an und meinte leise:

„Du hast dich gefährlich verändert, — ach Gott!“

Als er sich niedergelegt hatte und eingeschlafen war, stand die Mutter behutsam wieder auf und trat leise zu ihm hin. Pawel lag auf dem Rücken, und von dem weißen Kissen hob sich sein braunes, trotziges und strenges Gesicht deutlich ab. Die Hände gegen die Brust gepreßt, stand die Mutter barfuß, nur im Hemde, neben seinem Bett, ihre Lippen bewegten sich lautlos, und aus ihren Augen flossen gleichmäßig, eine nach der andern, große, trübe Tränen.

V

Und wieder lebten sie schweigend, einander fern und doch so nahe.

Als Pawel einmal an einem Feiertag, mitten in der Woche, aus dem Hause ging, sagte er zu der Mutter:

„Sonabend habe ich Gäste aus der Stadt.“

„Aus der Stadt? . . .“ wiederholte die Mutter, den Kopf wiegend und schluchzte plötzlich auf.

„Nun, warum weinst du, Mama?“ rief Pawel unzufrieden.

Sie wischte das Gesicht mit der Schürze ab, seufzte und erwiderte:

„Ich weiß nicht . . . es ist nur so . . .“

Er trat zu ihr, blieb vor ihr stehen und fragte:

„Hast du Angst?“

„Ja“, gab sie zu.

Er neigte sich zu ihrem Gesicht nieder und sagte böse, wie sein Vater:

„Eben an dieser Angst gehen wir alle zugrunde! Die uns kommandieren, benutzen unsere Angst und schüchtern uns noch mehr ein!“

Die Mutter wimmerte:

„Sei nicht böse! Wie soll ich nicht ängstlich sein? Ich habe mein ganzes Leben in Angst zugebracht.“

Halblaut und etwas weicher sagte er:

„Verzeih mir! Ich kann nicht anders! Es geht nicht anders!“ und ging fort.

Drei Tage lang zitterte ihr Herz und stand jedesmal still, wenn sie daran dachte, daß fremde, schreckliche Leute in das Haus kommen würden. Es waren ja die Menschen, die dem Sohn den Weg gewiesen, den er ging . . .

Sonabend abend kam Pawel aus der Fabrik, wusch sich, kleidete sich um, ging wieder fort und sagte, ohne seine Mutter anzusehen:

„Wenn sie kommen, sag, daß ich gleich wieder da bin. Und bitte, hab keine Angst!“

Sie ließ sich kraftlos auf die Bank nieder. Der Sohn blickte sie finster an und schlug ihr vor:

„Vielleicht möchtest du ausgehen?“

Das beleidigte sie. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein! Warum sollte ich?“

Es war Ende November. Am Tage war auf die gefrorene Erde trockener, feiner Schnee gefallen, und jetzt hörte man, wie er unter den Füßen des fortgehenden Sohnes knirschte. Gegen die Fensterscheiben lehnte sich dichte, feindlich lauernde Finsternis. Die Mutter hatte die Hände auf die Bank gestützt, saß da, blickte auf die Tür und wartete.

Ihr war, als wenn in der Finsternis von allen Seiten seltsam gekleidete, böse Menschen vorsichtig gebückt und sich umsehend, heranschlichen. Jetzt ging schon jemand um das Haus herum und tastete mit den Händen an der Wand entlang.

Man hörte einen Pfiff. Wie ein dünner Strom wand er sich schwermütig und melodisch durch die Stille, irrte nachdenklich durch die öde Finsternis, suchte etwas und kam näher. Plötzlich verschwand er unter dem Fenster, als sei er in die hölzerne Wand eingedrungen.

Im Flur scharrten Füße, die Mutter zitterte, erhob gespannt die Brauen und stand auf.

Die Tür wurde geöffnet. Erst schob sich ein Kopf in großer zottiger Mütze in die Tür, dann glitt langsam ein langer Körper gebückt herein, richtete sich gerade, hob gemächlich die rechte Hand auf, atmete laut und sprach mit tiefer Bruststimme:

„Guten Abend!“

Die Mutter verneigte sich schweigend.

„Ist Pawel nicht zu Hause?“

Der Mensch zog langsam seine kurze Pelzjacke aus, hob einen Fuß hoch, klopfte mit der Mütze den Schnee vom Stiefel, tat dann dasselbe mit dem andern Fuß, warf die Mütze in die Ecke und trat, sich auf seinen langen Beinen wiegend, ins Zimmer. Er ging zu einem Stuhl, besah ihn, als wollte er sich von der Tragfähigkeit überzeugen, setzte sich endlich, bedeckte den Mund mit der Hand und gähnte. Sein Kopf war regelmäßig rund und glattgeschoren, die Wangen rasiert, und der lange Schnurrbart hing nach unten. Er betrachtete das Zimmer aufmerksam mit seinen großen, grauen, vorstehenden Augen, schlug dann ein Bein über das andere, schaukelte auf dem Stuhl hin und her und fragte:

„Ist das Ihr Haus, oder wohnen Sie zur Miete?“

Die Mutter setzte sich ihm gegenüber und antwortete:

„Wir wohnen zur Miete.“

„Sehr großartig ist die Bude nicht!“ bemerkte er.

„Pawel kommt bald, Sie können warten!“ lud die Mutter ihn ein.

„Ja, ich warte!“ sagte der lange Mensch ruhig.

Seine Ruhe, die weiche Stimme und sein einfaches Gesicht machten der Mutter Mut. Er blickte sie offen und wohlwollend an, in seinen tiefen, durchsichtigen Augen spielte ein lustiges Funkeln, und in seiner ganzen eckigen, gebückten Gestalt mit den langen Beinen lag etwas Komisches und Einnehmendes. Er trug ein blaues Hemd und schwarze, weite Beinkleider, die in die Stiefel gesteckt waren. Sie wollte ihn fragen, wer er sei und woher er komme, ob er schon lange ihren Sohn kenne, aber plötzlich schaukelte er wieder mit dem ganzen Leib und fragte sie seinerseits:

„Wer hat Sie über die Stirn gehauen, Mütterlein?“

Er fragte freundlich, mit deutlichem Lächeln in den Augen; aber diese Frage kränkte die Frau. Sie preßte die Lippen fest zusammen, schwieg einen Augenblick und fragte dann mit kalter Höflichkeit:

„Wieso interessiert Sie das, mein Herr?“

Er machte mit dem ganzen Körper eine Bewegung gegen sie und sagte:

„Seien Sie mir nicht böse! Ich habe ja nur deswegen gefragt, weil meine Pflegemutter ebenfalls einen Hieb über den Kopf bekommen hat, genau so wie Sie. Die hat nämlich ihr Schatz gehauen, der Schuster, mit dem Leisten. Sie war Wäscherin und er Schuster. Sie hat den Trunkenbold erst, nachdem sie mich als Sohn angenommen, irgendwo gefunden, zu ihrem großen Kummer. Der hat sie geprügelt, sage ich Ihnen! Mir ist vor Angst die Haut geplatzt.“

Die Mutter fühlte sich durch seine Offenheit entwaffnet, und ihr kam der Gedanke, daß Pawel vielleicht wegen ihrer unfreundlichen Antwort, die sie diesem sonderbaren Menschen gegeben, böse sein könne. Sie lächelte verlegen und sagte:

„Ich bin nicht böse, aber Sie haben so plötzlich gefragt. Meinem lieben Mann verdanke ich das, Gott hab ihn selig! Sie sind doch kein Tatar?“

Der Mensch baumelte mit den Beinen und lächelte so breit, daß seine Ohren bis zum Scheitel reichten. Dann sprach er ernst:

„Bis jetzt noch nicht!“

„Ihre Aussprache kommt mir nicht ganz russisch vor!“ erklärte die Mutter lächelnd.

„Sie ist besser als die russische!“ meinte der Gast, vergnügt den Kopf wiegend. „Ich bin ein Kleinrusse, aus Kanew.“

„Sind Sie schon lange hier?“

„Ich habe ungefähr ein Jahr in der Stadt gelebt . . . bin aber jetzt vor einem Monat in eure Fabrik gegangen. Habe hier gute Menschen gefunden — Ihren Sohn und andere. Hier will ich mich länger aufhalten!“ sagte er, seinen Schnurrbart zausend.

Er gefiel ihr. Sie empfand den Wunsch, ihm seine Bemerkung über den Sohn mit etwas zu vergelten und machte ihm den Vorschlag:

„Vielleicht trinken Sie ein Gläschen Tee?“

„Doch nicht ich allein!“ erwiderte er achselzuckend.
„Wenn alle da sind, dann können Sie uns bewirten.“

Sie mußte an ihre Furcht denken.

„Wenn doch alle so wären wie dieser!“ wünschte sie in ihrem Innern.

Wieder ertönten Schritte im Flur, die Tür wurde schnell geöffnet. Die Mutter stand auf. Zu ihrem Erstauen trat ein Mädchen von mittlerem Wuchs, mit dem schlichten Gesicht einer Bäuerin und einem dicken, hellen Zopf in die Küche. Sie fragte leise:

„Komme ich nicht zu spät?“

„Keine Sorge!“ erwiderte der Kleinrusse, aus dem Zimmer guckend. „Kommen Sie zu Fuß?“

„Natürlich! Sind Sie Pawels Mutter? Guten Tag! Ich heiße Natascha . . .“

„Und Ihr Vatername?“ fragte die Mutter.

„Wassiljewna . . . Und wie heißen Sie?“

„Pelagea Nilowna.“

„Nun, da hätten wir uns also vorgestellt.“

„Ja!“ sagte die Mutter aufatmend und blickte das Mädchen lächelnd an.

Der Kleinrusse half ihr beim Auskleiden und fragte:

„Ist es kalt?“

„Auf dem Felde sehr! Es ist windig.“

Ihre Stimme war wohlklingend, hell, ihr Mund klein, voll, und ihre ganze Gestalt rundlich und frisch. Nachdem sie abgelegt, rieb sie mit ihren kleinen, von der Kälte geröteten Händen kräftig die roten Wangen, ging mit kurzen, schnellen Schritten im Zimmer auf und ab und stampfte laut mit den Hacken auf den Fußboden.

„Sie geht ohne Galoschen!“ fuhr es der Mutter durch den Kopf.

„Ja—a!“ sagte das Mädchen gedehnt, zitternd. „Ich bin schön durchgefroren!“

„Ich werde Ihnen gleich den Samowar wärmen“, sagte die Mutter schnell und trat in die Küche. „Sofort!“

Es kam ihr vor, als wenn sie dieses Mädchen längst kannte und als gute, mitleidige Mutter liebte. Sie lächelte und lauschte der Unterhaltung im Zimmer.

„Warum sind Sie so verdrießlich, Nachodka?“ fragte das Mädchen.

„So überhaupt!“ erwiderte der Kleinrusse halblaut. „Die Witwe hat gute Augen, da fiel mir ein, daß vielleicht meine Mutter ebensolche hat. Wissen Sie, ich denke oft an meine Mutter und glaube immer, sie lebt noch!“

„Sie haben doch gesagt, sie sei tot?“

„Ja, — die Pflegemutter ist tot, aber ich spreche von der wirklichen. Ich bilde mir immer ein, sie bettelt in Kijew und trinkt Schnaps. Und wenn sie betrunken ist, schlagen die Polizisten sie ins Gesicht.“

„Ach, du lieber Mensch!“ dachte die Mutter und seufzte.

Natascha sagte schnell etwas, eifrig und halblaut. Wieder ertönte die klangvolle Stimme des Kleinrussen.

„Ach, Sie sind noch jung, Sie haben sich noch nicht viel Wind um die Nase wehen lassen! Gebären ist schwer; den Menschen aber Gutes beibringen, noch schwerer.“

„Ei, du!“ rief die Mutter innerlich und wollte dem Kleinrussen etwas erwidern, etwas Freundliches sagen. Doch da wurde die Tür schnell geöffnet, und der Sohn des alten Diebes Danilo, Nikolai Wessowtschikow, der in der ganzen Vorstadt als menschenfurcht bekannt war, trat ein. Er wich den Leuten finster aus, und alle verspotteten ihn deswegen. Die Mutter fragte ihn erstaunt:

„Was willst du denn hier, Nikolai?“

Er wischte mit der breiten, pockennarbigten Hand über sein breitknochiges Gesicht und fragte, ohne Guten Abend zu sagen, dumpf:

„Ist Pawel zu Hause?“

„Nein.“

Er blickte ins Zimmer und ging dann mit den Worten: „Guten Abend, Genossen!“ hinein.

„Der?“ dachte feindselig die Mutter und wunderte sich sehr, als sie sah, daß Natascha ihm freundlich und freudig die Hand bot.

Dann kamen zwei junge Burschen, fast noch Knaben. Einen von ihnen kannte die Mutter; es war der Neffe des alten Fabrikarbeiters Ssisow — Fedor, mit schmalen Gesicht, hoher Stirn und Locken. Der andere, glatt gekämmt und bescheiden, war ihr zwar unbekannt, ängstigte sie aber auch nicht. Endlich erschien Pawel und mit ihm zwei junge Menschen, die sie beide von Ansehen kannte; es waren Fabrikarbeiter. Der Sohn sprach freundlich zu ihr:

„Du hast den Samowar aufgestellt? Schönen Dank!“

„Soll ich vielleicht Branntwein holen?“ schlug sie vor,

da sie nicht wußte, wie sie ihm ihre Dankbarkeit für etwas, was sie noch nicht begriffen hatte, ausdrücken sollte.

„Nein, das ist nicht nötig!“ erwiderte Pawel, ihr freundlich zulächelnd.

Sie dachte plötzlich, daß ihr Sohn die Gefährlichkeit der Versammlung absichtlich übertrieben hätte, um sie zu necken.

„Sind das die gefährlichen Menschen?“ fragte sie leise.

„Ja, das sind sie!“ erwiderte Pawel, ins Zimmer tretend.

„Ei, du Strick!“ rief sie ihm freundlich nach und dachte leutselig:

„Er ist doch ein rechtes Kind!“

VI

Als der Samowar summt, brachte die Mutter ihn ins Zimmer. Die Gäste saßen in engem Kreise um den Tisch; Natascha aber hatte mit einem Buch in der Hand in der Ecke, wo die Lampe stand, Platz genommen.

„Um zu verstehen, warum die Menschen schlecht leben . . .“ sagte Natascha.

„Und warum sie selbst schlecht sind“, flocht der Kleinsusse ein.

„. . . muß man zusehen, wie sie früher gelebt haben.“

„Nun sieh einer, ihr lieben Leute!“ murmelte die Mutter, den Tee aufgießend.

Alle verstummten.

„Was wollen Sie, Mama?“ fragte Pawel, die Stirn runzelnd.

„Ich?“ Sie blickte um sich, und als sie wahrnahm, daß alle sie anschauten, erklärte sie befangen:

„Ich sagte nur so für mich . . . Nun sieh einer an!“

Natascha lachte laut auf, und Pawel lächelte; der Kleinrusse aber sagte:

„Schönen Dank, Mütterlein, für den Tee!“

„Sie haben noch nicht getrunken und bedanken sich schon!“ gab sie zurück und fragte mit einem Blick auf ihren Sohn:

„Ich störe doch nicht?“

Natascha erwiderte:

„Wie können Sie, als Hausfrau, Ihre Gäste stören?“

Und bat fast kindlich flehend:

„Liebste, geben Sie mir doch rasch Tee! Ich zittere am ganzen Leibe . . . Meine Füße sind schrecklich kalt!“

„Sofort, sofort“, rief die Mutter schnell.

Als Natascha eine Tasse Tee getrunken, atmete sie schwer, warf ihren Zopf auf die Schulter und begann aus einem Buch in gelbem Einband und mit Bildern vorzulesen. Die Mutter bemühte sich, mit dem Geschirr nicht zu klappern, goß die Gläser voll und horchte auf die glatt hinfließende Rede des Mädchens. Die klangvolle Stimme floß mit dem zarten, nachdenklichen Singen des Samowars zusammen, und durch das Zimmer zog sich wie ein hübsches Band eine Erzählung von wilden Menschen, die in Höhlen lebten und mit Steinen wilde Tiere töteten. Das hatte Ähnlichkeit mit einem Märchen, und die Mutter blickte mehrmals nach ihrem Sohn hin, um ihn zu fragen, was denn an dieser Erzählung von Wilden Verbotenes sei? Aber sie wurde bald müde, der Erzählung zu folgen und begann, unmerklich für den Sohn und für die Gäste, sie zu beobachten.

Pawel saß neben Natascha; er war die schönste Erscheinung von allen. Natascha hatte sich tief über das Buch gebeugt und schob häufig ihr Haar, das ihr auf die

Schläfen fiel, beiseite, schüttelte den Kopf, dämpfte die Stimme und machte eine Bemerkung, ohne in das Buch zu blicken; dabei glitten ihre Augen über die Gesichter der Zuhörer hin. Der Kleinrusse lehnte mit seiner breiten Brust gegen die Tischecke, drehte seinen Schnurrbart und schielte, indem er sich bemühte, die zerzausten Enden des Schnurrbarts zu sehen. Wessowtschikow saß gerade, wie von Holz, auf seinem Stuhl, hatte die Handflächen auf die Knie gestützt, und sein pockennarbiges Gesicht ohne Brauen und mit dünnen Lippen war unbeweglich wie eine Maske. Ohne mit den schmalen Augen zu blinzeln, blickte er starr auf sein eigenes Gesicht, das sich in dem blanken, kupfernen Samowar spiegelte, und schien nicht zu atmen. Der kleine Fedja hörte auf das Vorgelesene und bewegte lautlos die Lippen, als wiederholte er sich die Worte aus dem Buche; sein Freund aber saß krumm mit auf die Knie gestützten Ellbogen da, hatte den Kopf in die flachen Hände gelegt und lächelte nachdenklich. Einer von den Burschen, die mit Pawel gekommen waren, ein rötlicher Lockenkopf mit lustigen, grünen Augen, schien etwas sagen zu wollen und rückte ungeduldig hin und her; der andere, blondhaarige, kurzgeschorene, fuhr sich mit der Hand über den Kopf und blickte auf den Fußboden; sein Gesicht war nicht zu sehen. Im Zimmer herrschte eine eigenartige, gemütliche Stimmung. Die Mutter hatte eine besondere, ihr unbekannte Empfindung; Nataschas singendes Vorlesen erinnerte sie an die lärmenden Abendunterhaltungen in ihrer Jugend, sie dachte an die rohen Worte der Burschen, die stets nach schlechtem Branntwein rochen, und an ihre zynischen Späße. Und ein beklemmendes Gefühl des Mitleids mit sich selbst rührte leise an ihr Herz.

Vor ihr tauchte die Szene auf, wie ihr verstorbener Mann um sie geworben hatte. An einem Unterhaltungsabend hatte er sie im dunklen Flur roh gepackt, mit dem ganzen Leibe gegen die Wand gedrückt und dumpf und zornig gefragt:

„Willst du mich heiraten?“

Das tat ihr weh und kränkte sie; er aber drückte ihr heftig die Brüste, schnob und atmete ihr heiß und feucht ins Gesicht. Sie versuchte sich seinen Händen zu entwinden und stürzte zur Seite.

„Wohin?“ brüllte er. „Gib Antwort!“

Keuchend vor Scham und Schmach schwieg sie.

Da öffnete jemand die Flurtür, und er ließ sie langsam los mit den Worten:

„Sonntag schicke ich die Brautwerberin . . .“

Er schickte sie wirklich.

Die Mutter schloß die Augen und seufzte schwer.

„Ich brauche nicht zu wissen, wie die Menschen gelebt haben, sondern nur, wie man leben muß!“ ertönte im Zimmer Wessowtschikows unzufriedene Stimme.

„Sehr richtig!“ pflichtete der Rothaarige, sich erhebend, ihm bei.

„Ich bin anderer Meinung!“ rief Fedja.

Es entstand ein Streit, und die Worte funkelten wie Flammenzungen im Scheiterhaufen. Die Mutter verstand nicht, um was der Lärm ging. Alle Gesichter brannten rot vor Erregung, aber niemand wurde böse oder gebrauchte die ihr bekannten häßlichen Ausdrücke.

„Sie nehmen sich vor dem Fräulein zusammen!“ entschied sie bei sich.

Ihr gefiel Nataschas ernstes Gesicht, die alle auf-

merksam beobachtete, als wären die Burschen in ihren Augen Kinder.

„Wartet einmal, Genossen!“ sagte sie plötzlich. Und alle schwiegen und sahen sie an.

„Recht haben die, die sagen: wir müssen alles wissen. Wir müssen uns selbst mit dem Licht der Vernunft erleuchten, damit die Menschen, die in dunkler Unwissenheit leben, uns sehen, wir müssen auf alles ehrlich und wahr antworten. Wir müssen die ganze Wahrheit, alle Falschheit kennen lernen . . .“

Der Kleinrusse hörte zu und wiegte im Takte zu ihren Worten seinen Kopf hin und her. Wessowtschikow, der Rothaarige und der Fabrikarbeiter, den Pawel mitgebracht, standen zu drei in einer Gruppe dicht beisammen. Das gefiel der Mutter nicht.

Als Natascha schwieg, stand Pawel auf und fragte ruhig:

„Wollen wir denn nur satt werden? Nein!“ antwortete er selbst und blickte unverwandt zur Seite nach den dreien hin. „Wir müssen denen, die uns auf dem Nacken sitzen und uns die Augen verschließen, zeigen, daß wir alles sehen. Wir sind nicht dumm, sind keine Tiere und wollen nicht nur essen, wir wollen leben, menschenwürdig leben! Wir müssen unseren Feinden zeigen, daß unser Knechtsdasein, das sie uns aufgebürdet haben, uns nicht hindert, ihnen an Verstand ebenbürtig, sogar über zu sein . . .“

Die Mutter hörte ihn, und in ihrer Brust regte sich Stolz — wie gewandt konnte er doch reden!

„Satte Menschen gibt es schon — ehrenhafte aber nicht!“ sagte der Kleinrusse. „Wir müssen eine Brücke über den Sumpf des faulen Lebens zum zukünftigen Reich der Herzengüte schlagen, das ist unsere Aufgabe!“

„Jetzt müssen wir um uns schlagen; Wunden zu heilen, ist keine Zeit mehr!“ erwiderte Wessowtschikow dumpf.

Es war bereits nach Mitternacht, als man sich zu trennen begann. Zuerst gingen Wessowtschikow und der Rothaarige, das gefiel der Mutter wieder nicht.

„Die haben ja große Eile!“ dachte sie und verneigte sich wenig freundlich vor ihnen.

„Sie begleiten mich wohl, Nachodka?“ fragte Natascha.

„Selbstverständlich!“ antwortete der Kleinrusse.

Als Natascha sich in der Küche ankleidete, sagte die Mutter zu ihr:

„Ihre Strümpfe sind für diese Jahreszeit zu dünn! Wenn Sie erlauben, stricke ich Ihnen ein paar wollene.“

„Danke schön, Pelagea Nilowna. Die wollenen kratzen aber so!“ erwiderte Natascha lachend.

„Ich stricke Ihnen solche, die nicht kratzen!“ sagte die Wlassowa.

Natascha sah sie an und kniff dabei die Augen ein wenig zusammen; ihr fester Blick machte die Mutter verlegen.

„Entschuldigen Sie schon meine Dummheit . . . ich meine es aufrichtig!“ setzte sie leise hinzu.

„Sie sind eine prächtige Frau!“ erwiderte Natascha ebenfalls halblaut und drückte schnell ihre Hand.

„Gute Nacht, Mütterlein!“ sagte der Kleinrusse, ihr in die Augen blickend, bückte sich und trat hinter Natascha in den Flur.

Die Mutter schaute nach ihrem Sohn — der stand neben der Tür im Zimmer und lächelte.

„Was lachst du?“ fragte sie verwirrt.

„Nur so. Ich freue mich!“

„Gewiß, ich bin alt und dumm, aber was Schönes verstehe ich auch noch!“ meinte sie leicht gekränkt.

„Gut, gut!“ erwiderte er. „Du solltest zu Bett gehen, es ist Zeit . . .“

„Ich gehe sofort zu Bett.“

Sie machte sich am Tisch zu schaffen, räumte das Geschirr ab, war zufrieden und schwitzte sogar infolge angenehmer Erregung, — kurz, sie freute sich, daß alles so schön gewesen war und so friedlich geendet hatte.

„Das hast du gut gemacht, Pawluscha!“ sagte sie. „Der Kleinrusse ist sehr lieb, und das Fräulein . . . Ach, ist die klug! Was ist sie eigentlich?“

„Lehrerin!“ erwiderte Pawel kurz, im Zimmer auf- und abschreitend.

„Ach so! deshalb ist sie arm. Sie ist schlecht gekleidet, ach, so schlecht! Da kann man sich schon erkälten! Wo wohnen ihre Eltern? . . .“

„In Moskau“, sagte Pawel, blieb vor der Mutter stehen und fügte ernst und halblaut hinzu:

„Weißt du, ihr Vater ist ein reicher Mann, Eisenhändler, hat mehrere Häuser. Weil sie aber diesen Weg betreten hat, hat er sie verstoßen. Sie ist in warmer Behaglichkeit erzogen. Sie hatte alles, was sie wollte. Und jetzt geht sie sieben Werst mitten in der Nacht allein!“

Die Mutter war überrascht. Sie stand mitten im Zimmer und blickte schweigend, mit verwundertem Stirnrunzeln auf ihren Sohn. Dann fragte sie leise:

„Geht sie in die Stadt?“

„Ja!“

„Ach! Und sie hat keine Angst?“

„Denk dir mal — die hat keine Angst!“ erwiderte Pawel lächelnd.

„Aber warum? . . . Sie könnte doch hier über Nacht bleiben, bei mir schlafen!“

„Das geht nicht! Wenn sie morgen früh jemand hier sieht, wäre es für uns nicht gerade angenehm.“

Die Mutter blickte nachdenklich durch das Fenster und fragte leise:

„Ich verstehe nicht, Pawel, was denn dabei gefährlich und verboten ist? Ihr tut doch nichts Böses?“

Sie war ihrer Sache nicht ganz sicher und wollte von dem Sohne eine bestätigende Antwort hören. Er blickte ihr ruhig in die Augen und erklärte ihr fest:

„Wir tun nichts Böses, und trotzdem winkt uns allen in der Ferne das Gefängnis. Dessen mußt du dir schon bewußt sein!“

Ihre Hände zitterten, mit versagender Stimme meinte sie:

„Vielleicht gibt Gott, daß es doch gut abläuft?“

„Nein!“ sagte der Sohn freundlich. „Ich kann dir nichts vormachen, es läuft nicht gut ab.“

Er lächelte.

„Geh zu Bett, du bist müde. Gute Nacht!“

Als sie allein war, trat sie zum Fenster, blieb da stehen und blickte auf die Straße. Draußen war es kalt und trübe. Der Wind blies, wehte den Schnee von den Dächern der kleinen, schlafenden Häuser, stürmte gegen die Mauern, flüsterte eilfertig vor sich hin, fegte über die Erde und trieb weiße Wolken trockener Schneeflocken die Straße entlang . . .

„Jesus Christus, erbarm dich unser!“ flüsterte die Mutter leise.

Aus ihrem Herzen stieg immer neues Weh empor, und gleich einem Nachtschmetterling huschte und zitterte in ihr die Vorahnung des Unheils, über das ihr Sohn so ruhig und sicher sprach. Vor ihren Augen lag die weite, schnee-

bedeckte Ebene. Kalt, mit scharfem Pfeifen fegte der Wind weiß und zottig darüber hin . . . Mitten in der Ebene schreitet schwankend eine kleine, schlanke Mädchengestalt einsam vorwärts. Der Wind fährt ihr gegen die Beine, bläht ihre Röcke auf und wirft ihr stechende Schneekörner ins Gesicht. Es geht sich schwer, die kleinen Füße versinken im Schnee. Es ist kalt und unheimlich. Das Mädchen beugt sich vornüber und ist wie ein Grashalm in düsterer Ebene, im wilden Spiel des Herbstwindes. Rechts von ihr, über dem Sumpf steht wie eine dunkle Wand der Wald; dort rauschen wehmütig zarte nackte Birken und Espen. Weit in der Ferne blinzeln trübe die Lichter der Stadt . . .

„Herrgott — erbarm dich unser!“ flüsterte die Mutter, vor Furcht zitternd.

VII

Die Tage glitten einer nach dem anderen dahin, wie Perlen an einem Rosenkranz, und reihten sich zu Wochen und Monaten aneinander. Jeden Sonnabend kamen die Freunde zu Pawel, und jedes Zusammensein glich einer Stufe auf einer langen schrägen Leiter, die die Menschen irgendwo weithin, langsam in die Höhe führte.

Es erschienen immer neue Leute. Es wurde eng und schwül in Wlassows kleinem Zimmer. Natascha kam verfroren und müde an, war aber stets unerschöpflich lustig und lebhaft. Die Mutter strickte ihr Strümpfe und zog sie selbst über die kleinen Füße. Natascha lachte zuerst, dann aber schwieg sie plötzlich, dachte nach und sagte leise:

„Ich hatte eine Kinderfrau, die war auch wunderbar gut! Wie sonderbar, Pelagea Nilowna, die Arbeiter führen

ein so schweres Leben voller Kränkungen, und doch trifft man bei ihnen mehr Herz und mehr Güte als — bei denen da!“

Sie machte eine Handbewegung und deutete irgendwo hin, weit in die Ferne.

„So sind Sie!“ meinte die Wlassowa, „Sie haben die Eltern verloren und alles . . .“ Sie wußte ihre Gedanken nicht zu Ende zu bringen, seufzte und schwieg, indem sie Natascha ins Gesicht blickte und für irgend etwas Dankbarkeit gegen sie empfand. Sie saß auf dem Fußboden vor ihr, das Mädchen aber hatte den Kopf gesenkt und lächelte nachdenklich.

„Die Eltern verloren?“ wiederholte sie. „Das ist nicht so schlimm! Mein Vater ist ein roher Mensch, mein Bruder ebenfalls. Und ein Säufer. Meine ältere Schwester ist unglücklich. Sie heiratete einen Mann, der viel älter war als sie, sehr reich, stumpfsinnig und habgierig. Um meine Mutter tut es mir leid! Die ist gerade so einfach wie Sie, so klein wie eine Maus, lief ebenso schnell und hatte immer Angst. Manchmal möchte ich sie gern sehen!“

„Sie armes Ding!“ meinte die Mutter und schüttelte traurig den Kopf.

Das Mädchen warf schnell den Kopf hoch und streckte die Hand aus, als stieße sie etwas von sich fort.

„O nein! Ich fühle oft solche Freude, solches Glück!“

Ihr Gesicht wurde blaß, und ihre blauen Augen flammten hell auf.

Sie legte die Hände auf die Schultern der Mutter und sagte mit tiefer Stimme leise und eindringlich:

„Wenn Sie wüßten . . . wenn Sie verständen, an welchem großem Werk wir arbeiten.“

Ein Gefühl wie Neid regte sich in dem Herzen der Frau. Sie erhob sich vom Fußboden und sagte traurig:

„Ich bin schon zu alt dafür, zu ungebildet.“

Pawel redete immer häufiger und mehr, disputierte immer eifriger und sah immer schlechter aus. Es schien der Mutter, daß, wenn er mit Natascha sprach oder sie ansah, seine strengen Augen freundlich glänzten, seine Stimme weicher klang und sein ganzes Wesen einfach wurde.

„Das gebe Gott!“ dachte sie und lächelte.

In allen Versammlungen stand der Kleinrusse, sobald die Wortgefechte einen allzu hitzigen und stürmischen Charakter annahmen, auf und redete, wie ein Glockenklöppel hin und her schwingend, mit seiner klangvollen, summenden Stimme so gut und einfach, daß alle ruhiger und ernster wurden. Wessowtschikow drängte alle stets vorwärts; er und der Rothaarige, namens Samoilow, begannen stets den Streit. Der rundköpfige Iwan Bukin, mit weißen Augenbrauen und Wimpern, der wie ausgelaugt aussah, stimmte ihnen bei; Jakob Ssomow, der glatte, saubere, sprach mit seiner leisen ernsten Stimme wenig; er und Fedja Masin mit der hohen Stirn traten beim Streit auf die Seite Pawels und des Kleinrussen.

An Nataschas Stelle erschien manchmal Nikolai Iwanowitsch aus der Stadt, der eine Brille und einen kleinen hellen Bart trug; er stammte aus einem entfernten Gouvernement und sprach einen eigentümlichen Dialekt, mit reinem „o“. Sein ganzes Wesen war fremdartig. Er erzählte die einfachsten Sachen — sprach über das Familienleben, über Kinder, Geschäfte, Polizei, über Brot- und Fleischpreise, über alles, was Tag für Tag im menschlichen Leben vorkommt, und entdeckte in allem und jedem

Durcheinander, Betrug, Dummheit, bisweilen auch Lächerlichkeit und stets etwas, was den Menschen offenbar schadete. Der Mutter kam es so vor, als ob er aus weiter Ferne, aus einem anderen Reich gekommen sei, wo alle Menschen ein rechtschaffenes, behagliches Leben führten, während ihm hier alles fremd war, so daß er sich nicht an dieses Leben gewöhnen, es nicht als notwendig hinnehmen konnte; es gefiel ihm nicht und erweckte stets den ruhigen, aber hartnäckigen Wunsch in ihm, alles nach seiner Art umzuändern. Sein Gesicht war gelblich, um die Augen liefen feine, strahlenförmige Runzeln, seine Stimme war leise und die Hände stets warm. Wenn er die Wlassowa begrüßte, umschloß er ihre ganze Hand mit seinen festen Fingern, und nach einem solchen Händedruck wurde ihr leichter und ruhiger ums Herz.

Es erschienen auch andere Leute aus der Stadt, am häufigsten ein hohes, schlankes, junges Mädchen, mit übermäßig großen Augen im mageren, blassen Gesicht. Sie hieß Sascha. In ihrem Gang und ihren Bewegungen lag etwas Männliches; sie runzelte ärgerlich die dichten, dunklen Brauen, und wenn sie sprach, zitterten die feinen Flügel ihrer geraden Nase.

Sascha war die erste, die laut und scharf sagte:

„Wir sind Sozialisten . . .“

Als die Mutter dieses Wort hörte, starrte sie erschreckt und schweigend in das Gesicht des jungen Mädchens. Sie hatte gehört, daß Sozialisten den Zaren getötet hatten. Das war in ihrer Jugend gewesen; damals hatte man erzählt, Gutsbesitzer, die sich an dem Zaren dafür rächen wollten, daß er die Bauern freigegeben, hätten geschworen, sich so lange nicht das Haar zu scheren, bis sie ihn getötet hätten; deshalb nenne man sie Sozialisten.

Und jetzt konnte sie nicht begreifen, warum ihr Sohn und seine Freunde Sozialisten seien.

Als alle fort waren, fragte sie Pawel:

„Pawluscha, bist du etwa Sozialist?“

„Ja“, sagte er und stand gerade und fest wie immer vor ihr. „Weshalb fragst du?“

Die Mutter seufzte schwer und fragte mit gesenktem Blick:

„Ist das wirklich wahr, Pawluscha? Sie sind doch gegen den Zaren, sie haben doch einen ermordet!“

Pawel ging im Zimmer auf und ab, strich mit der Hand über die Wangen und sagte lächelnd:

„Das haben wir nicht nötig!“

Dann sprach er lange mit seiner stillen, ernsten Stimme zu ihr. Sie blickte ihm ins Gesicht und dachte:

„Er tut nichts Schlechtes, er kann es nicht!“

Das schreckliche Wort kam immer häufiger vor, es wirkte nicht mehr so scharf und wurde ihrem Ohr ebenso vertraut, wie Dutzende anderer unverständlicher Worte. Sascha aber gefiel ihr nicht. Wenn sie erschien, fühlte die Mutter Unruhe und Sorge.

Eines Tages sagte sie zu dem Kleinrussen, unwillkürlich die Lippen zusammenpressend:

„Die Saschenka ist doch sehr herrisch! Sie kommandiert immer — ihr sollt dies tun und das . . .“

Der Kleinrusse lachte laut auf:

„Das stimmt mal wieder, Mütterlein, Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen! Pawel, habe ich recht?“

Dabei blinzelte er der Mutter zu und sagte mit lächelnden Augen:

„Das macht die vornehme Abkunft.“

Pawel meinte trocken:

„Sie ist ein gutes Mädchen.“

„Auch das stimmt,“ bestätigte der Kleinrusse, „aber sie begreift nicht, daß sie muß, wir aber wollen und können!“

Sie stritten über etwas, was die Mutter nicht verstand.

Sie hatte auch bemerkt, daß Saschenka am herrischsten gegen Pawel war, ihn bisweilen sogar anschrie. Pawel lächelte, schwieg und blickte ebenso milde in das Gesicht des jungen Mädchens, wie er früher Natascha angesehen. Das gefiel der Mutter ebenfalls nicht.

Manchmal überraschte die Mutter ein plötzlicher Ausbruch stürmischer Freude bei ihnen, der sie plötzlich allesamt ergriff. Das war gewöhnlich an den Abenden der Fall, wo sie in den Zeitungen über die Arbeiterbewegung im Auslande lasen. Freudig glänzten dann aller Augen, sie empfanden ein eigenartiges Glücksgefühl, wie die Kinder, lachten fröhlich und hell und klopfen sich freundschaftlich auf die Schultern.

„Brave Burschen, die deutschen Genossen!“ rief jemand wie berauscht von seiner Fröhlichkeit.

„Und die italienischen Arbeiter — sie leben hoch!“ schrie man ein anderes Mal.

Und indem sie diese Ausrufe Freunden in der Ferne zuschickten, die sie nicht kannten und deren Sprache sie nicht verstanden, waren sie anscheinend fest davon überzeugt, daß diese unbekannten Menschen sie hören und ihre Begeisterung verstehen müßten.

Der Kleinrusse sprach mit blitzenden Augen, erfüllt vom Gefühl einer alles umschließenden Liebe:

„Es wäre schön, ihnen einmal zu schreiben, was meint ihr? Damit sie erfahren, daß ihnen in Rußland Freunde leben, die denselben Glauben wie sie bekennen; daß hier

Menschen leben, die die gleichen Ziele verfolgen und sich über ihre Siege freuen.“

Und alle sprachen lange träumerisch, mit leuchtenden Gesichtern über Franzosen, Engländer und Schweden wie über ihren Herzen nahestehende Menschen, die sie niemals gesehen hatten und doch liebten und verehrten.

In dem engen Zimmer erwuchs ein Gefühl geistiger Verwandtschaft der Arbeiter der ganzen Welt. Dieses Gefühl vereinte wie zu einer Seele; es erregte auch die Mutter, und obgleich sie es nicht verstand, so richtete es sie doch auf, durch seine freudige Stärke, seine junge, be rauschende, hoffnungsvolle Kraft.

„Was seid ihr für Menschen!“ sagte sie einmal zu dem Kleinrussen. „Alle sind eure Genossen — Armenier, Juden und Österreicher, für alle fühlt ihr Kummer und Freude.“

„Ja, für alle, Mütterlein!“ rief der Kleinrusse. „Für uns gibt es keine Nationen, keine Stämme, es gibt nur Genossen oder Feinde. Alle Arbeiter sind unsere Genossen, alle Reichen, alle Regierungen unsere Feinde. Wenn man die Welt offenen Blickes ansieht, wenn man sieht, wieviel wir Arbeiter sind und wieviel Kraft wir verkörpern, ergreift Freude das Herz, und ein großes Fest ist in der Seele. Und ebenso, Mütterlein, fühlt der Franzose und der Deutsche, wenn er das Leben ansieht, und ebenso freut sich der Italiener. Wir alle sind Kinder einer Mutter — des unbesiegbaren Gedankens von der Brüderschaft der arbeitenden Bevölkerung aller Länder. Der erwärmt uns, er ist die Sonne am Himmel der Gerechtigkeit, und dieser Himmel ist im Herzen des Arbeiters, und wer der Sozialist auch sei, und wie er sich auch nenne — er ist uns stets im Geiste verbrüdet, jetzt und in alle Ewigkeit!“

Dieser kindliche aber feste Glaube faßte immer tiefer Boden unter ihnen, nahm immer mehr zu und wuchs mächtig und kraftvoll. Und wenn die Mutter das sah, fühlte sie unwillkürlich, daß in Wahrheit etwas Großes und Helles, der himmlischen, der sichtbaren Sonne Ähnliches in der Welt geboren ward.

Oft wurden Lieder gesungen. Die einfachen, allen bekannten Lieder sang man laut und lustig; aber bisweilen wurden neue, nicht fröhliche Lieder von eigenartiger Harmonie in unbekannten Melodien gesungen. Die sang man halblaut und ernst wie in der Kirche. Die Gesichter der Sänger wurden blaß, wurden heiß, und in den klangvollen Worten lag große Kraft.

Besonders eins von diesen neuen Liedern beunruhigte und erregte die Frau. Aus ihm hörte man kein trauriges Schwanken einer gekränkten, einsam auf dunklen Pfaden kummervollen Zweifels umherirrenden Seele, einer von Not geplagten, von Furcht gejagten, einer unpersönlichen, farblosen Seele. Aus diesem Liede klangen keine traurigen Seufzer einer Kraft, die sich noch unklar nach Raum sehnte, keine herausfordernden Rufe hemmungsloser Tollkühnheit, die gleichgültig bereit war, Böses wie Gutes zu vernichten. In diesem Liede lag keine blinde Rachsucht erlittener Unbill, die alles zerstören kann, unfähig, etwas zu schaffen. Aus diesem Liede hörte man nichts von der alten geknechteten Welt.

Die scharf geprägten Worte und die ernste Melodie gefielen der Mutter nicht, aber hinter den Worten und der Melodie lag etwas Großes, das Klang und Worte mit seiner Kraft erdrückte und das Vorgefühl von etwas noch Undenkbarem im Herzen erweckte. Dieses unbekannte Etwas sah sie in den Gesichtern, in den Augen der jungen

Leute; sie fühlte es in deren Brust, gab sich willenlos der Kraft dieses Liedes hin, die in Worten und Klängen keinen Platz hatte, und hörte es stets mit größerer Aufmerksamkeit und tieferer Unruhe als alle anderen Lieder mit an.

Das Lied wurde leiser als die übrigen gesungen und klang doch gewaltiger als sie und umwehte die Menschen wie die Luft an einem Märztage, am ersten Tage des anbrechenden Frühlings.

„Wir sollten das Lied auf der Straße singen!“ sagte Wessowtschikow mürrisch.

Als sein Vater wieder einmal gestohlen hatte und im Gefängnis saß, erklärte er den Freunden ruhig:

„Jetzt können wir uns bei mir treffen . . .“

Fast jeden Abend nach der Arbeit saß einer von den Freunden bei Pawel, und sie lasen, schrieben aus Büchern ab, waren sehr geschäftig und nahmen sich nicht einmal Zeit, sich zu waschen. Sie aßen und tranken Tee mit Büchern in der Hand, und ihre Reden wurden der Mutter immer unverständlicher. . . .

„Wir müssen eine Zeitung haben!“ sagte Pawel oft.

Sie lebten hastig und wie im Fieber, die Menschen liefen immer geschwinder hin und her, eilten von einem Buch zum andern, wie Bienen von Blume zu Blume.

„Man spricht schon über uns!“ sagte Wessowtschikow eines Tages. „Wir fallen sicher bald herein.“

„Die Wachtel ist dazu da, daß sie ins Netz gerät!“ erwiderte der Kleinrusse.

Er gefiel der Mutter immer besser. Wenn er sie „Mütterlein“ nannte, so war ihr immer, als streichelte jemand ihre Wangen mit weicher Kinderhand. An den Sonntagen, an denen Pawel keine Zeit hatte, spaltete der Kleinrusse Holz; eines Tages kam er mit einem Brett auf der Schul-

ter, nahm das Beil und ersetzte schnell und geschickt eine verfaulte Treppenstufe durch eine neue; ein andermal besserte er ebenso unbemerkt den einstürzenden Zaun aus. Bei der Arbeit piffte er stets, und sein Pfeifen hatte einen wehmütigen Reiz.

Einmal sagte die Mutter zum Sohn:

„Laß uns den Kleinrussen als Kostgänger nehmen. Dann habt ihr es beide gemütlicher und braucht nicht immer hin und her zu laufen.“

„Wozu sollen wir dir soviel Mühe machen?“ fragte Pawel achselzuckend.

„Nun, das macht nichts, ich habe mich das ganze Leben geschunden, ohne zu wissen wofür . . . Einem braven Menschen zuliebe kann ich schon etwas tun!“

„Tu, was du willst!“ erwiderte der Sohn. „Wenn er zu uns zieht, soll es mich freuen.“

Und der Kleinrusse zog zu ihnen.

VIII

Das kleine Haus am Rande der Vorstadt erregte die Aufmerksamkeit der Leute, und schon Dutzende argwöhnischer Blicke waren über seine Wände geglitten. Wunderlich bunte Gerüchte waren im Umlauf, die Menschen bemühten sich, etwas aufzuspüren, aufzudecken, was hinter den Wänden des Hauses am Abhang verborgen war. Nachts blickten Leute ins Fenster, bisweilen klopfte jemand an die Scheiben und lief geschwind und furchtsam von dannen.

Eines Tages hielt der Gastwirt Begunzow, ein ehrwürdiger Greis, der stets ein schwarzes Seidentuch um den roten, welken Hals und über der Brust eine dicke, lila Plüschweste trug, auf der Straße die Wlassowa an. Auf

seiner spitzen, glänzenden Nase saß ein Schildpattkneifer; aus diesem Grunde nannte man ihn „Knochenauge“. Er trat der Wlassowa in den Weg und überschüttete sie in einem Atem, ohne eine Antwort abzuwarten, mit einer Flut prasselnder, dürrer Worte.

„Pelagea Nilowna, wie geht's? Was macht der Sohn? Wollten Sie ihn nicht verheiraten? Junger Mann in den besten Jahren! Je früher man den Sohn verheiratet, um so besser haben es die Eltern. In der Familie hält sich der Mensch geistig und leiblich am besten, in der Familie fühlt er sich wie der Hahn im Korbe! Ich würde ihn an Ihrer Stelle verheiraten. Unsere Zeit erfordert strenge Zucht, die Menschen leben zu sehr für sich. In allen Gedanken tut sich Zügellosigkeit kund, und man nimmt Handlungen wahr, die Tadel verdienen. Die Jugend meidet das Gotteshaus, den Orten der Geselligkeit wird sie fremd; man kommt heimlich in Winkeln zusammen und flüstert miteinander. Warum flüstert man, gestatten Sie die Frage, warum hält man sich abseits? Alles, was der Mensch nicht unter Menschen, in der Schenke zum Beispiel, sagen kann — was ist das? Das sind Geheimnisse! Für Geheimnisse aber ist nur unsere heilige apostolische Kirche der Ort. Alle anderen Geheimnisse, die in Winkeln vor sich gehen, sind Verirrungen des Geistes! Wünsche Ihnen gute Gesundheit!“

Er nahm geziert mit seiner krummen Hand die Mütze ab, schwenkte sie in der Luft und ging fort, die Mutter in ratlosem Nachdenken zurücklassend.

Die Nachbarin der Wlassowa, Marja Korssunowa, die Witwe eines Schmiedes, die mit Lebensmitteln vor der Fabrik handelte, sagte eines Tages, als sie die Mutter auf dem Markte traf, ebenfalls:

„Gib acht auf deinen Sohn, Pelagea!“

„Was ist denn los?“ fragte die Mutter.

„Es gehen allerhand Gerüchte um!“ vertraute Marja ihr geheimnisvoll an. „Böse Gerüchte, meine Liebe! Er soll so eine Gesellschaft wie die Chlysten gegründet haben. Eine Sekte nennt man das. Sie werden sich dann geißeln wie die Chlysten.“

„Hör auf, Marja, du redest ja Unsinn!“

„Paß auf, ehe es zu spät ist!“ erwiderte die Krämerin.

Die Mutter teilte ihrem Sohn all diese Gespräche mit: er zuckte schweigend die Achseln, der Kleinrusse aber lachte mit seiner tiefen, weichen Stimme.

„Die Mädchen sind euch auch schon gram!“ sagte sie.

„Ihr seid für jedes Mädchel beneidenswerte Freier und lauter brave, nüchterne Arbeiter, aber ihr beachtet sie gar nicht! Es heißt schon, es kommen Fräuleins aus der Stadt zu euch, die einen leichtfertigen Lebenswandel führen.“

„Na, natürlich!“ rief Pawel, das Gesicht in verächtliche Falten ziehend.

„Im Sumpf riecht alles faul!“ meinte der Kleinrusse mit einem Seufzer. „Sie aber, Mütterlein, sollten den törichten Dingen erklären, was der Ehestand ist, damit sie nicht gar solche Eile haben, sich die Knochen zerschlagen zu lassen.“

„Ach, mein Lieber!“ sagte die Mutter. „Die sehen den Jammer, verstehen ihn auch, aber es bleibt ihnen ja nichts anderes übrig!“

„Sie verstehen ihn nicht, sonst würden sie schon einen Ausweg gefunden haben!“ meinte Pawel.

Die Mutter blickte in sein strenges Gesicht.

„Dann klärt sie auf! Bittet doch ein paar Kluge zu Euch . . .“

„Das geht nicht!“ erwiderte der Sohn trocken.

„Wenn wir es nun versuchten?“ fragte der Kleinrusse. Pawel schwieg einen Augenblick und erwiderte:

„Dann gibt es bald Pärchen, es wird geheiratet, und die Sache ist aus!“

Die Mutter dachte nach. Die mönchische Strenge Pawels verwirrte sie. Sie sah, daß selbst Freunde auf seinen Rat hörten, die wie der Kleinrusse älter waren als er; es kam ihr aber so vor, als wenn alle ihn wegen seines strengen Wesens fürchteten und niemand ihn liebte.

Einmal, als sie sich schlafen legte, während ihr Sohn und der Kleinrusse noch lasen, hörte sie durch die dünne Scheidewand ihre leise Unterhaltung.

„Weißt du, daß ich Natascha wohl leiden mag?“ rief der Kleinrusse plötzlich leise.

„Ich weiß“, erwiderte Pawel nicht sofort.

Man hörte, wie der Kleinrusse langsam aufstand und hin und her ging. Seine bloßen Füße schurrten auf dem Boden, ein leises, schwermütiges Pfeifen erklang. Dann summte wieder seine Stimme.

„Ob sie es wohl merkt?“

Pawel schwieg.

„Was meinst du?“ fragte der Kleinrusse gedämpft.

„Gewiß bemerkt sie es!“ erwiderte Pawel. „Deswegen hat sie sich ja geweigert, bei uns zu arbeiten . . .“

Der Kleinrusse setzte seine Füße schwer auf den Boden, und wieder zitterte sein leises Pfeifen im Zimmer. Dann fragte er:

„Wenn ich es ihr nun sage?“

„Was?“

„Ich will ihr sagen, daß ich . . .“ begann der Kleinrusse leise.

„Warum?“ unterbrach Pawel ihn.

Die Mutter hörte, wie der Kleinrusse stehen blieb, und fühlte, daß er spöttisch lächelte.

„Ja, siehst du, ich nehme an, wenn man ein Mädchen liebt, so muß man ihr das sagen, sonst hat die Sache keinen Sinn!“

Pawel schlug das Buch laut zu. Man hörte seine Frage:

„Welchen Sinn verlangst du denn?“

Beide schwiegen lange Zeit.

„Nun?“ fragte der Kleinrusse.

„Andrej, du mußt dir klar machen, was du willst . . .“ begann Pawel langsam. „Nehmen wir an, auch sie hat dich lieb . . . Ich glaube es nicht, aber nehmen wir es einmal an. Und ihr heiratet euch. Das wird eine interessante Ehe: eine Dame von Bildung und ein Arbeiter. Es kommen Kinder . . . du mußt allein arbeiten . . . und zwar viel. Euer Leben wird ein ganz gewöhnliches Ringen um ein Stück Brot; für die Kinder, für die Wohnung . . . Für unsere Sache seid ihr verloren. Alle beide.“

Es wurde still, dann sagte Pawel etwas weicher:

„Gib das alles lieber auf, Andrej, — und schweig, laß sie in Ruhe.“

Es herrschte Stille. Das Uhrpendel tickte hörbar und schnitt gleichsam die Sekunden ab.

Der Kleinrusse sagte:

„Das halbe Herz liebt, die andere Hälfte haßt; ist denn das überhaupt ein Herz?“

Die Seiten des Buches knisterten, Pawel mußte wohl wieder lesen. Die Mutter lag mit geschlossenen Augen da und rührte sich nicht. Der Kleinrusse tat ihr bitterlich leid, aber noch mehr ihr Sohn. Sie dachte über ihn nach.

„Du mein Liebling!“

Plötzlich fragte der Kleinrusse:

„Also ich soll schweigen?“

„Das ist ehrenhafter“, sagte Pawel leise.

„Den Weg wollen wir gehen!“ sagte der Kleinrusse. Und nach einigen Sekunden fuhr er traurig und leise fort:

„Es wird dir schwer werden, Pawel, wenn du selbst so weit bist . . .“

„Es wird mir schon schwer . . .“

An der Hauswand sauste der Wind. Deutlich zählte das Uhrpendel die dahinfließenden Sekunden.

„Über so etwas scherzt man nicht!“ sagte der Kleinrusse langsam.

Die Mutter barg das Gesicht in die Kissen und weinte lautlos.

Am nächsten Morgen erschien Andrej der Mutter kleiner und war ihr noch lieber. Ihr Sohn aber war wie stets hager, gerade und schweigsam. Früher hatte die Mutter den Kleinrussen Andrej Onissimowitsch genannt, aber heute, ohne es selbst zu bemerken, sagte sie zu ihm:

„Andrjuscha, Sie sollten sich die Stiefel flicken lassen . . . so erkälten Sie sich noch!“

„Am nächsten Zahntag kaufe ich mir neue“, erwiderte er lachend, legte plötzlich seine lange Hand auf ihre Schulter und fragte:

„Vielleicht sind Sie doch meine richtige Mutter? Sie wollen das nur nicht vor den Leuten eingestehen, weil ich nicht gerade hübsch bin, wie?“

Sie schlug ihm schweigend leicht auf die Hand. Sie wollte ihm viel freundliche Worte sagen, aber ihr Herz war traurig und die Worte wollten ihr nicht recht über die Zunge.

IX

In der Vorstadt wurde von Sozialisten gesprochen, die mit blauer Tinte geschriebene Flugblätter ausgestreut hatten. In diesen Blättern wurde boshaft über die Zustände in der Fabrik, über die Streiks der Arbeiter in Petersburg und in Südrußland gesprochen und die Arbeiter zur Einigkeit und zum Kampf für ihre Interessen aufgefordert.

Die älteren Leute, die ihren schönen Verdienst in der Fabrik hatten, schimpften:

„Diese Hetzer! Dafür müßte man sie auf das Maul schlagen!“

Und sie brachten die Blätter ins Kontor. Die Jugend las die Aufrufe mit Begeisterung:

„Das ist wahr!“

Die durch Arbeit ausgemergelte und gegen alles gleichgültige Mehrheit aber meinte trübe:

„Es kommt ja doch nichts dabei heraus . . .“

Aber die Blätter regten die Leute doch auf, und wenn einmal eine Woche lang keine kamen, sprach man schon miteinander:

„Man hat es offenbar wieder aufgegeben . . .“

Aber am Montag erschienen die Blätter wieder, und abermals herrschte dumpfe Erregung unter den Arbeitern.

In der Schenke und in der Fabrik bemerkte man neue Gestalten, die niemand kannte. Sie fragten nach allem, beguckten alles, schnüffelten überall herum und fielen sofort auf — entweder durch ihre argwöhnische Vorsicht oder durch übermäßige Aufdringlichkeit.

Die Mutter wußte, daß dieser Lärm durch die Tätigkeit ihres Sohnes verursacht war. Sie sah, wie die Men-

schen sich um ihn zusammenscharten. Die Furcht um Pawel hielt ihrem Stolz auf ihn die Wage.

Eines Abends klopfte Marja Korssunowa von der Straße aus ans Fenster, und als die Mutter öffnete, sagte sie laut flüsternd:

„Paß auf, Pelagea, jetzt geht es den guten Burschen schlecht! Heute nacht ist Haussuchung bei Euch, bei Masin, bei Wessowtschikow . . .“

Die dicken Lippen Marjas klatschten geschwind aufeinander, ihre fleischige Nase schnob, die Augen blinzelten und schielten von einer Seite zur andern, lauerten auf etwas auf der Straße.

„Ich weiß von gar nichts, und ich habe dir nichts gesagt und habe dich heute nicht einmal gesehen, verstanden?“

Sie verschwand.

Die Mutter schloß das Fenster und sank langsam auf den Stuhl. Aber das Bewußtsein der Gefahr, die ihrem Sohne drohte, brachte sie schnell wieder auf die Beine; sie kleidete sich geschwind an, wickelte, sie wußte selbst nicht warum, einen Shawl um den Kopf und lief zu Fedja Masin, der krank war und nicht arbeitete. Als sie zu ihm kam, saß er am Fenster, las und bewegte mit der linken Hand die rechte, deren Daumen ausgespreizt war, hin und her. Als er die Neuigkeit hörte, sprang er schnell auf; sein Gesicht wurde blaß.

„Da haben wir die Geschichte . . .“ brummte er.

„Was soll ich denn bloß tun?“ fragte die Wlassowa und wischte mit zitternder Hand den Schweiß vom Gesicht.

„Abwarten . . . haben Sie keine Angst!“ erwiderte Fedja, mit der gesunden Hand durch seine Locken fahrend.

„Sie haben ja selber Angst!“ rief sie.

„Ich?“ Seine Augen flammten auf, und er sagte mit verlegenem Lächeln: „Ja—a . . zum Teufel! Wir müssen Pawel Bescheid sagen. Ich schicke sofort jemand hin. Gehen Sie nur. Das hat nichts zu sagen! Sie werden uns ja nicht prügeln?“

Nach Hause zurückgekehrt, suchte die Mutter alle Bücher zusammen, preßte sie gegen die Brust und ging lange im Hause hin und her, guckte in den Ofen, unter ihn und sogar in das Wasserfaß. Ihr war so, als wenn Pawel sofort die Arbeit niederlegen und nach Hause kommen würde; aber er kam nicht. Endlich setzte sie sich müde in der Küche auf die Bank, legte die Bücher unter sich und blieb ängstlich so lange sitzen, bis Pawel und der Kleinrusse aus der Fabrik kamen.

„Wißt ihr es schon?“ rief sie, ohne aufzustehen.

„Wir haben Bescheid!“ sagte Pawel lächelnd. „Hast du Angst?“

„Ja, ich habe solche Angst, solche Angst.“

„Nur keine Angst“, sagte der Kleinrusse. „Das hat keinen Zweck.“

„Du hast ja nicht einmal den Samowar aufgesetzt!“ bemerkte Pawel.

Die Mutter stand auf, zeigte auf die Bücher und meinte schuldbewußt:

„Ich habe mich ja immer damit herumgeschleppt . . .“

Ihr Sohn und der Kleinrusse lachten, das gab ihr Mut. Pawel suchte einige Bücher heraus und ging, um sie auf dem Hofe zu verstecken; der Kleinrusse aber machte den Samowar zurecht und sagte:

„Das ist gar nicht so schrecklich, Mütterlein; man muß sich nur schämen, daß die Menschen sich mit solchen

Dingen abgeben. Da kommen dann die langen Kerle mit dem Säbel an der Seite, Sporen an den Stiefeln, und stöbern überall herum. Gucken unters Bett und unter den Ofen, ist ein Keller da, kriechen sie auch da hin, steigen sogar auf den Boden. Da kriegen sie Spinnewebe auf die Schnauze, daß sie schnauben. Das alles macht ihnen keinen Spaß; sie schämen sich, und daher tun sie auch so, als seien sie bössartig und zornig auf uns. Eine ekelhafte Arbeit, das wissen sie selbst ganz genau! Einmal haben sie bei mir alles durchgestöbert und zogen dann mit langer Nase ab. Ein andermal haben sie mich abgefaßt und mitgenommen . . . Dann ging es natürlich ins Loch. Da habe ich meine vier Monate gesessen. Man sitzt und sitzt, dann wird man vorgeladen, von Soldaten über die Straße geschafft . . . nach allerhand gefragt. Ein unvernünftiges Volk, redet immerzu dummes Zeug und läßt einen dann wieder durch die Soldaten ins Gefängnis abführen. So zerren sie einen hin und her . . . Sie müssen sich ihr Gehalt doch irgendwie verdienen! Schließlich lassen sie einen wieder los . . . und das ist alles!“

„Wie Sie immer reden, Andrjuscha!“ rief die Mutter.

Er kniete vor dem Samowar und blies hartnäckig in das Abzugsrohr, jetzt aber erhob er sein vor Anstrengung rotes Gesicht, strich mit beiden Händen den Schnurrbart und fragte:

„Wie rede ich denn?“

„Als wenn Ihnen noch niemals jemand etwas getan hätte!“

Er stand auf, trat zu ihr und meinte kopfschüttelnd und lächelnd:

„Gibt es denn auf Erden eine Seele, die keine Kränkungen erfahren hat? Mir hat man ihrer so viele zugefügt,

daß ich es müde geworden bin, mich gekränkt zu fühlen. Was soll man machen, wenn die Leute nicht anders können? Die Kränkungen hindern mich, mein Werk zu verrichten, halte ich mich lange dabei auf — so verliere ich Zeit. Das Leben ist nun einmal so! Früher war ich wütend auf die Menschen . . . Als ich dann aber nachdachte, sah ich, daß es nicht lohnt! Jeder hat Angst, daß der Nachbar ihm eins versetzt, nun, und da gibt er sich Mühe, ihn selbst schnell hinter die Ohren zu schlagen! So ist das Leben, Mütterlein!“

Seine Rede floß ruhig dahin und verdrängte jede Unruhe und Furcht vor der bevorstehenden Haussuchung; seine Augen lächelten hell, und sein ganzes, wenngleich eckiges Wesen erschien jetzt schmiegsam.

Die Mutter seufzte und wünschte ihm mit warmen Worten:

„Gott gebe Ihnen Glück, Andrjuscha!“

Der Kleinrusse ging mit breiten Schritten auf den Samowar zu, hockte wieder vor ihm nieder und murmelte leise:

„Kommt das Glück, so weise ich es nicht ab; betteln darum — werde ich nie.“

Und er pfiff.

Pawel trat vom Hof herein und sagte zuversichtlich:

„So, da finden sie sie nicht!“ und begann sich zu waschen.

Dann trocknete er energisch und sorgfältig seine Hände ab und meinte:

„Mama, wenn Sie ihnen zeigen, daß Sie bange sind, werden sie stutzig, — sagen sich, in diesem Hause muß etwas sein, wenn sie solche Angst hat. Sie verstehen doch: wir wollen nichts Schlechtes, die Wahrheit ist auf unserer

Seite, und wir werden unser ganzes Leben lang für sie kämpfen — das ist unsere ganze Schuld! Was brauchen wir uns also zu fürchten?“

„Ich will mich zusammennehmen, Pascha“, versprach sie. Und dann entrang sich ihr der traurige Ausruf:

„Wenn sie doch bald kommen möchten!“

Sie kamen aber nicht in dieser Nacht, und am nächsten Morgen begann die Mutter, um etwaigen Scherzer über ihre Angst zuvorzukommen, sich selbst zu verspotten.

„Ich habe mich erschrecken lassen, bevor es Zeit war zur Angst.“

X

Sie kamen fast einen Monat nach jener unruhigen Nacht. Nikolai Wessowtschikow saß bei Pawel, und mit Andrej redeten alle drei von ihrer Zeitung. Es war spät, gegen Mitternacht. Die Mutter lag schon im Bett und hörte halb im Traum besorgte, leise Stimmen. Jetzt ging Andrej vorsichtig durch die Küche und schloß die Tür leise hinter sich. Im Flur polterte der Blecheimer. Plötzlich wurde die Tür weit geöffnet — der Kleinrusse schritt in die Küche und flüsterte den anderen laut zu:

„Da klirren Sporen!“

Die Mutter sprang vom Bette auf, griff mit zitternden Händen nach ihrem Kleid, aber da erschien Pawel in der Zimmertür und sagte ruhig:

„Bleiben Sie liegen, Sie sind krank!“

Man hörte verhaltenen Lärm im Flur. Pawel trat zur Tür, stieß sie mit der Hand auf und fragte:

„Wer ist da?“

Sonderbar geschwind wand sich eine große, graue Gestalt zur Tür herein, hinter ihr eine andere. Zwei Gen-

darmen drängten Pawel zurück, postierten sich an seiner Seite, und eine hohe spöttische Stimme rief:

„Jemand, den ihr wohl nicht erwartet hattet, wie?“

Das sagte ein großer, schlanker Offizier mit schwarzem, spärlichem Schnurrbart. Neben dem Bett der Mutter erschien der Vorstadtpolizist Fedjakin, legte eine Hand an die Mütze, deutete mit der andern auf das Gesicht der Mutter und sagte mit finsterem Blick:

„Das ist seine Mutter, Euer Wohlgeboren!“ Dann bewegte er die Hand gegen Pawel und fügte hinzu: „Und das — ist er selbst!“

„Pawel Wlassow?“ fragte der Offizier, mit den Augen zwinkernd, und als Pawel schweigend nickte, erklärte er, seinen Schnurrbart drehend:

„Ich muß bei dir Haussuchung halten . . . Alte, aufgestanden! Wer ist dort?“ fragte er, ins Zimmer blickend, und schritt hastig zur Türe.

„Wie heißt ihr?“ ertönte seine Stimme von dorthier.

Aus dem Flur traten zwei Polizeizeugen, der alte Gießer Twerjakow und sein Mieter, der Heizer Rybin, ein stämmiger, schwarzer Bauer. Er sagte mit tiefer, lauter Stimme:

„Guten Tag, Nilowna!“

Sie kleidete sich an und sagte, um sich Mut zu machen, leise:

„Wie ich das finde! . . . Kommen die mitten in der Nacht, wenn die Leute schon schlafen!“

Es war eng im Zimmer und roch stark nach Stiefelwichse. Zwei Gendarmen und der Reviervorstand der Vorstadt, Ryskin, nahmen, laut trampelnd, die Bücher vom Regal und legten sie auf einem Tisch vor ihrem Vorgesetzten zusammen. Die beiden anderen schlugen mit der Faust gegen die Wand, guckten unter die Stühle, einer

kletterte ungeschickt auf den Ofen. Der Kleinrusse und Wessowtschikow standen dicht beieinander in der Ecke. Nikolais pockennarbiges Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken, seine kleinen, grauen Augen blickten unverwandt den Offizier an. Der Kleinrusse drehte seinen Schnurrbart, und als die Mutter ins Zimmer trat, nickte er ihr freundlich lächelnd zu.

Sie bemühte sich, ihre Furcht zu unterdrücken und bewegte sich nicht seitwärts wie sonst, sondern geradeaus, mit der Brust vorwärts — das gab ihrer Gestalt einen komischen, wichtiguerischen Anstrich. Sie trat fest auf, und ihre Brauen zitterten.

Der Offizier ergriff mit den feinen Fingern seiner weißen Hand schnell die Bücher, blätterte sie durch, schüttelte sie und schleuderte sie mit einer geschickten Handbewegung beiseite. Bisweilen klatschte ein Buch weich auf den Fußboden. Alle schwiegen, man hörte nur das schwere Schnauben der schwitzenden Gendarmen, Sporenklirren und bisweilen die leise Frage:

„Ist hier schon nachgesehen?“

Die Mutter stand neben Pawel an der Wand, hatte wie er die Hände auf der Brust verschränkt und blickte ebenfalls den Offizier an. Ihre Knie zitterten, und ein trockener Nebel verschleierte ihre Augen.

Plötzlich tönte durch das Schweigen Nikolais scharfe Stimme:

„Wozu ist es nötig, die Bücher auf die Erde zu werfen?“

Die Mutter fuhr zusammen. Twerjakow nickte, als hätte ihn jemand in den Nacken gestoßen, und Rybin räusperte sich und blickte Nikolai aufmerksam an.

Der Offizier zwinkerte mit den Augen und bohrte eine Sekunde den Blick in das pockennarbige, unbewegliche

Gesicht . . . Seine Finger blättern die Seiten noch schneller um. Bisweilen riß er seine großen, grauen Augen so weit auf, als sei ihm unerträglich zumute und als wäre er bereit, deshalb einen lauten, ohnmächtigen Wutschrei auszustoßen.

„Soldat!“ sagte Wessowtschikow wieder, „heb die Bücher auf!“

Alle Gendarmen wandten sich ihm zu und blickten dann auf den Offizier. Der erhob wieder den Kopf, ließ einen forschenden Blick über die breite Gestalt Nikolais schweifen und näselte:

„Na—a . . . hebt sie auf!“

Ein Gendarm bückte sich und begann die zerfetzten Bücher aufzuheben. Dabei schielte er nach Wessowtschikow hin . . .

„Nikolai sollte doch lieber still sein!“ . . . flüsterte die Mutter Pawel leise zu.

Der zuckte die Achseln. Der Kleinrusse senkte den Kopf.

„Wer liest hier die Bibel?“

„Ich!“ sagte Pawel.

„Und wem gehören diese Bücher?“

„Mir!“ erwiderte Pawel.

„So!“ sagte der Offizier und lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Dann knackte er mit den Fingern seiner feinen Hand, schob die Füße unter den Tisch, glättete seinen Schnurrbart und fragte Nikolai:

„Bist du Andrej Nachodka?“

„Jawohl!“ erwiderte Wessowtschikow, vortretend. Der Kleinrusse streckte die Hand aus, faßte ihn an der Schulter und drängte ihn zurück.

„Er irrt sich! Ich bin Andrej! . . .“

Der Offizier erhob die Hand, drohte Wessowtschikow mit dem kleinen Finger und sagte:

„Du, nimm dich in acht!“

Er wühlte in seinen Papieren.

Von der Straße blickte die helle Mondnacht mit starrem Auge ins Fenster. Vor dem Fenster ging jemand langsam auf und ab, der Schnee knirschte.

„Nachodka, du bist wegen politischer Verbrechen schon in Untersuchung gewesen?“ fragte der Offizier.

„Ja, in Rostow und in Saratow . . . Aber die Gendarmen haben mich da „Sie“ genannt . . .“

Der Offizier blinzelte mit dem rechten Auge, rieb es und meinte, seine kleinen Zähne zeigend:

„Ist Ihnen — ich sage Ihnen — bekannt, welche Schurken in der Fabrik die verbrecherischen Aufrufe verbreiten?“

Der Kleinrusse wiegte sich auf seinen Beinen und wollte mit breitem Lächeln etwas sagen, aber wieder klang in verhaltenem Zorn Nikolais Stimme:

„Schurken sehen wir hier zum ersten Male.“

Dann herrschte Schweigen; alle blieben einen Augenblick unbeweglich.

Die Narbe im Gesicht der Mutter wurde blaß, und ihre rechte Braue glitt in die Höhe. Rybins schwarzer Bart zitterte eigentümlich, er schlug die Augen nieder und strich ihn langsam mit den Fingern.

„Führt das Vieh hinaus!“ sagte der Offizier.

Zwei Gendarmen faßten Nikolai unter die Arme und stießen ihn roh in die Küche. Dort machte er Halt, stemmte die Füße fest gegen den Boden und rief:

„Halt! Ich will mich ankleiden!“

Vom Hofe erschien der Reviervorstand und sagte:

„Es ist nichts da, wir haben alles nachgesehen!“

„Nun, natürlich!“ rief der Offizier lächelnd. „Das ist ein schlauer Fuchs!“

Als die Mutter seine schwache, zitternde, spröde Stimme hörte und voll Furcht in sein gelbes Gesicht blickte, fühlte sie in diesem Mann einen unversöhnlichen Feind, der in seinem Herrengefühl voller Verachtung auf den Tieferstehenden blickte. Sie hatte wenig solche Leute gesehen und fast vergessen, daß sie existierten.

„Da sind sie an den Rechten gekommen“, dachte sie.

„Unehelicher Andrej Onissimow Nachodka, ich verhafte Sie!“

„Weshalb?“ fragte der Kleinrusse ruhig.

„Das werde ich Ihnen später sagen!“ erwiderte der Offizier mit boshafter Höflichkeit. Dann wandte er sich an die Wlassowa und schrie sie an:

„Kannst du schreiben?“

„Nein!“ erwiderte Pawel.

„Dich frage ich nicht!“ sagte der Offizier strenge und fragte noch einmal:

„Alte, antworte! Kannst du schreiben?“

Die Mutter gab unwillkürlich ihrem Haß gegen diesen Menschen nach; ihr ganzer Leib zitterte plötzlich, als sei sie in kaltes Wasser gesprungen, sie richtete sich auf, ihre Narbe wurde purpurrot, und die Augenbraue senkte sich tief herab.

„Schreien Sie nicht!“ begann sie und streckte die Hand gegen ihn aus. „Sie sind noch ein junger Mensch . . . Sie haben noch kein Elend kennengelernt.“

„Beruhigen Sie sich, Mama!“ suchte Pawel sie zu halten.

„Warte, Pawel!“ rief die Mutter und stürzte zum Tisch. „Warum verhaften Sie den Mann?“

„Das geht Sie nichts an . . . Still geschwiegen!“ rief der

Offizier aufstehend. „Führt den Arrestanten Wessowtschikow herein!“

Er vertiefte sich in ein Aktenstück, das er nahe an das Gesicht hielt.

Nikolai wurde hereingeführt.

„Mütze ab!“ rief der Offizier, seine Lektüre unterbrechend.

Rybin trat zu Frau Wlassowa, stieß sie mit der Schulter an und sagte leise:

„Werd' nicht hitzig, Mutter . . .“

„Wie kann ich die Mütze abnehmen, wenn man mir die Arme festhält?“ überschrie Nikolai das Verlesen des Protokolls.

Der Offizier warf das Protokoll auf den Tisch.

„Unterschreiben!“

Die Mutter sah, wie sie das Protokoll unterschrieben, ihre Erregung legte sich, ihr Zorn schwand, und in ihre Augen traten ohnmächtige Tränen der erlittenen Unbill. Solche Tränen hatte sie während der zwanzig Jahre ihrer Ehe geweint, in den letzten Jahren aber hatte sie ihren beißenden Geschmack vergessen. Der Offizier sah sie an und meinte mit verächtlichem Gesichtsausdruck:

„Sie heulen zu früh, Madame! Passen Sie auf, später werden die Tränen vielleicht nicht reichen!“

Sie wurde wieder böse und sagte:

„Bei einer Mutter reichen die Tränen für alles . . . für alles! Wenn Sie eine Mutter haben — die wird das wissen, jawohl!“

Der Offizier legte die Papiere eilfertig in ein neues Portefeuille mit glänzendem Schloß.

„Frechheit!“ murmelte der Reviervorstand.

„Marsch!“ kommandierte er.

„Auf Wiedersehen, Andrej, auf Wiedersehen, Nikolai!“ sagte Pawel warm und leise und drückte den Kameraden die Hand.

„Ganz richtig — auf Wiedersehen!“ wiederholte der Offizier spöttisch.

Wessowtschikow schnob laut. Sein dicker Hals war blutunterlaufen, seine Augen funkelten in harter Wut. Der Kleinrusse lächelte, schüttelte den Kopf und sagte der Mutter etwas; die bekreuzigte ihn und antwortete:

„Gott sieht die Gerechten! . . .“

Endlich schoben die Leute in den grauen Mänteln in den Flur, klirrten mit den Sporen und verschwanden. Als letzter ging Rybin hinaus; er sah Pawel mit einem aufmerksamen Blick an und sagte nachdenklich:

„Nun, leben Sie wohl!“

Dann hustete er in seinen Bart und ging langsam hinaus.

Pawel schritt mit den Armen auf dem Rücken langsam im Zimmer auf und ab, trat über die Bücher und Wäsche, die auf dem Fußboden lagen, hinweg, und sagte finster:

„Siehst du, wie es gemacht wird? . . .“

Die Mutter sah sich verständnislos in dem unordentlichen Zimmer um und flüsterte trübe:

„Weshalb war Nikolai so grob zu ihm?“

„Wohl vor Schreck“, sagte Pawel leise.

„Sie sind einfach gekommen, haben ihn gepackt und fortgeführt“, murmelte die Mutter und machte eine fragende Bewegung mit den Händen.

Der Sohn blieb zu Hause; ihr Herz klopfte wieder ruhiger, aber seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Geschehenen und konnten es nicht fassen.

„Der spottet noch, der gelbe Kerl, und droht!“

„Schon gut, Mutter“, sagte Pawel plötzlich entschieden. „Komm, wir wollen hier Ordnung machen.“

Er sagte „Mutter“ und „du“ zu ihr, wie er nur tat, wenn er sich ihr näher fühlte. Sie trat auf ihn zu, sah ihm ins Gesicht und fragte leise:

„Hat es dich gekränkt?“

„Ja!“ antwortete er. „Es ist schwer! Lieber wäre ich mit ihnen . . .“

Der Mutter schien es, als wenn in seinen Augen Tränen ständen; sie empfand seinen Schmerz, wollte ihn trösten und sagte mit einem Seufzer:

„Wart nur! Sie werden auch dich holen!“

„Das werden sie!“ erwiderte er.

Die Mutter schwieg und bemerkte dann traurig:

„Ach, Pascha, du bist immer so ernst! Du solltest mich doch mal ein wenig auf bessere Gedanken bringen! Aber so — es ist so schon schlimm, aber du bist noch schlimmer!“

Er blickte sie an, trat näher und sagte:

„Ich kann nicht, Mama. Du mußt dich schon daran gewöhnen.“

Sie seufzte und sagte nach kurzem Schweigen, gegen ein Angstfrösteln ankämpfend:

„Wer weiß, vielleicht foltern sie die Menschen? Zerfetzen den Leib, zerbrechen die Knochen! Wenn ich daran denke. Lieber Pascha, ich habe solche Angst!“

„Die Seele zerbrechen sie! Das ist noch schmerzhafter, wenn sie mit schmutzigen Händen an die Seele greifen!“

XI

Am nächsten Tage wurde bekannt, daß Bukin, Samoilow, Ssomow und noch fünf andere verhaftet waren. Am

Abend kam Fedja Masin gelaufen — bei ihm hatte man ebenfalls Haussuchung gehalten. Das erfüllte ihn mit Befriedigung, er fühlte sich wie ein Held.

„Hast du Angst gehabt, Fedja?“ fragte die Mutter.

Er wurde etwas blaß, sein Gesicht wurde schärfer, die Nasenflügel zitterten.

„Ich war bange,“ erwiderte Fedja, „der Offizier würde schlagen! Dieser dicke Schwarzbart mit haarigen Fingern und der schwarzen Brille auf der Nase sieht aus, als hätte er keine Augen. Er hat geschrien und mit den Füßen gestampft! Ich lasse dich im Gefängnis verfaulen, sagte er . . . Mich hat aber nie jemand geschlagen, weder Vater noch Mutter, ich bin der einzige Sohn. Sie haben mich lieb gehabt.“

Er schloß eine Weile die Augen, preßte die Lippen zusammen, ordnete mit einer raschen Handbewegung sein Haar, blickte Pawel mit geröteten Augen an und sagte:

„Wenn man mich jemals schlägt — so fresse ich mich wie ein Messer in den Menschen hinein, zerbeiße ihn mit den Zähnen. Dann soll man mich schon lieber gleich totschlagen!“

„Du zarter, schwächlicher Junge!“ rief die Mutter. „Wie willst du gegen andere angehen?“

„Das werde ich!“ antwortete Fedja leise.

Als er fortging, sagte die Mutter zu Pawel:

„Er geht zuerst zugrunde!“

Pawel schwieg.

Ein paar Minuten darauf wurde die Küchentür langsam geöffnet und Rybin trat ein.

„Guten Tag!“ grüßte er lächelnd. „Da bin ich wieder. Gestern hat man mich mitgenommen, und heute komme

ich von selbst!“ Er schüttelte Pawel kräftig die Hand, faßte die Mutter an der Schulter und fragte:

„Gibst du uns Tee?“

Pawel betrachtete schweigend sein braunes, breites Gesicht mit dem dichten, schwarzen Bart und den dunklen Augen. In ihrem ruhigen Blick glänzte etwas Bedeutendes.

Die Mutter ging in die Küche, um den Samowar zurechtzumachen. Rybin setzte sich, strich seinen Bart, legte die Ellbogen auf den Tisch und warf Pawel einen finsternen Blick zu.

„Also!“ sagte er, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch fortsetzend. „Ich muß offen mit dir reden. Ich habe dich lange beobachtet. Wir wohnen fast nebeneinander, ich sehe, daß viele Leute zu dir kommen; es gibt aber weder Sauferei noch Skandal. Das ist der erste Punkt. Wenn die Leute aber keinen Skandal machen, fallen sie sofort auf — was ist da los? Ja. Deswegen steche auch ich allen in die Augen, weil ich still für mich lebe.“

Seine Worte flossen gewichtig, aber ungezwungen dahin, er strich sich mit der schwarzen Hand den Bart und blickte Pawel fest ins Gesicht.

„Man redet über dich. Meine Wirtsleute nennen dich einen Ketzer: du gehst nicht zur Kirche. Ich gehe auch nicht hin. Dann kamen diese Flugblätter. Hast du das ausgedacht?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Was sagst du!“ rief die Mutter unruhig aus der Küche hereinblickend. „Du doch nicht allein!“

Pawel lächelte. Rybin ebenfalls.

„So!“ sagte er.

Die Mutter atmete laut durch die Nase und ging hin-

aus, etwas beleidigt darüber, daß sie ihre Worte nicht beachteten.

„Die Flugblätter sind gut gemacht. Sie beunruhigen die Leute. Waren es nicht neunzehn?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Dann habe ich alle gelesen! Ja. Einiges darin ist wohl unverständlich, anderes überflüssig. Aber wenn jemand viel redet, muß er auch schon mal ein Dutzend überflüssige Worte sagen.“

Rybin lächelte; er hatte weiße, starke Zähne.

„Dann die Haussuchung. Das hat mich am meisten eingenommen. Du, der Kleinrusse und Nikolai, alle habt ihr euch gezeigt.“

Er fand nicht das richtige Wort, schwieg, blickte zum Fenster hinaus und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

„Ihr habt gezeigt, was ihr wollt. Tu, was du als Herr nicht lassen kannst, wir Arbeiter tun schon das Unserige. Der Kleinrusse ist auch ein braver Bursche. Manchmal höre ich, wie er in der Fabrik redet, und denke, den kriegt niemand klein, den bezwingt nur der Tod. Ein sehniger Bursche! Glaubst du mir, Pawel?“

„Ja!“ sagte Pawel kopfnickend.

„Na also. Sieh — ich bin vierzig Jahre, doppelt so alt wie du, habe zwanzigmal mehr gesehen. Ich bin über drei Jahr Soldat gewesen, war zweimal verheiratet, eine Frau ist gestorben, die andere habe ich fortgejagt. Ich war im Kaukasus, kenne die Duchoborzen. Die bezwingen das Leben nicht, nein!“

Die Mutter hörte aufmerksam auf seine sichere Rede; es war ihr ein angenehmes Gefühl, daß da ein bejahrter Mann zu ihrem Sohn kam und mit ihm wie in der Beichte

sprach. Aber es kam ihr vor, als verhielte Pawel sich allzu zurückhaltend gegen den Gast, und um das wett zu machen fragte sie Rybin:

„Vielleicht willst du etwas essen, Michailo Iwanowitsch?“

„Danke, Mutter! Ich habe zu Abend gegessen. Also Pawel, du glaubst, das Leben geht nicht, wie es sollte?“

Pawel stand auf und ging mit den Armen auf dem Rücken im Zimmer hin und her.

„Es geht schon richtig!“ sagte er. „Es hat Sie zum Beispiel mit offenem Herzen zu mir geführt. Uns, die wir unser ganzes Leben lang arbeiten, führt es allmählich zusammen; und die Zeit kommt, wo es uns ganz vereinigt. Es ist ungerecht und schwer für uns, aber es öffnet uns selbst die Augen über seinen bitteren Sinn, zeigt dem Menschen selbst, wie er den Verlauf beschleunigen kann.“

„Das ist richtig“, unterbrach ihn Rybin. „Man muß die Menschen erneuern. Wenn jemand räudig wird, führe man ihn ins Bad, wasche ihn, ziehe ihm saubere Kleidung an — dann wird er gesund! Nicht wahr? Aber wie kann man denn einen Menschen innerlich reinigen? Das ist die Frage!“

Pawel sprach eifrig und scharf über die Obrigkeit, die Fabrik und darüber, wie die Arbeiter im Ausland ihr Recht verteidigen. Rybin schlug hin und wieder mit dem Finger auf den Tisch, als setze er einen Punkt dahinter. Mehrfach rief er aus:

„So ist es!“

Und einmal lachte er und sagte leise:

„Ach, du bist noch jung... kennst die Menschen wenig!“

Dann blieb Pawel vor ihm stehen und meinte ernsthaft:

„Wir wollen nicht darüber reden, wer älter und wer jünger ist! Wir wollen untersuchen, wessen Gedanken die richtigeren sind.“

„Das heißt, deiner Meinung nach hat man uns sogar mit Gott betrogen? Gut, ich denke auch, unsere Religion ist falsch und schädlich.“

Hier mischte sich die Mutter ein. Wenn ihr Sohn über Gott sprach und über etwas, was für sie mit ihrem Glauben an Gott zusammenhing, was ihr teuer und heilig war, suchte sie stets seinen Blick. Sie wollte ihn schweigend bitten, er möchte nicht mit den scharfen und beißenden Worten des Unglaubens ihr Herz verwunden. Aber hinter seinem Unglauben fühlte sie den Glauben, und das beruhigte sie.

„Wie kann ich seine Gedanken verstehen?“ dachte sie.

Es war ihr, als wenn Rybin, der erfahrene Mann, Pawels Worte ebenfalls unangenehm und als Kränkung empfinden müsse. Als aber Rybin ruhig seine Frage an Pawel richtete, hielt sie es nicht aus und sagte kurz und hartnäckig:

„Was Gott anlangt, solltet ihr etwas vorsichtiger sein! Tut, was ihr wollt“. Dann holte sie tief Atem und fuhr mit noch größerem Nachdruck fort: „Womit soll ich alte Frau mich in meinem Kummer trösten, wenn ihr mir den Herrgott nehmt?“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie wusch das Gesicht ab, und ihre Finger zitterten.

„Sie haben uns nicht verstanden, Mama!“ sagte Pawel leise und freundlich.

„Verzeih, Mutter!“ fügte Rybin langsam hinzu und blickte Pawel lächelnd an. „Ich habe vergessen, daß du zu alt bist, um dir Warzen schneiden zu lassen.“

„Ich habe nicht,“ fuhr Pawel fort, „von dem guten und gnädigen Gott gesprochen, an den Sie glauben, sondern von dem, mit dem die Popen uns wie mit einem Stock drohen . . . von dem Gott, in dessen Namen man alle Menschen zwingen will, sich dem bösen Willen einiger weniger zu unterwerfen.“

„So ist es, jawohl!“ rief Rybin und stieß mit dem Finger auf den Tisch. „Sie haben uns sogar einen falschen Gott untergeschoben, alles, was sie in die Hände bekommen, verwenden sie gegen uns. Erwinnere dich doch, Mutter, Gott hat die Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen — das heißt, Er ist den Menschen ähnlich, wenn der Mensch Ihm ähnlich ist! Wir sind aber nicht Gott ähnlich, sondern wilden Tieren. In der Kirche zeigt man uns ein Schreckgespenst . . . Wir müssen einen anderen Gott haben, Mutter, müssen ihn läutern! Man hat ihn in Lüge und Falschheit gekleidet, hat sein Gesicht verunstaltet, um unsere Seele zu töten!“

Er sprach leise, aber jedes seiner Worte traf wie ein schwerer, betäubender Schlag das Haupt der Mutter, und sein schwarz umrahmtes, großes, trauriges Gesicht flößte ihr Furcht ein. Der dunkle Glanz seiner Augen war unerträglich, er erweckte nagende Furcht im Herzen.

„Nein, ich gehe lieber fort!“ sagte sie kopfschüttelnd. „Ich kann das nicht anhören!“

Damit ging sie schnell in die Küche, während Rybin sagte:

„So ist es, Pawel! Nicht im Kopfe, sondern im Herzen liegt der Anfang! . . . Das ist so eine Stelle im Innern des Menschen, auf der nichts anderes gedeiht . . .“

„Einzig die Vernunft,“ sagte Pawel fest, „wird die Menschen befreien!“

„Die Vernunft gibt keine Kraft!“ erwiderte Rybin laut und hartnäckig. „Das Herz gibt Kraft — nicht der Kopf, das ist die Sache!“

Die Mutter kleidete sich aus und legte sich ohne Gebet zu Bett. Ihr war kalt und unbehaglich. Und Rybin, der ihr erst so gesetzt und verständig vorgekommen war, erweckte jetzt Feindseligkeit in ihr.

„Ketzer! Aufwiegler!“ dachte sie, während sie seine Stimme hörte. „Gerade der fehlte uns noch!“

Er aber sagte ruhig und sicher:

„Das Heiligtum darf nicht leer bleiben. Wo Gott lebt, ist eine empfindliche Stelle. Wenn Er aus der Seele verschwindet, entsteht eine Wunde — so ist es! Pawel, wir müssen einen neuen Glauben finden, einen Gott, der ein Freund der Menschen ist, schaffen.“

„Ein solcher war doch Christus!“ rief Pawel.

„Christus war nicht fest im Geiste . . . Laß diesen Kelch an mir vorübergehen — hat er gesagt . . . Er hat den Kaiser anerkannt. Ein Gott kann keine menschliche Macht über den Menschen anerkennen, Er muß die ganze Macht sein! Er kann seine Seele nicht teilen und sagen: dieser Teil ist göttlich, jener Teil ist menschlich. Christus aber hat den Handel anerkannt — und die Ehe. Und den Feigenbaum hat Er zu Unrecht verflucht: war denn der schuld daran, daß er keine Frucht getragen hat? Die Seele ist auch nicht aus eigenem Willen unfruchtbar im Guten; habe ich etwa selbst Bosheit in sie hineingesät? So ist es!“

Im Zimmer klangen ununterbrochen die beiden Stimmen, die sich umfingen und einen aufregenden Kampf miteinander führten. Pawel schritt auf und ab, der Fußboden knarrte unter seinen Füßen. Wenn er sprach, über-

tönte er alles, wenn aber die schwere Stimme Rybins ruhig und langsam dahinfloß, hörte man das Ticken des Pendels und das leise Krachen des Frostes, der wie mit scharfen Krallen an die Hauswand rührte.

„Ich will mich auf meine Art als Heizer ausdrücken. Gott gleicht dem Feuer. Ja! Er lebt im Herzen. Es ist gesagt: Gott ist das Wort, und das Wort ist der Geist.“

„Die Vernunft!“ sagte Pawel hartnäckig.

„Schön! Das heißt — Gott ist im Herzen und in der Vernunft, aber nicht in der Kirche! Die Kirche ist Gottes Grab.“

Die Mutter war eingeschlafen und hörte nicht, als Rybin fortging.

Aber er kam häufiger, und wenn jemand von den Freunden bei Pawel war, setzte sich Rybin in die Ecke und schwieg und sagte nur hin und wieder:

„Stimmt!“

Eines Tages aber sagte er, alle mit einem dunklen Blick aus der Ecke überfliegend:

„Man muß über das sprechen, was ist; was später kommt, wissen wir nicht! Jawohl! Wenn das Volk frei sein wird, wird es schon selbst nach dem Rechten sehen. Man hat ihm eine Menge Dinge in den Kopf gehämmert, die es gar nicht will. Das muß aufhören, es muß selbst nachdenken. Vielleicht will es alles verwerfen, das ganze Leben und alle Wissenschaft; vielleicht sieht es ein, daß sich alles gegen das Volk richtet, wie zum Beispiel der Kirchengott. Gebt dem Volk nur alle Bücher in die Hand, dann wird es schon selbst antworten — jawohl.“

Wenn aber Pawel allein war, gerieten die beiden sofort in einen endlosen, langen, aber stets ruhigen Wortstreit. Die Mutter hörte ihren Reden unruhig zu, verfolgte sie und

bemühte sich zu verstehen, was sie sprachen. Oft schien es ihr, als seien sie beide blind, der breitschultrige, schwarzbärtige Bauer und ihr stattlicher, kräftiger Sohn. Sie drängen von einer Seite auf die andere, um Licht und einen Ausweg zu suchen, greifen mit ihren kräftigen, aber blinden Händen nach allem, schütteln es, bewegen es von einem Ort zum anderen, werfen es auf die Erde, treten es mit Füßen und schleudern es, ohne ihren Glauben und ihre Hoffnung zu verlieren, fort.

Sie hatten sie daran gewöhnt, furchtbare, offene und verwegene Worte anzuhören, aber diese Worte trafen sie schon nicht mehr mit solcher Kraft wie das erstemal. Sie verstand jetzt, die Worte von sich abzuwehren, und bisweilen empfand sie hinter solchen Reden, die Gott verleugneten, in ihrem Innern einen festen Glauben an Ihn. Dann lächelte sie still, alles verzeihend. Und obgleich Rybin ihr nicht gefiel, erweckte er doch keine Feindschaft mehr in ihr.

Einmal wöchentlich trug sie Wäsche und Bücher für den Kleinrussen ins Gefängnis, eines Tages erlaubte man ihr, ihn zu sprechen, und als sie nach Hause kam, erzählte sie gerührt:

„Er ist auch dort ganz zu Hause. Mit allen freundlich, alle scherzen mit ihm. Es fällt ihm schwer, sehr schwer, aber er will es nicht zeigen.“

„So muß es auch sein!“ bemerkte Rybin. „Wir alle stecken im Kummer wie in einer Haut . . . wir atmen Kummer, kleiden uns in Kummer . . . Damit ist nichts zu prahlen . . . Nicht allen sind die Augen verklebt, manche schließen sie von selbst. Wer aber dumm ist, der muß eben leiden!“

XII

Das graue kleine Haus der Wlassows erregte immer mehr die Aufmerksamkeit der Vorstadt. In dieser Aufmerksamkeit war viel argwöhnische Vorsicht und unbewußte Feindschaft, aber es stellte sich doch auch zutrauliche Neugier ein. Bisweilen kam jemand herein, sah sich behutsam um und sagte zu Pawel:

„Nun, mein Lieber, du liest Bücher, da kennst du wohl die Gesetze? Erklär mir doch mal . . .“

Und er erzählte Pawel von irgendeiner Ungerechtigkeit der Polizei oder der Fabrikverwaltung. In schwierigen Fällen gab Pawel dem Betreffenden einen Brief an einen bekannten Advokaten in der Stadt mit; wenn er konnte, klärte er den Fall selbst auf.

Allmählich lernten die Leute den jungen, ernsten Mann achten, der kühn und einfach über alles sprach, der alles ansah, alles anhörte und genau jeden einzelnen Fall untersuchte, um in allem einen gemeinsamen, endlos langen Faden zu finden, der die Menschen mit tausend festen Schlingen verband.

Besonders die Geschichte mit der „Sumpfkopeke“ trug viel zu Pawels Ansehen bei.

Hinter der Fabrik zog sich ein großer mit Tannen und Birken bewachsener Sumpf hin, der sie wie mit einem Ring von Fäulnis umgab. Im Sommer stiegen dichte, gelbe Dünste daraus auf, und über der Vorstadt schwärmten Wolken von Mücken, die überall Fieber verbreiteten. Der Sumpf gehörte der Fabrik: der neue Direktor wollte Nutzen daraus ziehen und gedachte ihn trocken zu legen und gleichzeitig Torf zu gewinnen. Er zeigte den Arbeitern, daß diese Maßregel den Ort gesünder

machen und die Lebensbedingungen für alle verbessern würde und traf die Anordnung, zur Trockenlegung des Sumpfes jedem eine Kopeke auf den Rubel vom Verdienst abzuziehen.

Die Arbeiter wurden erregt. Besonders kränkend war, daß die Angestellten zu der neuen Steuer nicht beitrugen.

Pawel war an dem Sonabend krank, als die betreffende Erklärung des Fabrikdirektors angeschlagen wurde; er arbeitete nicht und wußte nichts davon. Am nächsten Tage kam nach dem Mittagessen ein ehrbarer Greis, der Gießer Ssisow, ferner der große böse Schlosser Machotin zu ihm und erzählten von der Verordnung des Direktors.

„Wir älteren Leute haben uns versammelt,“ sagte Ssisow gesetzt, „wir haben den Fall besprochen, und nun haben uns die Kollegen zu dir geschickt, um dich zu fragen — da du gut unterrichtet bist — ob es ein Gesetz gibt, wonach der Direktor mit unserem Geld einen Mückenkrieg führen darf?“

„Überlege es dir!“ sagte Machotin, mit den schmalen Augen blitzend. „Vor vier Jahren haben die Gauner für ein Bad gesammelt. Dreitausendachthundert Rubel sind zusammen gekommen. Wo sind die? Ein Bad haben wir nicht bekommen!“

Pawel erklärte diese Abgabe für ungerecht und wies den offenbaren Nutzen nach, den die Fabrik daraus zöge; die beiden Arbeiter gingen stirnrunzelnd fort. Als die Mutter sie hinausgeleitet hatte, meinte sie lächelnd:

„Siehst du, Pawel, jetzt kommen schon alte Leute zu dir, um deinen Verstand zu borgen.“

Pawel setzte sich bekümmert an den Tisch, ohne zu antworten, und begann zu schreiben. Ein paar Minuten später sagte er zu ihr:

„Ich bitte dich, fahr doch in die Stadt und gib diesen Brief ab.“

„Ist das gefährlich?“ fragte sie.

„Ja. Da wird eine Zeitung für uns gedruckt . . . Die Geschichte mit der Kopeke für den Sumpf muß unbedingt in die Zeitung . . .“

„Schön — schön!“ erwiderte sie. „Ich gehe sofort.“

Es war der erste Auftrag, den ihr Sohn ihr erteilte. Sie freute sich, daß er ihr offen gesagt hatte, worum es sich handelte.

„Das verstehe ich, Pascha!“ sagte sie, sich ankleidend. „Das ist ja der reine Raub! . . . Wie heißt der Mann, Jegor Iwanowitsch?“

Sie kehrte spät abends müde aber zufrieden zurück.

„Ich habe Saschenka gesehen!“ sagte sie zu ihrem Sohn. „Sie läßt dich grüßen. Dieser Jegor Iwanowitsch ist aber ein Spaßvogel! Komisch redet der!“

„Ich freue mich, daß sie dir gefallen!“ dachte Pawel leise.

„Schlichte Leute, Pawel! Es ist schön, wenn die Menschen einfach sind. Und alle verehren dich.“

Am Montag ging Pawel wieder nicht zur Arbeit, er hatte Kopfschmerzen. Mittags kam Fedja Masin gelaufen, er war erregt und glücklich und teilte keuchend vor Müdigkeit mit:

„Komm! Die ganze Fabrik ist in Aufruhr. Man schickt nach dir. Ssisow und Machotin sagen, du könntest am allerbesten reden. Was nicht alles vorgeht!“

Pawel begann sich schweigend anzukleiden.

„Die Frauen laufen zusammen und kreischen.“

„Ich gehe auch mit,“ erklärte die Mutter. „Was mag da nur los sein? Ich gehe hin!“

Auf der Straße gingen die drei schnell und schweigsam. Die Mutter atmete infolge der Erregung schwer und sie fühlte, daß etwas Wichtiges bevorstand . . . Am Fabriktor standen eine Menge Frauen, die schrien und schimpften. Als die drei in den Hof gelangt waren, gerieten sie sofort in eine dichte, schwarze, aufgeregte Menge. Die Mutter sah, daß alle Köpfe nach einer Seite, nach der Schmiede hingewandt waren, wo auf einem Haufen alten Eisens, von den roten Ziegelsteinen sich deutlich abhebend, Ssisow, Machotin, Wjalow und noch fünf ältere Arbeiter, die Einfluß auf die anderen hatten, standen.

„Wlassow kommt!“ rief jemand.

„Wlassow? Er soll herkommen!“

„Still!“ hieß es auf einmal an verschiedenen Stellen.

Und in der Nähe ertönte Rybins gleichmäßige Stimme:

„Nicht wegen der einen Kopeke müssen wir standhaft bleiben, sondern wegen der Gerechtigkeit! Uns ist nicht die Kopeke wertvoll -- sie ist nicht runder als die anderen, aber sie ist schwerer -- es klebt mehr Schweiß und Blut daran als an dem Rubel des Direktors, jawohl! Und wir schätzen nicht die Kopeke -- sondern unser Blut und die Wahrheit, jawohl!“

Seine Worte wirkten auf die Menge und riefen leidenschaftliche Ausrufe hervor.

„Das stimmt, Rybin!“

„Hast recht, Gießer!“

„Wlassow ist da!“

Den lauten Maschinenlärm, das schwere Zischen des Dampfes und das Schwirren der Treibriemen übertönend, flossen die Stimmen in brausendem Wirbel zusammen. Von allen Seiten kamen Leute gelaufen, die sich gestikulierend unterhielten und sich gegenseitig mit leiden-

schaftlichen, beißenden Worten aufhetzten. Die Erregung, die stets in der Brust dieser müden Menschen schlummerte, erwachte, suchte einen Ausweg, flog triumphierend durch die Luft, breitete ihre dunklen Schwingen immer weiter aus, packte die Menschen immer fester, riß sie mit sich, stieß sie gegeneinander, verwandelte sie in feurige bösertige Wesen. Über der Menge schwebte eine Wolke von Ruß und Staub, die schweißbedeckten Gesichter brannten, und die Haut an den Wangen weinte schwarze Tränen. In den dunklen Gesichtern funkelten die Augen, blitzten die Zähne.

Dort, wo Ssisow und Machotin standen, erschien Pawel, und jetzt erklang sein Ruf:

„Genossen!“

Die Mutter sah, daß sein Gesicht blaß war, und die Lippen zitterten; sie bewegte sich unwillkürlich vorwärts und stieß die Menge beiseite. Ärgerlich rief man ihr zu:

„Was drängst du dich vor?“

Man stieß sie, aber das hinderte die Mutter nicht, die Menschen mit Schultern und Ellbogen beiseite zu drängen; sie schob sich langsam näher an den Sohn heran, nur von dem Wunsch getrieben, neben ihm zu stehen.

Indem Pawel das Wort aus seinem Innern heraus schleuderte, in das er einen tiefen wichtigen Sinn legte, fühlte er, daß ein Freudenkrampf über den bevorstehenden Streit ihm die Kehle zuschnürte; ihn ergriff der Wunsch, den Menschen sein Herz hinzuwerfen, das vom Feuer des Wahrheitstraumes erfaßt war.

„Genossen!“ wiederholte er und schöpfte aus diesem Worte Kraft und Begeisterung. „Wir sind die Leute, die Kirchen und Fabriken bauen, die Ketten und Geld her-

stellen. Wir sind die lebendige Kraft, die alle von der Wiege bis zum Grabe ernährt und erfreut.“

„So ist es!“ rief Rybin.

„Wir sind stets und überall die Ersten bei der Arbeit und stehen im Leben auf dem letzten Platz. Wer kümmert sich um uns? Wer tut uns Gutes? Wer sieht Menschen in uns? Niemand!“

„Niemand!“ hallte wie ein Echo eine Stimme zurück.

Pawel hatte sich jetzt in der Gewalt. Er begann fester und ruhiger zu reden, die Menge bewegte sich langsam an ihn heran, vereinigte sich zu einem dunklen, tausendköpfigen Körper. Sie blickte ihm mit hundert aufmerksamen Augen ins Gesicht, trank gierig seine Worte.

„Uns wird niemals ein besseres Los zuteil, solange wir uns nicht als Genossen, als eine einzige Gemeinde fühlen, die nur den Wunsch hat, den Kampf um unser Recht aufzunehmen!“

„Zur Sache!“ rief grob jemand neben der Mutter.

„Stör ihn nicht!“ ertönten halblaut zwei Rufe von verschiedenen Stellen.

In den rauchgeschwärzten Gesichtern wurden mißtrauisch und finster die Brauen gerunzelt, Dutzende von Augenpaaren blickten Pawel ernsthaft und nachdenklich ins Gesicht.

„Ein Sozialist, aber kein Dummkopf!“ bemerkte jemand.

„Der hat aber Mut!“ meinte ein großer, gekrümmter Arbeiter und stieß die Mutter gegen die Schulter.

„Es ist Zeit, Genossen, daß alle einsehen, daß niemand uns hilft, als wir selbst. Einer für alle, alle für einen! Daran müssen wir festhalten, wenn wir den Feind bezwingen wollen.“

„Der Mann hat recht, Leute!“ rief Machotin.

Dann holte er weit mit dem Arm aus und schüttelte die Faust in der Luft.

„Wir müssen den Direktor rufen!“ fuhr Pawel fort.

Das fuhr wie ein Wirbelwind in die Menge. Sie wogte hin und her, und Dutzende von Stimmen riefen auf einmal:

„Her mit dem Direktor!“

„Wir wollen eine Abordnung schicken!“

Die Mutter schob sich weiter vorwärts und blickte von unten stolzerfüllt auf ihren Sohn. Pawel stand zwischen alten, angesehenen Arbeitern, alle hörten ihm zu und stimmten ihm bei. Ihr gefiel, daß er nicht zornig war und nicht schalt, wie die andern.

Wie Hagelkörner auf Eisenblech prasselten abgerissene Ausrufe und Schimpfworte hernieder. Pawel sah von oben auf die Leute herunter und suchte mit weit geöffneten Augen jemand unter ihnen.

„Eine Abordnung!“

„Ssisow!“

„Wlassow!“

„Rybin! Der hat Haare auf den Zähnen!“

Plötzlich erklangen halblaute Rufe in der Menge.

„Er kommt selbst!“

„Der Direktor!“

Der Haufe wich auseinander und machte einem großen hageren Manne mit Spitzbart und langem Gesicht Platz.

„Erlauben Sie!“ sagte er, und entfernte die im Wege stehenden Arbeiter mit einer kurzen Handbewegung, ohne sie zu berühren. Seine Augen blinzelten, mit dem Blick eines erfahrenen Menschenbeherrschers prüfte er forschend die Gesichter der Arbeiter. Man nahm die Mütze

vor ihm ab, verbeugte sich vor ihm. Er schritt, ohne die Grüße zu beantworten, vorwärts, und in der Menge entstand Stille und Verwirrung, befangenes Lächeln und halblaute Ausrufe, in denen man schon die Reue von Kindern verspürte, die eingesehen haben, daß sie ungezogen gewesen sind.

Jetzt ging er an der Mutter vorüber, streifte ihr Gesicht mit einem strengen Blick und blieb vor dem Eisenhaufen stehen. Von oben reichte ihm jemand die Hand. Er nahm sie nicht, kletterte gewandt mit einem starken Schwunge hinauf, stellte sich vor Pawel und Ssisow hin und fragte: „Was ist das für eine Versammlung? Warum habt ihr die Arbeit niedergelegt?“

Ein paar Sekunden herrschte Stille. Die Köpfe der Leute schwankten wie Ähren hin und her. Ssisow schwenkte seine Mütze in der Luft, zuckte die Achseln und senkte den Kopf.

„Ich frage euch!“ schrie der Direktor.

Pawel stellte sich neben ihn und sagte mit lauter Stimme, auf Ssisow und Rybin deutend:

„Wir drei sind von unseren Kollegen bevollmächtigt, zu verlangen, daß Sie Ihre Anordnung über den Abzug von einer Kopeke aufheben.“

„Warum?“ fragte der Direktor, ohne Pawel anzusehen.

„Wir halten eine solche Steuer für ungerecht!“ sagte Pawel laut.

„Sehen Sie denn in meiner Absicht, den Sumpf trocken zu legen, nur den Wunsch, die Arbeiter auszubeuten, und nicht die Sorge, ihre Lage zu verbessern? Ja?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Sie auch?“ fragte der Direktor Rybin.

„Alle zusammen!“ antwortete Rybin.

„Und Sie auch, Verehrtester?“ wandte sich der Direktor an Ssisow.

„Ja, ich bitte auch: laßt uns schon die Kopeke.“

Ssisow senkte wieder den Kopf und lächelte verlegen.

Der Direktor überflog die Menge langsam mit seinen Augen und zuckte die Achseln. Dann sah er Pawel forschend an und meinte:

„Sie scheinen ein ziemlich intelligenter Mann zu sein — begreifen denn auch Sie wirklich nicht den Nutzen der Maßregel?“

Pawel erwiderte laut:

„Wenn die Fabrik den Sumpf auf ihre Kosten trocken legt, so werden alle das begreifen.“

„Die Fabrik beschäftigt sich nicht mit philanthropischen Maßregeln!“ bemerkte der Direktor trocken. „Ich befehle allen, unverzüglich an die Arbeit zu gehen!“

Und er begann herabzusteigen, indem er vorsichtig mit dem Fuß das Eisen berührte und niemanden anblickte.

In der Menge ertönte unzufriedener Lärm.

„Was ist los?“ fragte der Direktor stehenbleibend.

Alle verstummten, nur aus der Ferne ertönte eine vereinzelte Stimme:

„Selbst arbeiten!“

„Wenn ihr nicht binnen fünfzehn Minuten die Arbeit wieder aufnehmt, lasse ich allen Strafe anschreiben!“ erwiderte der Direktor trocken und eindringlich.

Er schritt wieder durch die Menge, aber jetzt erhob sich hinter ihm dumpfes Murren, und je tiefer seine Gestalt in der Menge versank, um so lauter wurde das Geschrei.

„Der läßt nicht mit sich reden!“

„Das nennt sich Recht! Ein Jammerdasein!“

Man wandte sich Pawel zu und schrie:

„Du, Gesetzmacher, was sollen wir jetzt anfangen?“

„Du hast in einem fort geredet — dann kommt der Direktor und macht alles zunichte!“

„Nun, Wlassow, was wird jetzt!“

Als das Geschrei hartnäckiger wurde, erklärte Pawel:

„Genossen, ich schlage vor, die Arbeit so lange niederzulegen, bis er auf die Kopeke verzichtet . . .“

Erregte Worte schwirrten durch die Luft.

„Der hält uns wohl für dumm?“

„Ein Streik?“

„Wegen einer Kopeke?“

„Was denn? Schön, streiken wir!“

„Dafür geht es allen an den Kragen!“

„Wer wird denn arbeiten?“

„Die finden sich schon!“

„Verräter?“

XIII

Pawel stieg herunter und trat neben seine Mutter. Ringsum war großes Getöse, man stritt miteinander und schrie erregt.

„Den Streik bringst du nicht zustande!“ sagte Rybin, zu Pawel tretend. „Wenn die Leute auch geizig sind, so sind sie doch feige. Dreihundert treten vielleicht auf deine Seite, mehr nicht. Den Haufen Mist kriegst du nicht auf eine Gabel . . .“

Pawel schwieg. Vor ihm wogte das ungeheure schwarze Gesicht der Menge hin und her und blickte ihm verlangend in die Augen. Sein Herz klopfte unruhig. Es schien Wlassow, als ob seine Worte spurlos wie spärliche

Regentropfen auf einem von langer Trockenheit ausgedörrten Boden in der Menge verschwanden.

Er ging traurig und müde nach Hause. Ihm folgten seine Mutter und Ssisow, und neben ihm schritt Rybin und summte ihm ins Ohr:

„Du hast gut gesprochen, aber nicht zum Herzen. Ins Herz, mitten ins Herz muß man den Funken werfen. Mit dem Verstande fängst du die Leute nicht, der Schuh paßt ihnen nicht — er ist zu eng und zu schmal!“

Ssisow sagte zur Mutter:

„Für uns Alte ist es Zeit auf den Kirchhof, Nilowna. Es wächst ein neues Geschlecht heran . . . Wie haben wir gelebt? Wir sind auf den Knien gerutscht und haben uns bis zur Erde gebeugt. Jetzt aber sind die Menschen entweder klug geworden — oder sie irren sich noch mehr als wir . . . jedenfalls sind sie uns nicht ähnlich. Die jungen Leute zum Beispiel reden mit dem Direktor wie mit ihresgleichen, ja . . . Auf Wiedersehen, Pawel Michailow! Du trittst brav für die Leute ein. Gebe Gott, daß du die richtigen Wege findest. Gebe Gott!“

Damit ging er fort.

„Ja, sterbt ihr nur!“ murmelte Rybin. „Ihr seid schon keine Menschen mehr, sondern nur Kitt, mit dem man Ritzen verschmiert. Hast du gesehen, Pawel, wer da rief, man sollte dich zum Deputierten wählen? Dieselben, die sagen, du seist ein Sozialist, ein Aufwiegler . . . genau dieselben. Sie treiben einen ins Unglück — und hinterher heißt es: Geschieht ihm ganz recht.“

„In ihrer Weise haben sie recht!“ sagte Pawel.

„Auch die Wölfe haben recht, wenn sie ihresgleichen zerreißen.“

Rybins Gesicht war finster, seine Stimme zitterte ungewöhnlich.

„Dem nackten Wort glauben die Leute nicht . . . Man muß erst leiden, das Wort in Blut tauchen . . .“

Den ganzen Tag ging Pawel finster, müde, sonderbar unruhig hin und her; seine Augen brannten und schienen etwas zu suchen. Als die Mutter das bemerkte, fragte sie vorsichtig:

„Was hast du, Pawel?“

„Der Kopf tut mir weh!“ sagte er nachdenklich.

„Du solltest dich zu Bett legen. Ich hole den Doktor.“

Er sah sie an und erwiderte schnell:

„Nein, das ist nicht nötig.“

Und plötzlich begann er leise:

„Ich bin noch zu jung und schwach . . . das ist es. Sie haben mir nicht geglaubt, sind meiner Wahrheit nicht gefolgt — das heißt, ich habe nicht verstanden, sie ihnen beizubringen. Mir ist so schlecht, ich schäme mich so!“

Sie blickte in sein finsternes Gesicht. Sie wollte ihn trösten und sagte leise:

„Warte nur! Haben Sie dich heute nicht verstanden, werden sie es morgen schon tun . . .“

„Ja, sie müssen mich verstehen!“ rief er aus.

„Sehe doch ich sogar ein, daß du recht hast!“

Pawel trat an sie heran.

„Du bist so gut, Mutter!“

Er wandte sich von ihr weg. Sie zitterte, als hätten seine leisen Worte sie versengt, preßte die Hand gegen das Herz und ging mit seiner Liebkosung vorsichtig hinaus.

Nachts, als sie schon schlief und er im Bette las, erschienen Gendarmen und begannen wütend überall, auf

dem Hofe und auf dem Boden herumzustöbern. Der Offizier mit dem gelben Gesicht benahm sich ebenso wie das erstemal beleidigend, höhnisch; er fand Vergnügen daran, die Leute zu verspotten, sie ins Herz zu treffen. Die Mutter saß schweigend in der Ecke und verwandte kein Auge vom Gesicht ihres Sohnes. Der bemühte sich, seine Erregung nicht zu zeigen; wenn aber der Offizier lachte, bewegten sich seine Finger sonderbar hin und her, und sie fühlte, daß es ihm schwer wurde, dem Gendarmen nicht zu antworten, schwer, seine Späße zu ertragen. Ihr war jetzt nicht mehr so schrecklich zumute wie bei der ersten Haussuchung; sie empfand mehr Haß gegen diese grauen, nächtlichen Gäste mit den Sporen an den Stiefeln, und dieser Haß verschlang ihre Unruhe.

Pawel vermochte ihr zuzuflüstern:

„Sie bringen mich fort . . .“

Sie neigte den Kopf und antwortete leise:

„Ich verstehe . . .“

Sie verstand — man würde ihn ins Gefängnis werfen, weil er heute zu den Arbeitern gesprochen. Aber dem, was er gesagt hatte, stimmten alle bei, also mußten alle für ihn eintreten; da konnte man ihn nicht lange festhalten.

Sie wollte ihn umarmen, wollte weinen, aber daneben stand der Offizier und blickte sie blinzeln an. Seine Lippen zitterten, der Schnurrbart bewegte sich — sie hatte die Empfindung, daß dieser Mensch auf ihre Tränen, ihr Jammern und ihr Bitten lauerte. So nahm sie alle ihre Kräfte zusammen, bemühte sich, wenig zu sprechen, drückte ihrem Sohne die Hand und sagte, den Atem anhaltend, leise:

„Auf Wiedersehen, Pascha . . . Hast du alles Notwendige mitgenommen?“

„Ja. Gräm dich nicht!“

„Christus behüte dich!“

Als man ihn fortgeführt, setzte sie sich auf die Bank, bedeckte die Augen und schluchzte leise. Mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, wie einst ihr Mann, wimmerte sie vor Gram und im wehen Gefühl ihrer Ohnmacht, mit zurückgeworfenem Kopf lange und eintönig, und ließ in diesem Wimmern ihren Schmerz ausströmen. Vor ihr stand wie ein unbeweglicher Fleck ein gelbes Gesicht mit spärlichem Schnurrbart, und ein paar freche Augen blickten sie höhnisch an. In ihrer Brust ballten sich, wie zu einem schwarzen Knäuel, Erbitterung und Wut gegen die Menschen, die der Mutter ihren Sohn nahmen, weil dieser die Wahrheit suchte.

Es war kalt, gegen die Scheiben schlug der Regen und es war, als wenn in der Nacht graue Gestalten vorsichtig um das Haus schlichen — mit breiten roten Gesichtern, ohne Augen und mit langen Händen dahinschritten und leise mit den Sporen klirrten.

„Wenn sie mich doch auch holten!“ dachte sie.

Die Fabrikpfeife heulte und rief die Menschen zur Arbeit. Sie heulte heute dumpf, tief und unsicher. Die Tür ging auf, Rybin kam. Er trat vor die Mutter, wischte mit der flachen Hand die Regentropfen aus seinem Barte und fragte:

„Haben sie ihn mitgenommen?“

„Ja, die Verfluchten!“ erwiderte sie seufzend.

„Ist das eine Geschichte!“ sagte Rybin mit einem Lachen. „Auch bei mir haben sie Haussuchung gehalten, alles beschnüffelt, mich beschimpft . . . Nun, das hat mich nicht gekränkt . . . Pawel haben sie also mitgenommen! Der Direktor winkt, der Gendarm nickt und — weg ist

der Mensch. Die verstehen sich. Die einen melken das Volk, die andern halten es an den Hörnern.“

„Ihr solltet für Pawel eintreten!“ rief die Mutter aufstehend. „Er hat sich doch für alle geopfert.“

„Wer soll eintreten?“ fragte Rybin.

„Alle!“

„Ach, du! Nein, das gibt's nicht . . .“

Dabei lächelte er und ging schwerfällig fort, nachdem er den Kummer der Mutter durch die finstere Hoffnungslosigkeit seiner Worte noch vergrößert hatte.

„Wenn sie nun die Gefangenen schlagen . . . sie foltern . . .“

Sie stellte sich den Leib ihres Sohnes zerschlagen, zerrissen, blutbefleckt vor, und Angst legte sich wie ein kalter Steinblock auf ihre Brust und erdrückte sie. Die Augen schmerzten.

Sie heizte nicht, kochte sich kein Mittagessen und trank keinen Tee. Erst spät abends aß sie ein Stück Brot. Und als sie sich schlafen legte, dachte sie, daß ihr Leben noch niemals so einsam und öde gewesen sei, wie jetzt. Sie hatte sich in den letzten Jahren daran gewöhnt, beständig etwas Wichtiges, Gutes zu erwarten. Um sie herum bewegte sich geräuschvoll und mutig die Jugend, und vor ihr stand stets das ernste Gesicht ihres Sohnes, der dieses unruhige, aber schöne Leben geschaffen. Und jetzt war er nicht mehr da und alles war aus.

XIV

Der Tag verging langsam, es folgte eine schlaflose Nacht und ein noch längerer Tag. Sie wartete auf jemand, aber keiner kam. Es wurde wieder Abend. Und Nacht. An der Wand rauschte kalter Regen, im Schornstein sang es, und

unter dem Fußboden bewegte sich etwas hin und her. Vom Dach tropfte Wasser, und dieses trostlose Geräusch vereinigte sich unheimlich mit dem Ticken der Uhr. Es war, als wenn das ganze Haus leise schwankte und als wenn alles ringsum überflüssig wäre und in Trübsal erstarb . . .

Dann wurde leise an das Fenster geklopft . . . einmal . . . noch einmal . . . Die Mutter war an dieses Klopfen gewöhnt, es erschreckte sie nicht, aber jetzt zitterte sie und verspürte einen freudigen Stich im Herzen. Eine unklare Hoffnung brachte sie schnell auf die Beine. Sie warf ihren Schal um die Schultern und öffnete die Tür.

Samoilow trat ein und hinter ihm noch jemand, der das Gesicht durch den Rockkragen verdeckt und die Mütze in die Stirn geschoben hatte.

„Wir haben Sie im Schlaf gestört?“ fragte Samoilow, ohne Gruß, gegen seine Gewohnheit besorgt und finster.

„Ich habe nicht geschlafen!“ erwiderte sie und ließ ihre Augen schweifend und forschend auf ihnen ruhen.

Samoilows Begleiter nahm schwer und heiser atmend die Mütze ab, streckte der Mutter seine breite Hand mit kurzen Fingern entgegen und sagte freundlich, wie zu einer alten Bekannten:

„Guten Abend, Mama! Haben Sie mich nicht erkannt?“

„Sie sind es, Jegor Iwanowitsch?“ rief die Wlassowa plötzlich freudig überrascht.

„In eigener Person!“ erwiderte er und nickte mit seinem großen Kopf voll Haaren, lang wie die eines Psalmenlesers. Sein volles Gesicht lächelte gutmütig, die kleinen grauen Augen blickten freundlich und hell in das Gesicht der Mutter. Er sah aus wie ein Samowar — war ebenso rund, klein, mit dickem Hals und kurzen Armen. Sein

Gesicht blitzte und glänzte, er atmete laut, und in seiner Brust rasselte und röchelte beständig etwas.

„Gehen Sie ins Zimmer, ich kleide mich sofort an!“ schlug die Mutter ihnen vor.

„Wir haben ein Anliegen an Sie!“ sagte Samoilow bekümmert und finster.

Jegor Iwanowitsch trat ins Zimmer und sagte von dort aus:

„Heute morgen, liebe Frau, ist Ihr Bekannter, Nikolai Iwanowitsch aus dem Gefängnis entlassen worden.“

„War denn der dort?“ fragte die Mutter.

„Zwei Monate und elf Tage. Er hat da den Kleinrussen und Pawel gesehen. Beide lassen grüßen und bitten Sie, sich nicht zu beunruhigen. Sie sagen, daß das Gefängnis auf ihrem Wege dem Menschen stets als Erholungsstätte dient — das sei von unserer besorgten Obrigkeit nun einmal so eingerichtet. Jetzt, Mama, will ich aber zur Sache kommen. Wissen Sie, wieviel Leute gestern hier verhaftet worden sind?“

„Nein! Sind denn außer Pawel noch welche...“ rief die Mutter.

„Er ist der Neunundvierzigste!“ unterbrach Jegor Iwanowitsch sie ruhig, „und wir müssen erwarten, daß die Behörde noch etwa ein Dutzend festnimmt! Den Herrn da auch.“

„Ja, mich auch!“ sagte Samoilow finster.

Die Wlassowa fühlte, wie ihr Atem leichter wurde.

„Dann ist er wenigstens nicht allein!“ fuhr es ihr durch den Kopf.

Nachdem sie sich angekleidet, trat sie ins Zimmer und meinte mit zuversichtlichem Lächeln:

„Da werden sie ihn sicher nicht lange festhalten, wenn so viele verhaftet sind!...“

„Das stimmt!“ sagte Jegor Iwanowitsch. „Aber wenn wir ihnen jetzt die Suppe versalzen, sind sie vollständig blamiert . . . Die Sache ist die: wenn wir jetzt aufhören, unsere Traktätchen in die Fabrik zu schaffen, so klammern sich die Herren Gendarmen an diese traurige Tatsache und verwerten sie gegen Pawel und seine Freunde, die man bereits ins Loch geworfen hat.“

„Wieso denn?“ rief die Mutter unruhig.

„Sehr einfach!“ sagte Jegor Iwanowitsch milde. „Bisweilen haben auch Gendarmen einen richtigen Gedanken. Bedenken Sie einmal: solange Pawel da war, erschienen die Büchlein und Blätter, sobald er nicht mehr da war, gab es beides nicht mehr! Das heißt doch, er hat die Dinger verbreitet, nicht wahr? Nun, da werden sie dann einfach alle vornehmen. Die Gendarmen lieben es, den Menschen so zu bearbeiten, daß nicht viel von ihm übrigbleibt.“

„Ich verstehe, ich verstehe!“ sagte die Mutter betrübt. „Ach Gott, was sollen wir jetzt machen?“

Aus der Küche ertönte Samoilows Stimme:

„Sie haben fast alle erwischt, der Teufel soll sie holen! Jetzt müssen wir genau so arbeiten wie früher, nicht allein der Sache wegen, sondern auch, um die Genossen zu retten.“

„Aber wir haben niemand, der die Arbeit besorgt!“ setzte Jegor hinzu. „Schriften haben wir in ganz vorzüglicher Qualität. Selbst verfaßt. Aber wie wir sie in die Fabrik bringen — das ist uns noch schleierhaft.“

„Am Fabriktor wird jetzt jeder untersucht“, sagte Samoilow.

Die Mutter fühlte, daß sie etwas von ihr wünschten und erwarteten, und fragte schnell:

„Nun also, um was handelt es sich?“

Samoilow trat an die Tür und sagte:

„Pelagea Nilowna, Sie sind doch mit der Händlerin Korssunowa bekannt?“

„Jawohl, und?“

„Sprechen Sie doch mit ihr, ob sie die Dinger nicht einschmuggeln will?“

„O nein! Das Weib ist geschwätzig. Nein! Wenn sie erfahren, daß die Sache durch mich, aus diesem Hause . . . Nein!“

Und von einer plötzlichen Eingebung überrascht, sagte sie leise:

„Geben Sie mir die Sachen, geben Sie sie mir! Ich richte es schon ein . . . finde einen Weg! Ich bitte Marja, daß sie mich als Gehilfin nimmt. Muß ich doch auch leben und arbeiten! Ich werde Essen hinbringen . . . Ich richte es schon ein!“

Die Hände gegen die Brust gepreßt, versicherte sie, daß sie alles gut ausführen werde und rief triumphierend:

„Sie sollen sehen: Pawel ist nicht mehr da, aber seine Hand reicht sogar aus dem Gefängnis heraus. Das werden sie schon sehen!“

Alle drei wurden lebhaft. Jegor rieb sich kräftig die Hände, lächelte und sagte:

„Das ist famos, Mama. Wenn Sie wüßten, wie fein das ist! Einfach entzückend!“

„Ich setze mich ins Gefängnis, wie in einen Lehnstuhl, wenn die Sache glückt!“ meinte Samoilow und rieb sich die Hände.

„Oh, Sie, Sie sind eine schöne Frau!“ rief Jegor heiter.

Die Mutter lächelte. Es war klar: wenn jetzt die Flugblätter in der Fabrik erschienen, mußte die Behörde ein-

sehen, daß ihr Sohn sie nicht verbreitete. Im Gefühl, die Aufgabe verrichten zu können, zitterte sie vor Freude.

„Wenn Sie Pawel besuchen,“ sagte Jegor, „sagen Sie ihm, er hätte eine brave Mutter.“

„Ich sehe ihn früher!“ sagte Samoilow lächelnd.

„Dann sagen Sie ihm nur, ich täte alles, was notwendig wäre! Er soll das wissen!“

„Wenn man ihn aber nicht einsperrt?“ fragte Jegor auf Samoilow deutend.

„Nun, dann ist nichts zu machen!“

Beide lachten. Und als die Mutter ihr Versehen begriff, begann sie selbst leise und verwirrt, dabei etwas verschmitzt zu lächeln.

„Jeder ist sich selbst der Nächste!“ sagte sie, den Blick senkend.

„Natürlich!“ rief Jegor. „Was Pawel anlangt, so machen Sie sich keine Sorge und seien Sie nicht traurig. Der kehrt nur noch besser aus dem Gefängnis zurück. Da ruht man sich aus und lernt etwas dazu, in der Freiheit hat unsereins keine Zeit dazu. Ich habe dreimal gegessen und habe jedesmal, wenn auch kein großes Vergnügen, so doch erklecklichen Nutzen für Leib und Seele davon gehabt.“

„Sie atmen aber schwer!“ sagte sie mit einem freundlichen Blick in sein schlichtes Gesicht.

„Das hat seinen besonderen Grund“, erwiderte er, den Finger in die Höhe hebend. „Also die Sache ist beschlossen, Mama! Wir bringen Ihnen morgen das notwendige Material . . . und dann beginnt die Säge, die hier die ewige Finsternis zerstören soll, ihr Werk wieder. Es lebe das freie Wort! Und es lebe das Mutterherz! Aber einstweilen auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen“, sagte Samoilow und drückte ihr

kräftig die Hand. „Ich kann meiner Mutter mit solchen Sachen nicht kommen.“

„Alle werden es einmal begreifen!“ sagte die Wlassowa, die ihm etwas Angenehmes sagen wollte.

Als die Männer fort waren, schloß sie die Thür, sank mitten im Zimmer auf die Knie und begann zu beten, während draußen der Regen rauschte. Sie betete ohne Worte, nur mit einem großen Gedanken an die Menschen, die Pawel in ihr Leben eingeführt. Es war, als zögen sie zwischen ihr und den Heiligenbildern vorüber, alle ganz einfach und schlicht und einander ganz nahe und einsam.

Früh am nächsten Morgen ging sie zu Marja Korssunowa.

Die Händlerin, wie immer, schmierig und geschwätzig, begegnete ihr freundlich und mitfühlend.

„Hast du Kummer?“ fragte sie, mit ihrer festen Hand die Mutter auf die Schulter schlagend. „Gräm dich nicht darum! Sie haben ihn gepackt, weggeführt, was ist weiter dabei? Das ist jetzt weiter kein Unglück! Früher wurden die Leute wegen Diebstahl ins Gefängnis geworfen, jetzt fängt man an, sie wegen der Wahrheit einzusperren. Vielleicht hat Pawel etwas zu viel gesagt, aber er ist doch für alle eingetreten — und alle verstehen ihn. Da mach dir keine Sorge! Nicht alle sagen, aber alle wissen, wer gut ist . . . Ich habe schon zu dir gewollt, habe aber niemals Zeit. Muß immer kochen und handeln und sterbe doch schließlich bettelarm. Meine Kerle plündern mich aus, die verdammte Gesellschaft! Die nagen und nagen an einem wie die Schaben am Brot. Hat man ein Dutzend Rubel beisammen, so kommt so ein Lümmel und — futsch ist das Geld, ja, ja. Ist ein Elend, eine Frau zu sein! Verfluchtes Gewerbe! Allein bleiben ist schwer, und für zwei langt es nicht.“

„Ich wollte dich bitten, mich als Gehilfin anzunehmen!“ sagte die Wlassowa, ihren Redefluß unterbrechend.

„Wieso?“ fragte Marja, und nachdem sie die Freundin angehört, nickte sie beifällig.

„Das geht. Weißt du noch, daß du mich früher einmal vor meinem Mann versteckt hast? Nun, jetzt werde ich dich vor Not schützen . . . Dir müssen alle helfen, denn dein Sohn geht fürs allgemeine Wohl zugrunde. Er ist ein braver Bursche, darüber ist nur eine Stimme, und alle bedauern ihn. Ich sage dir, die Behörde erlebt an diesen Verhaftungen nicht viel Freude; paß auf, was in der Fabrik geschieht. Da werden schon böse Reden geführt. Die Behörde denkt — wenn sie nur ein paar beim Wickel kriegt, so ist alles in Ordnung! Aber die Sache läuft so ab, daß Hunderte wütend werden, wenn man ein Dutzend schlägt.“

Die Unterhaltung schloß damit, daß die Wlassowa am nächsten Tage um die Mittagszeit mit zwei Töpfen voll Essen, das Marja gekocht, in der Fabrik war, während Marja selbst auf dem Markte verkaufte.

XV

Die Arbeiter bemerkten sofort die neue Händlerin. Sie traten an sie heran und meinten beifällig:

„Hast du ein Geschäft angefangen, Nilowna?“

Und die einen trösteten sie und erklärten ihr, man würde Pawel bald frei lassen; andere beruhigten ihr bekümmertes Herz mit behutsamen mitleidigen Worten, noch andere schalten wütend auf den Direktor und die Gendarmen, und erweckten in ihrem Innern ein lautes Echo. Es waren aber auch Leute da, die sie schadenfroh

anblickten, und der Listenführer Issai Gorbow preßte durch die Zähne:

„Wenn ich Gouverneur wäre, würde ich deinen Sohn aufhängen. Man soll die Leute nicht vom rechten Weg abbringen!“

Aus dieser bösen Drohung wehte es ihr eiskalt entgegen. Sie gab Issai keine Antwort, sondern blickte nur in sein kleines, finnisches Gesicht und schlug die Augen nieder.

In der Fabrik herrschte Unruhe, die Arbeiter traten in Haufen zusammen, unterhielten sich halblaut über etwas, und überall schnüffelten die Meister geschäftig herum; bisweilen hörte man Schimpfworte und erregtes Lachen.

Zwei Polizisten führten Samoilow an ihr vorüber; er schritt mit einer Hand in der Tasche dahin, während er mit der andern durch sein rötliches Haar fuhr.

Ein Arbeiterhaufe, etwa hundert Mann, begleitete ihn und verfolgte die Polizisten mit Schimpfworten und Spott.

„Willst du ein wenig spazierengehen, Grischa?“ rief jemand ihm zu.

„Das ist eine Ehre für uns!“ bestätigte ein anderer. „Er geht mit einer Leibwache!“

Ein kräftiges Schimpfwort folgte.

„Der Diebsfang lohnt sich offenbar nicht mehr!“ meinte ein großer, etwas krummer Arbeiter laut. „Da fängt man an, rechtschaffene Leute fortzuschleppen.“

„Wenn sie ihn wenigstens nachts fortführten,“ rief ein anderer aus der Menge, „aber so am hellen Tage — das ist doch frech, die Bande!“

Die Polizisten schritten ärgerlich, schnell vorwärts, bemühten sich, nichts zu sehen und schienen die Ausrufe, die sie überall begleiteten, nicht zu hören. Drei Arbeiter,

die ihnen begegneten und eine Eisenstange trugen, richteten diese gegen sie und schrien:

„Aufgepaßt, ihr Fischer!“

Als Samoilow an der Wlassowa vorüber kam, nickte er freundlich und sagte:

„Nun haben sie mich auch gefaßt.“

Sie verneigte sich schweigend tief vor ihm; diese jungen, ehrlichen Männer, die lächelnd ins Gefängnis gingen, rührten sie; unmerklich empfand sie Mitleid und Mutterliebe für sie.

Aus der Fabrik zurückgekehrt, verbrachte sie den ganzen Tag bei Marja, half ihr bei der Arbeit und hörte ihrem Geschwätz zu; spät abends ging sie nach Hause, wo es kalt, öde und ungemütlich war. Sie lief lange von einer Ecke in die andere, kam nicht recht zur Ruhe und wußte nicht, was sie tun sollte. Es beunruhigte sie, daß es schon bald Nacht war und Jegor Iwanowitsch noch immer die versprochenen Flugblätter nicht gebracht hatte.

Am Fenster flogen schwere, graue Herbstschneefetzen vorüber. Sie blieben weich an den Scheiben kleben, glitten lautlos an ihnen nieder, und schmolzen, eine feuchte Spur hinterlassend. Sie dachte an ihren Sohn.

Jetzt wurde vorsichtig an die Tür geklopft, die Mutter lief schnell hin, öffnete den Haken — Saschenka trat ein. Die Mutter hatte sie lange nicht gesehen, und jetzt war das erste, was ihr in die Augen fiel, die übernatürliche Beileibtheit des Mädchens.

„Guten Abend!“ sagte sie, froh darüber, daß jemand gekommen war und sie einen Teil der Nacht nicht einsam zu verbringen brauchte. „Ich habe Sie lange nicht gesehen! Waren Sie verreist?“

„Nein, ich habe im Gefängnis gesessen!“ erwiderte das

Mädchen lächelnd. „Mit Nikolai Iwanowitsch zusammen, erinnern Sie sich seiner noch?“

„Wie sollte ich nicht!“ rief die Mutter. „Gestern hat Jegor Iwanowitsch mir gesagt, er sei frei gelassen . . . Von Ihnen wußte ich nichts. Niemand hat mir gesagt, daß Sie im Gefängnis seien.“

„Was ist auch darüber zu reden? Ich muß mich aber umkleiden, bevor Jegor Iwanowitsch kommt“, sagte das Mädchen um sich blickend.

„Sie sind ganz durchnäßt!“

„Ich habe Flugschriften mitgebracht.“

„Geben Sie her, geben Sie her!“ rief die Mutter schnell.

Das Mädchen knöpfte flink den Mantel auf, schüttelte sich, und wie Blätter von einem Baume, fielen rauschend ganze Packen Papier auf den Fußboden. Die Mutter hob sie lächelnd auf und sagte:

„Ich wunderte mich schon, wie stark Sie geworden waren; ich glaubte, Sie wären verheiratet und erwarteten ein Kindchen. Oh, wieviel Sie mitgebracht haben!“

„Ja!“ sagte Saschenka. Sie stand jetzt wieder schlank und zart wie vordem da. Die Mutter sah, daß ihre Wangen eingefallen und die Augen übermäßig groß waren, und dunkle Flecken unter ihnen lagen.

„Sie sind eben erst freigelassen, da sollten Sie sich doch ausruhen“, meinte die Mutter mit einem Seufzer und schüttelte den Kopf.

„Das muß einmal sein!“ antwortete das junge Mädchen zitternd. „Sagen Sie, wie steht's mit Pawel Michailowitsch, geht es leidlich? hat es ihn nicht zu sehr aufgeregt?“

Bei ihrer Frage blickte Saschenka die Mutter nicht an; sie hatte den Kopf gesenkt und ordnete mit zitternden Fingern ihr Haar.

„Es geht soweit!“ erwiderte die Mutter. „Er wird sich nicht verraten.“

„Er hat doch eine gute Gesundheit?“ sagte das Mädchen leise.

„Er ist nie krank gewesen!“ antwortete die Mutter. „Aber Sie zittern ja am ganzen Leibe. Ich bringe Ihnen Tee und eingemachte Himbeeren.“

„Das wäre schön! Aber ich mache Ihnen Mühe? Es ist schon spät. Lassen Sie mich selbst . . .“

„So müde wie Sie sind?“ gab die Mutter vorwurfsvoll zurück und machte sich beim Samowar zu schaffen. Sascha trat ebenfalls in die Küche, setzte sich dort auf die Bank, legte die Hände an den Kopf und sagte:

„Der Aufenthalt im Gefängnis macht doch schwach. Diese dumme Untätigkeit! Es gibt nichts Qualvolleres! Man weiß, wieviel Arbeit getan werden muß, und man sitzt wie ein wildes Tier im Käfig.“

„Wer belohnt Sie für das alles?“ fragte die Mutter.

Und mit einem Seufzer gab sie selbst die Antwort:

„Niemand als Gott! Aber Sie glauben wohl auch nicht an Ihn?“

„Nein!“ erwiderte das Mädchen kurz mit einem Kopfschütteln.

„Und ich will Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen nicht glaube!“ erklärte die Mutter plötzlich erregt. Dann rieb sie ihre mit Kohlenstaub beschmutzten Hände schnell an der Schürze ab und fuhr im Tone tiefster Überzeugung fort:

„Ihr versteht ja selbst euren Glauben nicht! Wie könnt ihr ohne Glauben an Gott ein solches Leben führen?“

Im Flur trat jemand laut auf und brummte etwas; die Mutter fuhr jäh zusammen, das junge Mädchen sprang schnell auf und flüsterte hastig:

„Öffnen Sie nicht! Wenn das Gendarmen sind . . . kennen Sie mich nicht . . . ich habe mich im Haus geirrt . . . bin zufällig zu Ihnen gekommen, in Ohnmacht gefallen, Sie haben mich entkleidet, die Blätter gefunden. Verstehen Sie?“

„Mein liebes Kind, warum?“ fragte die Mutter gerührt.

„Warten Sie einmal!“ sagte Saschenka horchend. „Das scheint Jegor zu sein.“

Er war es, naß und vor Müdigkeit schwer atmend.

„Ah! Der Samowar“, rief er. „Das ist das Allerschönste im Leben, Mama. Sie sind schon hier, Saschenka?“

Indem er die kleine Küche mit heiseren Lauten erfüllte, zog er langsam den schweren Rock aus und redete dabei ununterbrochen:

„Da haben Sie ein Fräulein, Mama, das der Behörde wenig Freude gemacht hat! Als ein Gefängnisaufseher sie beleidigte, erklärte sie, sie würde sich durch Hunger töten, wenn er sich nicht bei ihr entschuldigte. Sie hat dann acht Tage lang nichts gegessen, aus welchem Grunde sie auch beinahe ihre zarten Viere von sich gestreckt hat. — Nicht übel? Was ich für ein Bäuchlein habe, wie?“

Schwatzend und mit seinen kurzen Händen den unförmigen Hängebauch stützend, trat er ins Zimmer, schloß die Tür hinter sich und redete immer weiter.

„Haben Sie wirklich acht Tage lang nichts gegessen?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Das mußte ich doch, damit er sich bei mir entschuldigte!“ erwiderte das Mädchen, die Achseln zuckend. Ihre Ruhe und Hartnäckigkeit machten auf die Mutter den Eindruck eines Vorwurfs . . .

„So!“ dachte sie und fragte dann wieder:

„Wenn Sie nun aber gestorben wären?“

„Was ist dabei zu machen!“ antwortete das Mädchen leise. „Er hat sich doch entschuldigt. Man darf sich keine Kränkungen gefallen lassen!“

„Ja — a . . .“ erwiderte die Mutter gedehnt. „Unser-eins hat doch aber sein ganzes Leben lang Kränkungen zu ertragen.“

„Ich habe abgeladen!“ erklärte Jegor die Tür öffnend. „Ist der Samowar fertig? Erlauben Sie, ich bringe ihn hinein . . .“

Er hob den Samowar auf, brachte ihn herein und sagte:

„Mein seliger Vater hat für seine Person höchst eigenhändig mindestens zwanzig Glas Tee täglich getrunken, weswegen er auch dreiundsiebzig Jahre friedlich und ohne Krankheit in dieser Welt zugebracht hat. Er wog acht Pud und war Küster im Dorfe Woskressenskoje.“

„Was sagen Sie, Sie sind Vater Iwans Sohn?“ rief die Mutter.

„In eigener Person! Aber woher wissen Sie das?“

„Ich bin ja auch aus Woskressenskoje!“

„Also sind wir Landsleute? Aus welcher Familie sind Sie?“

„Von Ihren Nachbarsleuten! Ich heiße Seregina.“

„Des lahmen Nil Tochter? Die Person ist mir nicht unbekannt. Hat mich manch liebes Mal am Ohr gezaust.“

Sie standen einander gegenüber, überschütteten sich mit Fragen und lachten. Saschenka blickte sie lächelnd an und begann Tee aufzugießen. Das Klappern des Geschirrs rief die Mutter in die Wirklichkeit zurück.

„Ach, verzeihen Sie, ich habe mich verplaudert! Es ist doch eine große Freude, einen Landsmann zu sehen . . .“

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich hier eigenmächtig wirtschaftete! Aber es ist schon elf Uhr, und ich muß noch weit gehen.“

„Wohin? In die Stadt?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Ja.“

„Wirklich? Es ist aber so dunkel und naß draußen, und Sie sind müde! Übernachten Sie doch hier! — Jegor Iwanowitsch schläft in der Küche und wir beide hier.“

„Nein, ich muß gehen!“ erklärte das Mädchen einfach.

„Ja, Landsmännin, das Fräulein muß unbedingt verschwinden. Sie ist hier bekannt. Wenn sie sich morgen auf der Straße zeigt, so ist das schlimm“, erklärte Jegor.

„Ja, aber soll sie denn allein fortgehen?“

„Allerdings — allein!“ sagte Jegor lächelnd.

Das junge Mädchen goß sich Tee ein, nahm ein Stück Schwarzbrot, bestreute es mit Salz und begann zu essen, indem sie die Mutter nachdenklich anblickte.

„Wie können Sie nur so gehen? Sie und Natascha . . . Ich würde es nicht tun . . . ich hätte Angst!“ sagte die Wlassowa.

„Die hat sie auch!“ bemerkte Jegor. „Haben Sie Furcht, Sascha?“

„Natürlich!“ erwiderte das Mädchen.

Die Mutter sah erst sie an, dann Jegor und rief leise:

„Wie streng Sie alle mit sich sind!“

Als Saschenka ihren Tee getrunken hatte, drückte sie Jegor schweigend die Hand und ging in die Küche; die Mutter begleitete sie. In der Küche sagte Saschenka:

„Wenn Sie Ihren Sohn sehen, grüßen Sie ihn von mir bitte!“

Und während sie nach der Tür griff, wandte sie sich plötzlich um und fragte leise:

„Darf ich Sie küssen?“

Die Mutter umarmte sie schweigend und küßte sie innig.

„Ich danke Ihnen!“ sagte das Mädchen leise und ging kopfnickend fort.

Ins Zimmer zurückgekehrt, blickte die Mutter unruhig zum Fenster hinaus. In der Finsternis fielen große Schneefetzen zur Erde.

„Erinnern Sie sich noch an Prosorows?“ fragte Jegor.

Er saß breitbeinig da und blies laut in seinen Tee. Sein Gesicht war rot geschwitzt und zufrieden.

„Ja, ja, ich erinnere mich . . .“ sagte die Mutter nachdenklich, seitwärts an den Tisch herantretend. Sie setzte sich, warf Jegor einen traurigen Blick zu und meinte gedehnt:

„Ja, diese Saschenka. Wie die nur hinkommt?“

„Sie wird müde werden!“ pflichtete Jegor ihr bei.

„Das Gefängnis hat ihr sehr zugesetzt, früher war sie kräftiger . . . Außerdem ist sie etwas weichlich erzogen . . . Ich glaube, sie hat auch schon schwache Lungen.“

„Wer ist sie denneigentlich?“ erkundigte sich die Mutter.

„Tochter eines Gutsbesitzers. Ihr Vater ist ein großer Gauner, wie sie sagt. Wissen Sie, daß sie sich heiraten wollen?“

„Wer?“

„Sie und Pawel. Aber es wird nie etwas draus: wenn er frei ist, sitzt sie im Gefängnis, und umgekehrt!“

„Das habe ich nicht gewußt“, erwiderte die Mutter nach kurzem Schweigen. „Pawel spricht nicht von sich.“

Jetzt hatte sie mit dem Mädchen noch mehr Mitgefühl. Unwillkürlich sah sie den Besucher an und sagte in unfreundlichem Ton:

„Sie hätten sie begleiten sollen!“

„Läßt sich nicht einrichten“, erwiderte Jegor ruhig „Ich habe hier massenhaft zu tun, und muß von frühmorgens an den ganzen Tag hin und her laufen. Keine angenehme Arbeit bei meinem Asthma . . .“

„Ein gutes Mädchen“, sagte die Mutter unbestimmt, indem sie an das dachte, was Jegor ihr mitgeteilt. Es kränkte sie, die Neuigkeit nicht von ihrem Sohn, sondern von diesem fremden Menschen gehört zu haben; sie preßte die Lippen zusammen und blickte finster.

„Ja, sie ist gut!“ nickte Jegor. „Ich sehe, sie tut Ihnen leid. Das hat keinen Zweck! Ihr Herz reicht einfach nicht, wenn Sie uns Rebellen alle bedauern wollen. Eigentlich hat keiner von uns es leicht . . . Zum Beispiel kehrte kürzlich ein Freund von mir aus der Verschickung zurück. Als er durch Nischni Nowgorod kam, erwarteten ihn Frau und Kind in Smolensk, und als er in Smolensk erschien, saßen sie in Moskau bereits im Gefängnis. Jetzt muß die Frau nach Sibirien. Ich hatte auch eine Frau, ein prächtiges Wesen — fünf Jahre eines solchen Lebens haben genügt, sie ins Grab zu bringen.“

Er trank in einem Zuge sein Glas Tee aus und erzählte weiter. Er sprach von den Jahren und Monaten, die er im Gefängnis, in der Verbannung zugebracht, sprach von verschiedenen Unglücksfällen, von Mißhandlungen im Gefängnis, von Hungersnot in Sibirien; die Mutter sah ihn an, hörte ihm zu und wunderte sich, wie einfach und ruhig er von diesem Leben voller Leiden, Verfolgungen und Mißhandlungen sprach.

„Aber lassen Sie uns von unserer Angelegenheit sprechen!“

Seine Stimme veränderte sich, sein Gesicht wurde ernster. Zuerst fragte er sie, wie sie die Flugblätter in die

Fabrik zu bringen gedächte, und die Mutter wunderte sich über seine genaue Kenntniss verschiedener Einzelheiten.

Als das erledigt war, sprachen sie wieder über ihr Heimatsdorf; er scherzte, sie aber kramte nachdenklich in ihrer Vergangenheit, und die erschien ihr merkwürdig ähnlich einem Sumpfe, der einförmig mit kleinen Erdhügeln und mit zarten, wie furchtsam zitternden Espen, niedrigen Tannen und zwischen den Hügeln verstreuten, weißen Birken bestanden ist. Die Birken wuchsen langsam, und wenn sie fünf Jahre auf dem morastigen, verfaulten Boden gestanden, gingen sie ein und starben ab. Sie sah dieses Bild vor sich, und ihr war unerträglich leid um etwas Unbestimmtes. Vor ihr stand die Gestalt eines jungen Mädchens mit eigenwilligem Gesicht. Jetzt ging die im feuchten Schnee, einsam, müde. Und ihr Sohn sitzt im Gefängnis. Vielleicht schläft er noch nicht und denkt noch nach. Aber er denkt nicht an sie, an seine Mutter, ihm steht jemand anders näher. Schwere Gedanken zogen wie eine bunte, krause Wolke durch ihr Inneres und umklammerten ihr Herz . . .

„Sie sind müde, Mama! Wollen wir nicht schlafen gehen?“ sagte Jegor lächelnd.

Sie verabschiedete sich von ihm und ging behutsam in die Küche, mit einem bitteren, schmerzenden Gefühl im Herzen.

Am nächsten Morgen fragte Jegor sie beim Frühstück:

„Wenn man Sie nun erwischt und fragt, woher Sie all diese ketzerischen Schriften haben, was werden Sie dann sagen?“

„Geht euch nichts an, sage ich,“ erwiderte sie.

„Damit sind die sicherlich nicht einverstanden!“ erwiderte Jegor. „Sie sind fest davon überzeugt, daß sie

das gerade angeht! Und sie werden Sie lange und hartnäckig befragen.“

„Ich sage es aber nicht!“

„Dann kommen Sie ins Gefängnis!“

„Nun, was macht das? Gott sei Dank — wenn ich dazu wenigstens noch tauge!“ sagte sie schwer atmend.

„Wer hat mich denn sonst nötig? Niemand . . . Foltern werden sie mich doch nicht.“

„Hm!“ sagte Jegor, sie aufmerksam anblickend. „Foltern werden sie Sie nicht, aber wer etwas wert ist, muß sich doch in acht nehmen.“

„Das lernt man sonst bei euch nicht!“ erwiderte die Mutter lächelnd.

Nach kurzem Schweigen ging Jegor im Zimmer auf und ab, trat dann zu ihr und sagte:

„Es ist schwer, Landsmännin! Ich fühle es — Sie haben es sehr schwer!“

„Alle haben es schwer!“ erwiderte sie mit der Hand abwehrend. „Vielleicht haben nur die es etwas leichter, die alles verstehen. Ich fange aber auch allmählich an, zu verstehen, was die guten Menschen wollen.“

„Wenn Sie das verstehen, Mütterchen, so heißt das, die alle haben Sie nötig — alle“, sagte Jegor ernst und streng.

Sie sah ihn an und lachte schweigend.

Mittags bepackte sie ruhig und geschäftsmäßig ihre Brust mit Schriften und tat das so geschickt und praktisch, daß Jegor vergnügt mit der Zunge schnalzte und erklärte:

„Sehr gut, wie ein guter Deutscher sagt, wenn er sein Dutzend Maßkrüge hinter die Binde gegossen hat. Sie hat die ‚Literatur‘ nicht verändert: Sie bleiben nach wie vor ein gutes, älthches Frauchen, rundlich und groß. Alle guten Götter segnen Ihr Beginnen!“

Eine halbe Stunde darauf stand sie mit ihrer Bürde ruhig und sicher am Fabriktor. Zwei Wächter, die sich über den Spott der Arbeiter ärgerten, befühlten alle Leute, die in den Hof traten, und schimpften sich mit ihnen herum. Seitwärts stand ein Polizist und ein dünnbeiniger Mensch mit rotem Gesicht und unruhigen Augen. Die Mutter legte ihre Trage von einer Seite auf die andere und blickte heimlich den Menschen an: sie fühlte, daß es ein Spion war.

Ein großer, lockiger Bursche mit in den Nacken geschobener Mütze schrie den Wächtern, die ihn untersuchten, zu:

„Ihr Teufelszeug, untersucht lieber den Kopf und nicht die Taschen!“

Ein Wächter antwortete:

„Im Kopf hast du ja doch nur Läuse . . .“

„Das ist ja euer Geschäft, Läuse zu fangen und nicht feine Fische!“ rief der Arbeiter zurück.

Der Spion warf ihm einen schnellen Blick zu und spuckte aus.

„Laßt mich doch wenigstens durch!“ bat die Mutter. „Seht doch: ich mit meiner Last; der Rücken bricht mir ja!“

„Vorwärts, vorwärts!“ schrie der Wächter böse. „Die will auch noch lange reden!“

Die Mutter ging an ihren Stand, stellte die Töpfe auf die Erde, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und blickte um sich.

Sofort traten die Schlosser Gebrüder Gussew auf sie zu, und der ältere, Wassili, fragte stirnrunzelnd laut:

„Hast du Pasteten?“

„Morgen bringe ich sie!“ erwiderte sie.

Das war das Stichwort. Die Mienen der Brüder klärten sich auf. Iwan konnte nicht an sich halten und rief:

„Das ist famos! . . .“

Wassili hockte nieder, und während er in den Topf blickte, verschwand gleichzeitig ein Packen Schriften an seiner Brust.

„Iwan,“ sagte er laut, „wir gehen nicht nach Hause, wir wollen bei ihr essen!“ Dabei schob er einen neuen Packen in den Stiefelschaft. „Wir müssen die neue Händlerin unterstützen . . .“

„Aber natürlich!“ stimmte Iwan lachend bei.

Die Mutter blickte sich vorsichtig nach allen Seiten um und rief:

„Kohlsuppe! Heiße Nudeln!“

Dabei zog sie unmerklich die Blätter Packen für Packen heraus und schob sie den Brüdern zu. Jedesmal, wenn ein Packen aus ihrer Hand verschwand, tauchte vor ihr wie der gelbe Fleck einer Streichholzflamme in einem dunklen Zimmer das Gesicht des Gendarmerieoffiziers auf, und sie sagte in Gedanken mit einem Gefühl der Schadenfreude zu ihm:

„Da hast du eins, Väterchen!“

Und als sie das folgende Paket übergab, fügte sie befriedigt hinzu:

„Da hast du!“

Arbeiter kamen mit Schüsseln in der Hand; wenn sie in der Nähe waren, begann Iwan Gussew laut zu lachen. Die Wlassowa stellte ruhig die Schriftenverteilung ein, teilte dafür Kohlsuppe und Nudeln aus, und die Gussews meinten scherzend:

„Wie geschickt sie das macht, die Nilowna!“

„Not lehrt Mäuse fangen!“ meinte ein Heizer finster.

„Sie haben ihr ja den Ernährer weggenommen, das Pack! Na, gib mir für drei Kopeken Nudeln. Es wird schon gehen, Mutter! Schlägst dich schon durch.“

„Danke für das gute Wort!“ lächelte sie.

Er brummte beim Fortgehen:

„Gute Worte sind bei mir nicht teuer . . .“

Die Wlassowa rief aus:

„Warmes Essen — Kohlsuppe, Nudeln, Brühe . . .“

Sie dachte daran, wie sie ihrem Sohn von ihrem ersten Versuche erzählen würde, aber da stand wieder fragend und böse das gelbe Gesicht des Offiziers vor ihr. Der schwarze Schnurrbart bewegte sich, und unter der vor Erregung hochgeschobenen Oberlippe glänzte der weiße Schmelz fest zusammengepreßter Zähne. In ihrer Brust sang die Freude wie ein Vogel, ihre Brauen zuckten verschmitzt, und indem sie geschickt ihre Arbeit verrichtete, sprach sie mit sich selbst:

„Wir wollen doch noch sehen!“

XVI

Abends, als sie ihren Tee trank, ertönte vor dem Fenster das Klatschen von Pferdehufen im Schmutz, und eine bekannte Stimme ertönte. Sie sprang auf, stürzte in die Küche, zur Tür. Jemand trat schnell in den Flur. Ihr wurde dunkel vor den Augen, sie lehnte sich gegen den Türpfosten und stieß die Tür mit dem Fuße auf.

„Guten Abend, Mütterlein!“ und ein Paar trockene lange Hände legten sich auf ihre Schultern.

Schmerz der Enttäuschung und Freude über das Wiedersehen mit Andrej loderten in ihrem Innern auf. Sie flammten auf und verschmolzen zu einem großen warmen

Gefühl, das sie wie eine heiße Welle umfing und hob, und sie sank mit dem Gesicht gegen Andrejs Brust. Er drückte sie fest an sich, seine Hände zitterten. Die Mutter weinte leise, sprachlos. Er streichelte ihr Haar und sprach in singendem Tonfall:

„Weinen Sie nicht, Mütterlein, quälen Sie sich nicht! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort — er kommt bald frei! Sie haben nichts gegen ihn, alle Genossen schweigen wie gekochte Fische . . .“

Andrej legte seinen Arm um die Schultern der Mutter und führte sie ins Zimmer; sie schmiegte sich an ihn, wischte mit einer schnellen Bewegung, wie ein Eichhörnchen, die Tränen vom Gesicht und sog gierig mit ganzer Brust seine Worte in sich ein.

„Pawel läßt grüßen, er ist gesund und so munter wie nur möglich. Eng ist es da! Sie haben über hundert Leute von uns und auch aus der Stadt verhaftet, und sie sitzen zu drei und vier Mann in einer Zelle. Die Gefängnisbehörde ist gar nicht übel, scheint etwas müde — so viel Arbeit machen ihr die verflixten Gendarmen. So geht es denn nicht gerade sehr strenge her, es heißt immer: ‚Meine Herren, seien Sie still, machen Sie uns die Sache nicht zu schwer!‘ So geht es denn ganz gut! Man unterhält sich, gibt sich gegenseitig Bücher und teilt das Essen. Ein fideles Gefängnis! Alt und schmutzig, aber gemütlich. Die Kriminellen sind auch prächtige Leute und helfen uns oft. Ich, Bukin und noch vier sind frei gelassen. Bald kommt auch Pawel frei, so viel ist sicher! Am längsten muß Wessowtschikow sitzen; auf ihn ist man sehr böse. Er schimpft fortwährend auf alles! Die Gendarmen können ihn nicht sehen. Gegen ihn wird vielleicht Anklage erhoben, oder er bekommt mal Prügel! Pawel rät ihm

fortwährend: „Hör doch auf, Nikolai! Die Leute werden nicht besser, wenn du schimpfst!“ Er aber brüllt: „Ich vertilge sie wie Unkraut von der Erde!“ Pawel hält sich wacker, gleichmäßig und fest. Sie lassen ihn bald frei, sage ich Ihnen.“

„Bald!“ rief die Mutter beruhigt. „Ich weiß es, bald!“

„Das ist schön, wenn Sie das wissen! Nun geben Sie mir Tee und erzählen Sie, wie Sie gelebt haben.“

Der gute, prächtige Mensch sah sie über das ganze Gesicht lächelnd an, und in seinen runden Augen leuchtete ein lieber, etwas trauriger Schein.

„Ich hab’ Sie sehr gern, Andrej!“ sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer und blickte in sein hageres Gesicht, das mit dunklen Haarbüscheln komisch bewachsen war.

„Ich bin mit wenig zufrieden. Ich weiß, daß Sie mich lieben und alle lieben können, denn Sie haben ein weites Herz!“

„Nein, Sie liebe ich ganz besonders“, beharrte sie. „Wenn Sie eine Mutter hätten, würden die Leute sie um einen solchen Sohn beneiden.“

„Ich habe vielleicht auch irgendwo eine Mutter...“ sagte er leise.

„Wissen Sie, was ich heute getan habe“, rief die Mutter und erzählte, vor Vergnügen überströmend und den Hergang etwas ausschmückend, wie sie die Flugblätter in die Fabrik geschafft.

Er riß zuerst vor Erstaunen die Augen weit auf, dann lachte er und rief:

„Oho, das ist kein Spaß! Eine tüchtige Leistung! Da wird sich Pawel aber freuen! Das ist gut, Mütterlein! Für Pawel, wie für alle andern.“

Er knipste entzückt mit den Fingern, pfiiff, schüttelte

sich, strahlte vor Freude und erweckte in ihr die gleiche Stimmung.

„Mein lieber Andrej!“ sagte sie, als wenn ihr das Herz aufgegangen wäre und muntere Worte voll stiller Freude wie ein Bächlein herausplätscherten. „Ich habe doch über mein Leben nachgedacht . . . Herr Jesus Christus! Wozu habe ich eigentlich gelebt! Ich habe nichts gesehen, als meinen Mann, nichts gekannt als Schläge, Arbeit und Furcht . . . Und als Pawel heranwuchs — habe ich ihn gar nicht bemerkt . . . Ob ich ihn bei Lebzeiten meines Mannes geliebt habe — das weiß ich nicht! All mein Mühen, all mein Sorgen lief nur auf das eine hinaus — mein Tier satt zu kriegen, es gut zu füttern, ihm rechtzeitig zu Willen zu sein, damit es nicht böse wurde, mich nicht durch Schläge erschreckte, wenigstens mal Gefühl für mich hatte . . . Ich weiß nicht, ob er das jemals gehabt . . . Er hat mich so geschlagen . . . als wenn er nicht auf sein Weib, sondern auf alle, auf die er wütend war, losschläge . . . Zwanzig Jahre lang habe ich so gelebt, und was vor der Ehe war, weiß ich nicht mehr! Manchmal denke ich darüber nach, aber ich kann nichts sehen. Wie eine Blinde. Jegor Iwanowitsch war hier — wir sind aus einem Dorf . . . Er sprach über dieses und jenes — ich erinnerte mich noch an die Häuser und an die Leute, aber wie sie gelebt, was sie gesagt haben, und was mit ihnen geschehen ist, das habe ich vergessen, das weiß ich nicht mehr! Ein, zwei Brände habe ich noch im Gedächtnis . . . Es ist eben alles aus mir herausgeprügelt; meine Seele ist fest vernagelt, blind und taub ist sie.“

Sie holte Atem und schluckte nach Luft, wie ein aus dem Wasser gezogener Fisch, beugte sich vornüber und fuhr gedämpft fort:

„Als dann mein Mann starb, klammerte ich mich an den Sohn . . . Aber der war mit euren Dingen beschäftigt. Da ging es mir schlecht, und es tat mir leid. Wenn er zugrunde ginge, wie sollte ich allein leben? Wieviel Angst und Unruhe habe ich durchgemacht; mein Herz brach, wenn ich an sein Los dachte . . .“

Sie schwieg einen Augenblick, schüttelte leise den Kopf und sagte dann bedeutungsvoll:

„Weiberliebe ist nicht rein! . . . Wir lieben, was wir brauchen. Und nun Sie! Sie sehnen sich nach einer Mutter. Warum? Und alle die andern leiden gar für das Volk, gehen ins Gefängnis und nach Sibirien, sterben . . . Junge Mädchen gehen nachts allein im Dreck, Schnee und Regen . . . kommen sieben Werst aus der Stadt zu uns . . . Wer führt, wer treibt sie her? Sie lieben! . . . Ja, sie — sie lieben rein! Sie glauben! . . . Sie glauben, Andruscha! . . . Und das — das kann ich nicht! Ich liebe, was mir nahe steht, was mein ist.“

„Sie können das wohl!“ sagte der Kleinrusse und wandte das Gesicht von ihr ab. „Alle lieben, was ihnen nahe ist, einem großen Herzen ist aber auch das Ferne nahe! Sie vermögen viel! Sie sind groß als Mutter . . .“

„Das gebe Gott!“ sagte sie leise. „Ich fühle, daß solches Leben gut ist. Ich liebe Sie, vielleicht reiner, als ich Pawel liebe. Er ist so verschlossen. Jetzt will er Saschenka heiraten, aber seiner Mutter hat er nichts davon gesagt.“

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte der Kleinrusse. „Ich weiß Bescheid. Es ist nicht wahr. Er liebt sie — und sie ihn, das ist richtig, aber zu einer Heirat kommt es nicht. Nein! Sie möchte wohl, aber Pawel will nicht!“

„So ist das!“ sagte die Mutter nachdenklich und leise, und

ihre traurigen Augen blieben auf dem Gesicht des Kleirussen haften. „Ach so. Es gibt Leute, die sich aufopfern!“

„Pawel ist ein seltener Mensch!“ meinte der Kleirusse. „Er hat eine eiserne Natur . . .“

„Da sitzt er jetzt im Gefängnis!“ fuhr die Mutter fort. „Das macht mir Unruhe und Angst . . . aber nicht mehr so wie früher. Das ganze Leben ist jetzt anders geworden, und die Angst auch, ich ängstige mich um alle. Auch mein Herz ist anders geworden, die Seele hat die Augen geöffnet und blickt um sich — da wird ihr wohl und wehe. Ich verstehe vieles nicht. Es kränkt mich bitter, daß ihr nicht an den Herrgott glaubt! . . . Aber was soll ich dabei machen! Sehe und weiß ich doch, daß ihr alle brave Menschen seid! Ihr habt ein schweres Leben für das Volk, für die Wahrheit auf euch genommen . . . Eure Wahrheit habe ich wohl verstanden: so lange es Reiche gibt, erlangt das Volk niemals etwas, weder Wahrheit noch Freude, nichts! . . . Nun lebe ich unter euch und denke oft nachts an die Vergangenheit, an mein junges Herz, das man wund geschlagen hat . . . Da ist mir um mich selbst leid! Aber trotzdem ist mein Leben jetzt besser geworden. Viel mehr sehe ich jetzt selbst.“

Der große, hagere, nachdenkliche Mensch stand auf und begann behutsam leise im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Das haben Sie recht schön gesagt, Mütterlein!“ rief er leise. „Sehr schön. In Kertsch lebte ein junger Jude, der machte Gedichte und schrieb eines Tages:

Die ihr unschuldig gemordet —

Läßt die Wahrheit auferstehen . . .

Ihn selbst hat die Polizei in Kertsch gemordet, aber das ist Nebensache. Er hat die Wahrheit gekannt und viel

Wahrheit unter den Menschen verbreitet. So sind auch Sie — so ein unschuldig gemordetes Wesen . . .

„Ich rede jetzt,“ fuhr die Mutter fort, „rede und höre mich — und glaube mir selbst kaum. Früher habe ich immer nur an das eine gedacht — wie ich den Tag unbemerkt hinbringen könnte, damit niemand mir zu nahe tritt! Jetzt dagegen denke ich an alle. Vielleicht verstehe ich auch jetzt eure Sache noch nicht richtig, aber ihr steht mir doch alle so nahe, für alle fühle ich, allen wünsche ich Gutes. Und Ihnen, Andrjuscha, ganz besonders! . . .“

Er trat zu ihr und sagte:

„Danke!“

Und er nahm ihre Hand, drückte sie kräftig, schüttelte sie und wandte sich schnell zur Seite. Matt vor Erregung wusch die Mutter langsam ihre Tassen und schwieg: in ihrer Brust fühlte sie ein freudiges, herzwärmendes Gefühl.

Nach kurzem Schweigen sprach der Kleinrusse zu ihr:

„So zärtlich müßten Sie einmal mit Wessowtschikow sein! Sein Vater sitzt im Gefängnis, ein ekelhafter Alter. Nikolai sieht ihn aus dem Fenster und schimpft ihn. Das ist nicht schön! Er ist so gut, der Nikolai, liebt Hunde, Mäuse und jegliches Getier, aber Menschen kann er nicht ausstehen! So weit kann man einen Menschen herunterbringen!“

„Seine Mutter ist spurlos verschwunden; der Vater ist ein Dieb und Säufer“, meinte die Frau nachdenklich.

Als Andrej schlafen gegangen war, schlug die Mutter unmerklich das Kreuz über ihn, und als er sich hingelegt hatte und eine halbe Stunde verflossen war, fragte sie leise:

„Schlafen Sie, Andrjuscha?“

„Nein. Was ist?“

„Gute Nacht!“

„Danke schön, Mütterlein. Danke!“ erwiderte er freundlich.

XVII

Als die Nilowna am nächsten Tage mit ihrer Last am Fabriktor anlangte, geboten die Wächter ihr grob Halt, ließen sie die Töpfe auf die Erde stellen und untersuchten sie ganz genau.

„Da wird mir ja das Essen kalt!“ sagte sie ruhig, während man ihr Kleid roh betastete.

„Schweig still!“ sagte der Wächter finster.

Der andere aber stieß sie leicht gegen die Schulter und meinte überzeugt:

„Ich sage — sie werfen die Blätter über den Zaun!“

Als erster kam der alte Ssisow zu ihr, blickte sich nach allen Seiten um und fragte halblaut:

„Hast du gehört, Mutter?“

„Was?“

„Die Flugblätter! Die sind wieder da . . . Wie Salz aufs Brot überall hingestreut. Verhaftungen und Haus-suchungen nützen also gar nichts! Masin, meinen Neffen, hat man ins Gefängnis gebracht. Hat das vielleicht geholfen? Deinen Sohn haben sie ja auch hingebraht. Na, und jetzt sieht man deutlich, daß sie es nicht gewesen sind!“

Er nahm seinen Bart in die Hand, warf ihr einen Blick zu und sagte im Fortgehen:

„Warum kommst du nicht mal zu mir? Muß doch langweilig sein, so allein . . .“

Sie dankte, rief ihre Speisen aus und beobachtete scharf

das ungewöhnliche Leben in der Fabrik. Alle Arbeiter waren erregt, traten in Gruppen zusammen, liefen wieder auseinander und gingen von einer Werkstatt zur anderen. Etwas zuversichtlich Kühnes lag in der rußigen Luft. Bald hier, bald dort ertönten Beifallsrufe, spöttische Stimmen. Die älteren Arbeiter lächelten vorsichtig. Die Vorgesetzten schritten geschäftig umher, Polizisten liefen auf und ab, und wenn die Arbeiter sie bemerkten, gingen sie langsam auseinander oder blieben stehen und brachen die Unterhaltung ab, blickten schweigend in die wütenden, erregten Gesichter.

Die Arbeiter waren anscheinend alle sauber gewaschen. Jetzt tauchte die hohe Gestalt des älteren Gussew auf, sein Bruder watschelte wie eine Ente neben ihm her und lachte laut.

An der Mutter gingen langsam Meister Wawilow aus der Tischlerwerkstatt und der Listenführer Issai vorüber. Der kleine, hinfällige Mensch, der den Kopf in den Nacken geworfen und den Hals nach links geneigt hatte, blickte in das unbewegliche, aufgedunsene Gesicht des Meisters und meinte, schnell sein Bärtchen schüttelnd:

„Die lachen, Iwan Iwanowitsch . . . ihnen macht das Spaß, obwohl es sich um den Untergang des Reiches handelt, wie der Herr Direktor gesagt haben. Da heißt es, nicht jäten, sondern ackern! . . . Wir müssen fest zugreifen . . .“

Wawilow hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und seine Finger waren fest zusammengepreßt.

„Druckt was ihr wollt, ihr Hundesöhne,“ sagte er laut, „aber von mir laßt eure Hände!“

Wassili Gussew trat zur Mutter und sagte:

„Ich esse wieder bei dir; es schmeckt mir!“

Dann dämpfte er die Stimme, plinkerte mit den Augen und setzte leise hinzu:

„Es hat gewirkt! Ach, Mama . . . Das ist ja großartig!“

Die Mutter nickte ihm freundlich zu. Ihr gefiel es, daß dieser Bursche, der erste Raufbold in der Vorstadt, sie so anredete, und ihr gefiel auch die allgemeine Erregung, die in der Fabrik herrschte; sie dachte bei sich:

„Ja, wenn ich nicht wäre . . .“

Ganz in der Nähe blieben drei Handlanger stehen; einer sagte halblaut wie bedauernd:

„Ich hab' es nirgends gefunden . . .“

„Aber man müßte wenigstens zuhören . . . ich kann nicht lesen, aber ich sehe doch, daß da etwas eingeschlagen hat! . . .“ bemerkte ein anderer.

Der dritte blickte um sich und meinte:

„Kommt in die Kesselschmiede . . .“

„Es wirkt!“ flüsterte Gussew.

Nilowna kam fröhlich nach Hause.

„Da bedauern die Menschen, daß sie nicht lesen können!“ sagte sie zu Andrej. „Ich habe in meiner Jugend lesen können, habe es aber verlernt . . .“

„Lernen Sie es wieder!“ schlug der Kleinrusse ihr vor.

„In meinen Jahren? Sie spotten wohl!“

Aber Andrej nahm ein Buch vom Wandbrett, deutete mit der Messerspitze auf einen Buchstaben auf dem Einband und fragte:

„Was ist das?“

„Ein R!“ erwiderte sie lachend.

„Und das?“

„Ein A!“

Ihr war das peinlich, und sie schämte sich. Ihr schien, daß Andrej heimlich über sie lachte, und sie vermied

seinen Blick. Aber seine Stimme klang milde und ruhig, sein Gesicht war ganz ernst.

„Andrjuscha, wollen Sie mich wirklich unterrichten?“ fragte sie, unwillkürlich lächelnd.

„Warum nicht!“ erwiderte er. „Wenn Sie früher lesen konnten, wird es leicht wieder gehen. Und wenn nicht, so macht das auch nichts; wenn aber doch, ist es um so besser!“

„Sonst sagt man: Davon, daß du ein Heiligenbild anblickst, wirst du nicht fromm!“

„Ach!“ erwiderte der Kleinrusse kopfschüttelnd. „Sprichwörter gibt es eine ganze Menge. Viel Wissen macht Kopfschmerzen ist auch so eins. Sprichwörter sind ein Futter für den leeren Magen. Was ist das für ein Buchstabe?“

„Ein L!“ sagte die Mutter.

„Stimmt! . . . Nun und der?“

Sie strengte ihre Augen an, bewegte die Brauen, suchte sich mit Mühe an die vergessenen Buchstaben zu entsinnen und sah und hörte nichts mehr. Aber ihre Augen ermüdeten bald. Anfangs weinten sie vor Mattigkeit, dann fielen häufig Tränen der Trauer.

„Da lerne ich nun lesen!“ sagte sie schluchzend. „Vierzig Jahre bin ich alt, und ich fange gerade noch an, lesen zu lernen . . .“

„Sie müssen nicht weinen!“ sagte der Kleinrusse freundlich. „Sie haben nicht anders leben können . . . wissen aber sehr wohl, daß Sie ein klägliches Leben geführt haben! Tausende könnten besser leben als Sie . . . dabei leben sie wie das Vieh und rühmen sich noch, sie lebten gut! Ist denn das schön, wenn man heute nichts tut als arbeiten und essen, und morgen wieder genau das-

selbe, und so bis an sein Ende? Dazwischen werden dann Kinder in die Welt gesetzt, anfangs freut man sich ihrer, aber sobald sie mehr essen wollen, schimpft man: „Ihr Vielfraße, wachst schneller, Ihr müßt arbeiten!“ Und man möchte aus seinen Kindern am liebsten Haustiere machen. Aber die Kinder arbeiten bald für den eigenen Magen . . . und dann geht die alte Leier immer wieder von neuem los!“

„Nur die sind wirkliche Menschen, die den Geist von seinen Ketten befreien . . . Und jetzt haben Sie, so weit Ihre Kraft reicht, mit diesem Werk begonnen.“

„Wie kann ich das?“ seufzte sie.

„Ganz einfach. Es geht dabei, wie mit dem Regen: jeder Tropfen tränkt ein Samenkorn. Wenn Sie lesen lernen . . .“

Er lachte, stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Nein, lernen Sie es nur . . . Wenn Pawel kommt — was der für Augen machen wird?“

„Ach, Andrjuscha!“ sagte die Mutter. „Jungen Menschen erscheint alles einfach, wird man aber älter, so hat man viel Kummer und wenig Kraft und gar keinen Verstand mehr!“

XVIII

Abends ging der Kleinrusse fort, sie zündete die Lampe an und setzte sich an den Tisch, um Strümpfe zu stricken. Sie stand aber bald auf, ging unentschlossen im Zimmer hin und her, trat in die Küche, schob den Riegel vor die Tür und kehrte schnell, die Brauen bewegend, ins Zimmer zurück. Sie ließ die Fenstervorhänge herab, nahm ein Buch vom Regal, setzte sich wieder an den Tisch, blickte um sich,

beugte sich über das Buch, und ihre Lippen bewegten sich . . . Wenn von der Straße Lärm kam, bedeckte sie zitternd das Buch mit der Hand und horchte . . . Und dann flüsterte sie wieder, die Augen halb öffnend, bald schließend:

„L—E—B—E—N“ . . .

Es klopfte. Die Mutter sprang auf, stellte das Buch auf das Wandbrett und fragte unruhig:

„Wer ist da?“

„Ich . . .“

Rybin trat ein, streichelte behäbig seinen Bart und sagte:

„Früher hast du die Leute eingelassen, ohne zu fragen. Bist du allein?“

„Ja.“

„So. Und ich glaubte — der Kleinrusse wäre hier. Ich habe ihn heute gesehen. Das Gefängnis verdirbt den Menschen nicht.“

Er setzte sich und fuhr fort:

„Laß uns miteinander reden.“

Er blickte vielsagend und geheimnisvoll drein und machte die Mutter ängstlich.

„Alles kostet Geld!“ begann er mit seiner schwerfälligen Stimme. „Umsonst wird man weder geboren, noch stirbt man umsonst . . . Flugblätter . . . Bücher — alles kostet Geld. Weißt du, woher das Geld für die Flugblätter kommt?“

„Nein!“ sagte die Mutter leise im Vorgefühl einer Gefahr.

„So. Ich weiß es auch nicht. Zweitens: wer schreibt Bücher?“

„Gelehrte . . .“

„Die Herren!“ sagte Rybin. Sein bärtiges Gesicht legte sich in ernste Falten und rötete sich. „Also die Herren schreiben die Bücher und verteilen sie. Was aber in den Büchern steht, ist gegen die Herren gerichtet. Ich sage mir, was haben sie für einen Nutzen davon, wenn sie ihre Arbeit und Geld dazu hergeben, das Volk gegen sich aufzubringen?“

Die Mutter blinzelte mit den Augen und rief furchtsam:

„Was meinst du denn?“

„Aha!“ sagte Rybin, und räkelte sich auf seinem Stuhl wie ein Bär. „Siehst du wohl! Als ich dahinter kam, fröstelte mich richtig.“

„Hast du etwas erfahren?“

„Betrug!“ erwiderte Rybin. „Ich fühle es: Betrug. Erfahren habe ich nichts, aber Betrug steckt dahinter, soviel weiß ich. Die Herren tifteln da etwas heraus. Ich will die Wahrheit wissen. Die Wahrheit habe ich begriffen, aber mit den Herren gehe ich nicht. Brauchen sie mich, stoßen sie mich vornhin und schreiten über meine Knochen, wie über eine Brücke.“

Seine finsternen Worte legten sich wie eine Klammer um das Herz der Mutter.

„Herrgott,“ rief sie jammernd. „Sollte Pawel das wirklich nicht wissen? . . . Und alle, die . . .“

Vor ihr tauchten die ernsten ehrlichen Gesichter von Jegor, Nikolai Iwanowitsch und Saschenka auf, und ihr Herz erbebe.

„Nein, nein!“ schüttelte sie lebhaft den Kopf. „Das kann ich nicht glauben . . . Die handeln nach ihrem Gewissen.“

„Von wem redest du?“ fragte Rybin nachdenklich.

„Von allen, von allen und jedem, die ich bislang gesehen habe.“

„Du siehst nicht nach der richtigen Seite, Mutter! Blicke einmal weiter!“ sagte Rybin mit gesenktem Kopf. „Die mit uns verkehren, wissen vielleicht selbst nichts . . . Sie glauben — und so muß es auch sein . . . Aber vielleicht stehen hinter ihnen andere, die nur an ihren Vorteil denken? Umsonst handelt niemand gegen sich selbst . . .“

Und mit der Hartnäckigkeit eines Bauern fügte er hinzu: „Von den Herren kommt niemals etwas Gutes! So ist es.“

„Was hast du vor?“ fragte die Mutter, wieder von dunklem Zweifel ergriffen.

„Ich?“ Rybin blickte sie an, schwieg einen Augenblick und wiederholte: „Wir müssen uns von den Herren fernhalten. Weiter nichts.“

Dann schwieg er wieder.

„Früher wollte ich mich an die Burschen heranmachen, um mit ihnen zusammen zu arbeiten. Ich verstehe mich auf die Sache, ich weiß, was man den Leuten sagen muß. Ja. Jetzt will ich aber fort. Ich kann an sie nicht glauben, also muß ich fort.“

Er senkte den Kopf und überlegte.

„Ich gehe allein aufs Land, auf die Dörfer. Ich will das Volk aufwiegeln. Das Volk muß selbst zugreifen. Wenn die Leute das einsehen, werden sie sich schon ihren Weg bahnen. Ich will mir Mühe geben, daß sie das einsehen. Das Volk muß sich selbst helfen, muß den eigenen Verstand gebrauchen. So ist es.“

Es war ihr leid um ihn, sie empfand Angst für diesen Menschen. Er war ihr früher stets unangenehm gewesen, aber jetzt trat er ihr plötzlich näher, wurde ihr vertrauter.

„Sie werden dich festnehmen!“

Rybin blickte sie an und antwortete ruhig:

„Wenn schon — sie lassen mich wieder los, und dann will ich von neuem . . .“

„Die Bauern werden dich selbst binden, und du kommst ins Gefängnis.“

„Nun denn, da sitze ich eine Weile, — und komme wieder heraus. Und gehe wieder los. Und die Bauern, nun, die binden mich vielleicht ein-, zweimal, dann werden sie schon einsehen, daß sie mich nicht binden, sondern anhören müssen. Ich werde ihnen sagen: glaubt mir nicht, hört mich nur an! — Wenn sie mich aber anhören — werden sie mir auch glauben!“

Er sprach langsam, als befühlte er jedes Wort, bevor er es aussprach.

„Ich habe hier die letzte Zeit so manches kennengelernt. Habe so allerhand begriffen.“

„Du gehst zugrunde, Michailo Iwanowitsch“, meinte die Mutter, traurig den Kopf schüttelnd.

Er sah sie mit seinen dunklen, tiefen Augen fragend und erwartungsvoll an. Sein stämmiger Körper beugte sich vornüber, er stützte sich mit den Händen auf den Stuhlsitz und sein braunes, vom schwarzen Bart umrahmtes Gesicht erschien blaß.

„Weißt du, was Christus vom Samenkorn gesagt hat? Wenn du nicht stirbst, wirst du in der neuen Ähre nicht auferstehen . . . Ich hab's bis zum Tode noch weit. Ich bin schlau!“

Er räkelte sich auf dem Stuhl und stand langsam auf.

„Ich gehe jetzt in die Schenke, unter Leute . . . Weshalb kommt der Kleinrusse nicht . . . Ist er schon wieder bei der Sache?“

„Ja!“ sagte die Mutter lächelnd.

„So muß es sein. Erzähl ihm von mir . . .“

Sie gingen langsam, Schulter an Schulter, in die Küche und wechselten, ohne sich anzusehen, kurze Worte.

„Nun, leb wohl!“

„Leb wohl . . . Wann kündigst du?“

„Ich habe schon gekündigt.“

„Und wann gehst du fort?“

„Morgen. Morgen früh. Leb wohl!“

Rybin bückte sich und schob sich ungeschickt und unwillig in den Flur. Die Mutter stand einen Augenblick vor der Tür und lauschte auf die schweren Schritte, — und auf die Zweifel, die in ihrer Brust erwacht waren. Dann wandte sie sich still um, trat ins Zimmer, hob den Vorhang auf und blickte aus dem Fenster. Vor dem Fenster stand unbeweglich schwarze Finsternis.

„Nachts lebe ich!“ dachte sie. „Immer nachts!“ . . .

Der gesetzte Bauer tat ihr leid. Er war so breit und stark.

Dann kam Andrej, lebhaft und lustig.

Als sie ihm von Rybin erzählte, rief er:

„Nun, mag er nur auf die Dörfer gehen, die Wahrheit verkünden, und das Volk aufwecken . . . Bei uns wird es ihm schwer. Er hat seine eigenen Bauerngedanken im Kopf. Für unsere ist er zu beschränkt.“

„Er hatte über die Herren gesprochen. Da muß etwas los sein!“ meinte die Mutter vorsichtig. „Ob die uns nicht betrügen?“

„Geht Ihnen das nah?“ rief der Kleinrusse lachend.

„Ach, Mütterlein, das liebe Geld! Wenn wir nur Geld hätten! Wir leben noch ganz und gar für fremde Rechnung. Nikolai Iwanowitsch bekommt monatlich fünfundsiebzig Rubel und gibt uns fünfzig ab. Ebenso andere.

Hungrige Studenten schicken manchmal etwas, was sie kopekenweise gesammelt haben. Es gibt natürlich verschiedene Arten von Herren. Die einen — betrügen, die andern halten sich zurück, aber die besten gehen doch mit uns.“

Er schlug die Hände zusammen und fuhr kräftig fort:

„Aber bis dahin ist es noch weit. Am ersten Mai aber machen wir eine kleine Feier. Es wird lustig werden!“

Seine Erregung verscheuchte die Unruhe, die Rybin ihr verursacht. Der Kleinrusse ging im Zimmer auf und ab, rieb sich mit der Hand den Kopf, blickte zu Boden und sagte:

„Wissen Sie, bisweilen hat man so ein Gefühl im Herzen — ganz sonderbar! Es kommt einem vor, daß überall, wohin man kommt, Genossen sind, in allen dasselbe Feuer brennt, alle fröhlich, gut und herrlich sind. Ohne Worte verstehen sie einander . . . Sie bilden einen Chor, und jedes Herz singt seine eigene Stimme darin . . . Alle Lieder fließen und eilen wie Bäche in einen Fluß, und dieser Fluß strömt mächtig in das Meer der hellen Freuden eines neuen Lebens.“

Die Mutter bemühte sich, ihn nicht zu stören, nicht zu unterbrechen. Sie hörte ihm stets mit größerer Aufmerksamkeit zu als den anderen: er sprach am allereinfachsten, und seine Worte griffen am stärksten ans Herz. Pawel sprach nie über das, was er voraussah. Der Kleinrusse dagegen schien ihr stets mit einem Teil seines Herzens in der Ferne zu sein, aus seiner Rede klang stets das Märchen vom zukünftigen Feiertage aller Menschen auf Erden. Dieses Märchen erleuchtete der Mutter den Sinn des Lebens und der Arbeit ihres Sohnes und all seiner Freunde.

„Und wenn man erwacht“, sagte der Kleinrusse kopfschüttelnd, „und um sich sieht — dann ist es überall kalt und schmutzig. Alle sind müde und böse! . . .“

In tiefem Kummer blieb er vor ihr stehen und fuhr fort:

„Das tut weh . . . aber man darf dem Menschen nicht glauben, man muß ihn fürchten und sogar hassen! Der Mensch wird mit sich uneins. Man möchte nur lieben, aber wie kann man das? Wie kann ich jemandem verzeihen, wenn er wie ein wildes Tier auf mich losgeht, keine lebende Seele in mir fühlt und mir in mein menschliches Antlitz tritt? Das darf ich nicht verzeihen. Ich für meine Person mag alle Kränkungen ertragen, aber ich will doch nicht den Bedrückern entgegenkommen, damit sie auf meinem Rücken andere prügeln lernen.“

Jetzt glänzte in seinen Augen kaltes Feuer, er hob energisch den Kopf und sprach fester:

„Ich darf nichts, was Schaden bringt, verzeihen, wenn es auch mir nicht schadet. Ich bin nicht allein auf Erden! Heute lasse ich mich kränken und lache vielleicht darüber — es trifft mich ja nicht . . . Aber morgen geht der Beleidiger, der an mir seine Kraft erprobt hat, zu einem anderen, um ihm das Fell über die Ohren zu ziehen. Man muß also die Menschen verschieden betrachten, muß sein Herz fest in der Hand halten, muß wählen: das sind unsere Leute, das sind fremde. Das ist richtig, aber nicht tröstlich.“

Der Mutter fielen der Offizier und Saschenka ein. Sie meinte seufzend:

„Wie soll es Brot geben aus ungesätem Weizen!“

„Das ist das Leiden!“ rief der Kleinrusse.

„Ja—a!“ sagte die Mutter. Vor ihrem Gedächtnis stand jetzt die finstere, schwere Gestalt ihres Mannes wie ein

großer, moosbewachsener Stein. Sie stellte sich den Kleinrussen als Nataschas Mann und ihren Sohn mit Saschenka verheiratet vor.

„Und woher kommt das?“ fragte der Kleinrusse, sich ereifernd. „Das ist so sonnenklar, daß es beinahe lächerlich ist. Es kommt daher, daß die Menschen nicht in Reih' und Glied stehen. Laßt uns doch einmal alle gleichstehen . . . alles, was der Verstand geschaffen und was die Hände gearbeitet haben, gleichmäßig verteilen! Hören wir auf, einander in der Knechtschaft der Furcht und des Hasses zu halten, in der Gefangenschaft der Dummheit und Habsucht . . .“

So redeten sie jetzt oft.

Nachodka wurde wieder in der Fabrik angenommen, gab der Mutter seinen ganzen Verdienst, und sie nahm das Geld ebenso ruhig, wie aus Pawels Händen entgegen.

Bisweilen fragte Andrej die Mutter mit lachenden Augen:

„Wollen wir nicht ein bischen lesen, Mütterlein?“

Sie wehrte scherzend, aber energisch ab; sein Lächeln machte sie verlegen, und sie dachte etwas gekränkt:

„Wozu denn, wenn du doch nur lachst.“

Dabei fragte sie ihn immer häufiger bald nach diesem, bald nach jenem Buchwort, das ihr fremd war. Sie blickte beiseite, und ihre Stimme klang gleichgültig. Er erriet aber, daß sie im geheimen lernte, verstand ihre Scheu und forderte sie nicht weiter auf, mit ihm zu lesen. Sie erklärte bald:

„Meine Augen werden schwach, Andrjuscha. Ich müßte eine Brille haben.“

„Das ist ein guter Gedanke“, erwiderte er. „Am Sonntag gehe ich mit Ihnen in die Stadt, bringe Sie zu einem bekannten Doktor, und dann bekommen Sie eine Brille.“

Sie war schon dreimal darum eingekommen, Pawel sehen zu dürfen, und jedesmal hatte der alte Gendarmeriegeneral, ein Graukopf mit roten Backen und langer Nase, sie freundlich abgewiesen.

„In acht Tagen, Mütterchen, früher nicht! In acht Tagen wollen wir einmal sehen . . .“

Er war ein rundes, wohlgenährtes Männlein, das sie an eine reife, etwas faulige, mit dichtem Schimmel bedeckte Pflaume erinnerte. Er stocherte beständig mit einem gelben Stäbchen in seinen kleinen, weißen Zähnen, seine grünlichen Augen lächelten freundlich, und seine Stimme klang liebenswürdig.

„Der ist höflich!“ sagte sie nachdenklich zum Kleinen. „Er lächelt immer . . .“

„Ja, ja!“ stimmte der Kleiner bei. „Die Leute sind soweit ganz nett, sie sind freundlich und liebenswürdig. Sagt man ihnen: Schaut her, hier ist ein kluger und rechtschaffener Mann, der uns aber gefährlich ist, hängt ihn auf! — so lächeln sie und hängen ihn auf, und nachher lächeln sie ruhig weiter.“

„Der bei der Haussuchung bei uns war, war mehr geradezu“, stellte die Mutter einen Vergleich an. „Man sah sofort, daß er ein Hund ist.“

„Die sind alle gar keine Menschen, sondern wie Hammer, die die Leute dumm schlagen. Instrumente, mit denen unsereins bearbeitet wird, damit wir fügsam werden. Sie sind schon passend hergerichtet für die uns lenkende Hand, sie können alles tun, was von ihnen verlangt wird, ohne viel zu denken und zu fragen, wozu es nötig ist.“

Endlich gestattete man ihr den Besuch; und am Sonn-

tag saß sie schüchtern in einer Ecke der Gefängniskanzlei. Außer ihr waren in dem schmutzigen engen Zimmer mit niedriger Decke noch einige Personen, die ebenfalls jemand besuchen wollten. Sie waren anscheinend nicht zum erstenmal hier und kannten sich: träge und langsam entspann sich zwischen ihnen eine leise, wie Spinnwebewebe klebrige Unterhaltung.

„Haben Sie gehört?“ sagte eine starke Frau mit welchem Gesicht, die eine Reisetasche auf dem Schoß hielt. „Heute bei der Frühmesse hat der Dirigent wieder einem Chorknaben ein Ohr eingerissen . . .“

Ein älterer Mann in der Uniform eines verabschiedeten Militärs hustete laut und bemerkte:

„Die Chorknaben sind Lümmels!“

In der Kanzlei lief geschäftig ein kleiner, kahlköpfiger Mensch mit kurzen Beinen, langen Armen und vorspringendem Kinn umher. Er redete unaufhörlich mit ängstlicher, schriller Stimme:

„Das Leben wird immer teurer, davon werden auch die Menschen schlechter . . . Rindfleisch zweiter Sorte kostet vierzehn Kopeken das Pfund, Brot wieder zweieinhalb.“

Hin und wieder kamen graue, ganz gleich aussehende Sträflinge in schweren Lederschuhcn herein. Wenn sie in das halbdunkle Zimmer traten, blinzelten sie. Einer trug klirrende Ketten an den Füßen.

Alles wickelte sich seltsam ruhig und unangenehm einfach ab. Alle schienen sich längst an ihre Lage gewöhnt zu haben: die einen saßen ruhig da, die anderen paßten träge auf, die dritten aber besuchten korrekt und müde die Häftlinge. Das Herz der Mutter zitterte vor Ungeduld, und sie blickte, erstaunt über diese Einförmigkeit, verständnislos alles um sich herum an.

Neben der Wlassowa saß eine kleine Alte mit runzeligem Gesicht, aber jungen Augen. Sie drehte den dünnen Hals herum, horchte auf die Unterhaltung und starrte alle Anwesenden sonderbar eifrig an.

„Wen haben Sie denn hier?“ fragte die Wlassowa sie leise.

„Meinen Sohn, einen Studenten“, erwiderte die Alte laut und schnell. „Und wen Sie?“

„Auch einen Sohn, einen Arbeiter.“

„Wie heißt er?“

„Wlassow.“

„Den Namen habe ich nicht gehört. Sitzt er schon lange?“

„Die siebente Woche . . .“

„Und meiner den neunten Monat!“ sagte die Alte, und in ihrer Stimme hörte die Wlassowa etwas Eigentümliches, wie Stolz.

„Ja, ja“, ließ sich der kahlköpfige Alte vernehmen. „Die Geduld reißt . . . Alle sind verärgert, alle schreien, und alles steigt im Preise. Die Menschen werden entsprechend billiger . . . Versöhnende Stimmen hört man gar nicht mehr.“

„Sehr richtig!“ sagte der Militär. „Ein Skandal! Da muß einmal eine energische Stimme dazwischenrufen: ‚Maul halten!‘ Das brauchen wir! Eine energische Stimme!“

Die Unterhaltung wurde allgemein und lebhaft. Jeder beeilte sich, seine Ansicht vom Leben zu äußern, aber alle sprachen halblaut, und in allem fühlte die Mutter etwas Fremdes. Bei ihr zu Hause sprach man verständlicher, einfacher und lauter.

Ein dicker Aufseher mit viereckigem, rötlichem Bart rief ihren Namen, betrachtete sie von Kopf bis zu Fuß und humpelte mit den Worten: „Komm mit!“ ihr voraus.

Sie ging hinterher und hätte den Aufseher am liebsten in den Rücken gestoßen, damit er schneller gehe. In einem kleinen Zimmer stand Pawel, lächelte und streckte ihr seine Hand entgegen. Die Mutter ergriff sie, blinzelte, fand keine Worte und wiederholte nur:

„Guten Tag . . . Guten Tag . . .“

„Na, beruhige dich, Mama!“ sagte Pawel, ihr die Hand drückend.

„Oh, es ist alles gut!“

„So, seine Mutter!“ sagte der Aufseher mit einem Seufzer. „Übrigens . . . treten Sie etwas auseinander . . . so daß ein Abstand bleibt . . .“

Und er gähnte laut. Pawel fragte sie nach ihrem Befinden, und wie es zu Hause stände. Sie hatte andere Fragen erwartet, suchte diese in seinen Augen und fand sie nicht. Er war wie immer ruhig, nur sein Gesicht war blaß, und die Augen waren scheinbar noch größer geworden.

„Sascha läßt grüßen!“ sagte sie.

Pawels Lider zitterten, sein Gesicht wurde milder, und er lächelte verklärt.

„Sie werden dich doch bald frei lassen?“ sagte sie beleidigt und ärgerlich. „Warum haben sie dich eingesperrt? Die Flugblätter sind ja wieder erschienen . . .“

Pawels Augen leuchteten.

„Wirklich?“ fragte er schnell.

„Über solche Dinge dürfen Sie nicht reden!“ erklärte der Aufseher träge. „Nur über Familienangelegenheiten.“

„Ist das denn keine Familienangelegenheit?“ erwiderte die Mutter.

„Das weiß ich nicht. Ich sage nur: Es ist verboten!“ blieb der Aufseher gleichgültig bei seiner Weisung.

„Also sprich von zu Hause, Mutter“, sagte Pawel. „Was machst du denn?“

Sie verspürte eine Art jugendlichen Trotzes in sich und erwiderte:

„Ich bringe jetzt alles in die Fabrik . . .“ Dann stockte sie und fuhr lächelnd fort:

„Kohlsuppe, Grütze, alles Essen von Marja — und andere Kost.“

Pawel verstand. Sein Gesicht zitterte von verhaltenem Lachen, er strich das Haar zurück und sagte in freundlichem Ton, wie sie ihn noch nie von ihm gehört:

„Da hast du ja eine schöne Arbeit, hast keine Längeweile!“

„Seitdem die Schriften wieder erscheinen, durchsucht man mich auch“, erklärte sie nicht ohne Stolz.

„Redet ihr schon wieder davon“, sagte der Aufseher etwas gekränkt. „Ich sage, das soll nicht sein. Er ist eingesperrt, damit er nichts erfährt, und du fängst immer wieder davon an. Du mußt doch einsehen, daß das nicht geht.“

„Also laß das, Mutter!“ sagte Pawel. „Matwej Iwanowitsch ist ein braver Mensch, wir müssen ihn nicht böse machen. Wir stehen gut miteinander . . . Er ist heute zufällig hier, gewöhnlich paßt der Gehilfe des Direktors auf.“

„Der Besuch ist zu Ende!“ erklärte der Aufseher mit einem Blick auf die Uhr.

„Nun, ich danke dir, Mama!“ sagte Pawel. „Habe Dank, Teuerste. Mach dir keine Sorge. Ich komme bald frei.“

Er umarmte sie kräftig, küßte sie; gerührt und glücklich brach sie in Tränen aus.

„Nun trennt euch!“ sagte der Aufseher und brummte, während er die Mutter hinausbegleitete:

„Weine nicht, er kommt frei! Alle kommen frei. Es ist kein Platz . . .“

Zu Hause sagte sie zum Kleinrussen:

„Ich habe es ihm fein zugesteckt. Er hat es gut verstanden!“ Und seufzte traurig.

„Ja, er hat es verstanden! Sonst wäre er nicht so lieb gewesen. Das war er niemals!“

„Da haben wir's!“ lachte der Kleinrusse. „Der eine wünscht dieses, der andere jenes, eine Mutter aber will immer Liebe.“

„Was das doch für Menschen sind, Andrjuscha!“ rief sie plötzlich mit Verwunderung. „Wie sie sich an alles gewöhnt haben! Da hat man ihnen ihre Kinder genommen, hat sie ins Gefängnis geworfen, sie aber berührt das gar nicht, sie kommen hin, sitzen da, warten und unterhalten sich. Wenn gebildete Leute es so leicht nehmen, wie sollen es dann die gewöhnlichen machen?“

„Das ist ganz klar!“ sagte der Kleinrusse mit einem spöttischen Lächeln. „Gegen die feinen Leute ist das Gesetz immerhin etwas freundlicher als gegen uns, sie brauchen sie ja weit mehr als wir. Und wenn schon ein Gesetz sie einmal vor den Kopf stößt, machen sie ein böses Gesicht, aber es ist nicht so schlimm. Der eigene Stock tut nicht so weh!“

XX

Eines Abends saß die Mutter am Tisch und strickte Strümpfe, der Kleinrusse aber las aus einem Buche über den römischen Sklavenaufstand vor. Plötzlich klopfte jemand kräftig, und als der Kleinrusse öffnete, trat Wessowtschikow mit einem Bündel unter dem Arm ein. Seine

Mütze war in den Nacken geschoben und die Beine bis an die Knie mit Schlamm bespritzt.

„Ich kam vorbei und sah bei euch Licht. Da wollte ich einmal guten Abend sagen. Ich komme direkt aus dem Gefängnis!“ sagte er in einem eigenen Ton, ergriff die Hand der Wlassowa, schüttelte sie kräftig und fügte hinzu:

„Pawel läßt grüßen . . .“

Dann setzte er sich unschlüssig und ließ seine Blicke finster und argwöhnisch durch das Zimmer schweifen.

Er gefiel der Mutter nicht; in seinem eckigen, kurzgeschorenen Kopf und in seinen kleinen Augen lag etwas, was sie stets erschreckte. Aber jetzt freute sie sich über ihn und sagte lebhaft mit einem freundlichen Lächeln:

„Wie siehst du elend aus! . . . Komm, Andrijuscha, wir wollen ihm Tee geben . . .“

„Ich mache schon den Samowar zurecht!“ rief der Kleinrusse aus der Küche.

„Nun, was macht Pawel? . . . Hat man noch jemand frei gelassen oder nur dich?“

Nikolai antwortete:

„Pawel sitzt noch und muß dulden! Ich bin allein frei gelassen!“ Er sah die Mutter an und preßte langsam durch die Zähne:

„Ich habe ihnen gesagt: Jetzt ist's genug, laßt mich frei, sonst bringe ich jemand um und mich selbst auch. Da haben sie mich frei gelassen.“

„So — so!“ Die Mutter trat etwas zurück und blinzelte unwillkürlich, als ihr Blick dem seiner schmalen, scharfen Augen begegnete.

„Wie geht's Fedja Masin?“ rief der Kleinrusse aus der Küche. „Macht er immer noch Verse?“

„Ja,“ erwiderte Nikolai. „Ich verstehe das aber nicht! Er ist doch kein Zeisig! Man hat ihn in einen Käfig gesetzt, da singt er! Ich weiß nur eins: ich mag nicht nach Hause gehen!“

„Was hast du auch zu Hause?“ meinte die Mutter nachdenklich. „Alles öde, der Ofen nicht geheizt, alles kalt.“

Er schwieg. Dann zog er eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche, zündete sich langsam eine an, blickte auf die grauen Rauchwolken, die vor seinem Gesicht dahinschmolzen und lachte wie ein mürrischer Hund.

„Ja, dort muß es kalt sein. Auf dem Fußboden liegen erfrorene Schaben und Mäuse. Laß mich bei dir übernachten, Pelagea Nilowna! Darf ich?“ fragte er dumpf, ohne sie anzusehen.

„Aber natürlich, mein Lieber“, sagte die Mutter schnell. Sie fühlte sich unbehaglich und unfrei mit ihm.

„Jetzt ist es so weit gekommen, daß die Kinder sich ihrer Eltern schämen.“

„Was?“ fragte die Mutter zusammenfahrend.

Er sah sie an, schloß die Augen, und sein pockennarbiges Gesicht sah wie blind aus.

„Die Kinder schämen sich ihrer Eltern, sage ich!“ wiederholte er laut seufzend. „Pawel wird sich deinetwegen nie schämen, aber ich schäme mich meines Vaters. Und in sein Haus gehe ich nicht mehr. Ich habe keinen Vater und kein Haus. Man hat mich unter Polizeiaufsicht gestellt, sonst wäre ich nach Sibirien gegangen . . . Ich würde dort Verbannte befreien, ihnen zur Flucht verhelfen.“

Die Mutter begriff mit ihrem Zartgefühl, daß diesem Menschen schwer ums Herz sei, aber sein Weh erweckte kein Mitleid in ihr.

„Ja! Wenn es so ist, dann gehst du am besten fort!“ sagte sie, um ihn durch ihr Schweigen nicht zu verletzen.

Aus der Küche kam Andrej und rief lächelnd:

„Was predigst du da?“

Die Mutter stand auf und sagte:

„Ich muß etwas zu essen machen.“

Wessowtschikow blickte unverwandt den Kleinrussen an und erklärte plötzlich:

„Ich bin der Meinung, daß man gewisse Leute totschlagen muß.“

„Oho! Warum denn das?“ fragte der Kleinrusse.

„Damit sie verschwinden . . .“

Der Kleinrusse stand groß und hager mitten im Zimmer, wiegte sich auf beiden Beinen, blickte Nikolai von oben bis unten an, die Hände in den Taschen. Nikolai aber saß von Rauchwolken eingehüllt auf dem Stuhl, und auf seinem grauen Gesicht traten rote Flecke hervor.

„Issai Gorbow drehe ich den Hals um. Du wirst schon sehen.“

„Weshalb?“ fragte der Kleinrusse.

„Er soll das Spionieren und Angeben sein lassen. Er hat den Vater ins Verderben gestürzt, er macht ihn jetzt zum Spitzel“, sagte Wessowtschikow finster-feindselig, und blickte Andrej an.

„Ach so!“ rief der Kleinrusse, „aber wer macht dir deswegen Vorwürfe? Das können doch nur Narren tun.“

„Narren und Kluge — sind alle mit einem Öl gesalbt!“ sagte Nikolai fest. „Du bist klug und Pawel auch. Aber ich bin für euch etwa ebensoviel wie Fedja Masin oder wie Samoilow oder ihr beide füreinander? Lüge nicht, ich glaube dir doch nicht. Ihr alle schiebt mich beiseite, zieht euch von mir zurück.“

„Dein Herz ist wund, Nikolai!“ sagte der Kleinrusse freundlich und setzte sich neben ihn.

„Ja! Euch geht es ebenso! Aber eure Wunden erscheinen euch vornehmer als meine. Wir alle sind uns gegenseitig Pack, das sage ich dir. Was kannst du mir darauf antworten? Nun?“

Er blickte mit seinen scharfen Augen lauernd auf Andrej und zeigte die Zähne. Sein buntes Gesicht war unbeweglich, aber über die dicken Lippen lief ein Zittern, als hätte er sie sich verbrannt.

„Ich werde dir gar nichts darauf antworten!“ begann der Kleinrusse und begegnete dem feindseligen Blick Wessowtschikows mit einem trüben Lächeln seiner blauen Augen. „Ich weiß, wer mit jemandem streitet, dem das Herz blutet — der beleidigt ihn nur. Das weiß ich, Bruder!“

„Mit mir kann man nicht streiten, ich verstehe es nicht!“ brummte Nikolai und schlug die Augen nieder.

„Ich denke,“ fuhr der Kleinrusse fort, „jeder von uns ist mit bloßen Füßen über Glasscherben gegangen, jeder hat in einer dunklen Stunde dieselbe Qual gehabt wie du . . .“

„Du kannst mir nichts sagen!“ erwiderte Wessowtschikow langsam. „Meine Seele heult wie ein Wolf!“

„Ich will auch nicht! Ich weiß nur eins — es geht auch bei dir vorüber. Vielleicht nicht ganz, aber es vergeht!“

Er klopfte Nikolai auf die Schulter und fuhr fort:

„Sieh, Bruder, das ist eine Kinderkrankheit wie die Masern. Wir alle leiden daran, die Starken weniger, die Schwachen mehr. Unsereins befällt sie, wenn der Mensch sich selbst findet, das Leben und den eigenen Platz in ihm aber noch nicht begreift. Du denkst, du bist ganz allein auf

Erden solch feine Gurke, und alle wollen dich nur verspeisen. Nach einiger Zeit siehst du aber, daß das Gute in deiner Seele sich auch bei andern findet — und dann wird dir leichter und du schämst dich: was brauchst du so hoch auf den Glockenturm zu steigen, wo doch kein Glöckchen so klein ist, daß man es beim Feiertagsläuten gar nicht hörte? Später siehst du, daß im Chor auch dein Läuten zu hören ist; bist du aber allein, so ersäufen es die großen Glocken in der mächtigen Flut ihrer Töne, wie eine Fliege im Öl. Verstehst du, was ich sage?“

„Vielleicht verstehe ich es!“ nickte Nikolai. „Aber ich glaube es nicht!“

Der Kleinrusse sprang lachend auf und lief geräuschvoll hin und her.

„Ich habe es auch einmal nicht geglaubt . . . Ach, du . . . Heuwagen!“

„Warum Heuwagen?“ fuhr Nikolai den Kleinrussen finster an.

„Siehst gerade so aus!“

Plötzlich riß Wessowtschikow den Mund weit auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Was hast du?“ fragte der Kleinrusse erstaunt und blieb vor ihm stehen.

„Ich dachte, wer dich kränken will, zieht stets den Kürzeren.“

„Womit willst du mich denn kränken?“

„Ich weiß nicht!“ sagte Wessowtschikow gutmütig oder herablassend lachend. „Ich sage nur, der muß sich schämen, der dir etwas zuleide getan hat.“

„Auf was du so alles kommst!“ lachte der Kleinrusse.

„Andrjuscha!“ rief die Mutter aus der Küche.

Andrej ging hinaus.

Wessowtschikow blieb allein. Er blickte sich um, streckte seinen Fuß mit dem schweren Stiefel aus, betrachtete ihn, beugte sich vornüber und befühlte seine dicke Wade. Dann hielt er die Hand ans Gesicht und betrachtete sie aufmerksam. Er hatte eine dicke, gelb behaarte Hand mit kurzen Fingern.

Als Andrej den Samowar brachte, stand Wessowtschikow vor dem Spiegel und empfing ihn mit folgenden Worten:

„Ich habe meine Visage lange nicht betrachtet . . .“

Und fügte grinsend und kopfschüttelnd hinzu:

„Es ist doch eine garstige Fratze!“

„Was ist denn dabei?“ sagte Andrej und sah ihn neugierig an.

„Saschenka sagt: Das Gesicht ist der Seele Spiegel!“ sagte Nikolai langsam.

„Aber das stimmt nicht!“ rief der Kleinrusse. „Ihre Nase ist wie ein Haken, die Backenknochen wie eine Schere, ihr Herz aber ist ein heller Stern!“

Wessowtschikow sah ihn an und lachte.

Sie setzten sich zu Tisch.

Wessowtschikow nahm eine große Kartoffel, bestreute ein Stück Brot ausgiebig mit Salz und begann langsam und ruhig wie ein Stier zu kauen.

„Wie geht es hier?“ fragte er mit vollem Munde.

Als Andrej ihm vergnügt erzählt hatte, daß die Propaganda in der Fabrik zunähme, meinte er wieder finster und dumpf:

„Das dauert alles zu lange, viel zu lange. Es muß schneller gehen!“

Die Mutter blickte ihn an und in ihrem Innern regte sich ein feindseliges Gefühl gegen diesen Menschen.

„Das Leben ist kein Pferd, man kann es nicht mit der Peitsche antreiben“, sagte Andrej.

Wessowtschikow schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Es dauert zu lange! Ich habe keine Geduld. Was soll ich tun?“

Er machte eine hilflose Gebärde mit den Händen, blickte dem Kleinrussen in das Gesicht und wartete auf eine Antwort.

„Wir alle müssen lernen und andere lehren, das ist unsere Aufgabe!“ sagte Andrej.

Wessowtschikow fragte:

„Und wann werden wir losschlagen?“

„Daß man uns vorher manch liebes Mal verprügeln wird, weiß ich!“ erwiderte der Kleinrusse lachend. „Wann wir aber vom Leder ziehen, das weiß ich nicht! Siehst du, wir müssen erst den Kopf und dann die Hände bewaffnen,“ meine ich.“

Nikolai begann wieder zu essen. Die Mutter musterte heimlich sein breites Gesicht und suchte in ihm einen Zug zu entdecken, der sie mit seiner schweren, vierschkrötigen Gestalt aussöhnte. Und als sie seinen kleinen, stechenden Augen begegnete, bewegte sie scheu die Brauen. Andrej war unruhig — plötzlich begann er zu reden, lachte, brach dann seine Rede ab und pfiFF.

Die Mutter glaubte, seine Unruhe zu verstehen. Nikolai aber saß schweigend da, und wenn der Kleinrusse ihn nach irgend etwas fragte, antwortete er kurz und mit deutlicher Unlust.

Den beiden Bewohnern des kleinen Hauses wurde es im kleinen Zimmer eng und schwül; bald blickte der eine, bald der andere flüchtig auf den Gast.

Endlich erhob er sich und sagte:

„Ich möchte mich schlafen legen . . . Ich habe so lange gegessen, nun bin ich plötzlich frei gekommen und bin gegangen und fühle mich müde.“

Als er in die Küche getreten war und nach kurzem Herumkramen dann ganz still wurde, flüsterte die Mutter ängstlich lauschend Andrej zu:

„Er denkt an schreckliche Dinge . . .“

„Ja, er ist schwer zu behandeln!“ stimmte ihr der Kleinrusse bei und schüttelte den Kopf. „Aber das geht vorüber! Es war bei mir ebenso . . . Wenn die Flamme im Herzen nicht hell brennt — sammelt sich viel Ruß. Na, Mütterlein, Sie sollten auch schlafen gehen, ich bleibe noch ein Weilchen sitzen und lese.“

Sie ging in die Ecke, wo hinter einem Kattunvorhang ihr Bett stand, und Andrej, der am Tisch saß, hörte noch lange ihr inbrünstiges Beten und Seufzen. Er blätterte die Seiten schnell um, rieb sich erregt die Stirn, drehte mit seinen langen Fingern den Schnurrbart und scharrte mit den Füßen. Das Uhrpendel tickte, draußen stöhnte der Wind.

Und die leise Stimme der Mutter sprach:

„Ach Gott, so viele Menschen gibt es, und jeder stöhnt auf seine Art! Aber wo gibt es denn frohe Menschen?“

„Doch die gibt es auch. Bald werden es viele sein“, erwiderte der Kleinrusse.

XXI

Das Leben floß schnell dahin, die Tage waren bunt und mannigfaltig. Jeder Tag brachte etwas Neues, aber das beunruhigte die Mutter schon nicht mehr. Immer häufiger erschienen abends unbekannte Leute; sie unterhielten sich eifrig mit Andrej und gingen spät nachts mit hochge-

klappten Kragen, die Mütze tief in die Augen geschoben, vorsichtig und geräuschlos in der Dunkelheit fort. Man fühlte in allen die verhaltene Erregung, es war, als wollten sie singen und lachen; sie hatten aber keine Zeit dazu, hatten stets Eile. Die einen waren spöttisch und ernst, die andern fröhlich, übermütig in der Kraft ihrer Jugend, die dritten nachdenklich still. Alle hatten in den Augen der Mutter etwas Hartnäckiges, Zuversichtliches, und obwohl jeder sein eigenes Gesicht hatte, flossen für sie alle diese Gesichter in ein einziges, hageres, ruhig entschlossenes, helles Gesicht zusammen mit tiefem, freundlichem und strengem Blick der dunklen Augen, wie der Blick Christi war auf dem Wege nach Emmaus.

Die Mutter zählte sie, versammelte sie in Gedanken um Pawel — in dieser Menge war er für seine Feinde nicht bemerkbar.

Eines Tages kam ein munteres junges Mädchen mit lockigem Haar aus der Stadt; sie brachte ein Paket für Andrej und sagte beim Abschied zur Wlassowa mit strahlenden Augen:

„Auf Wiedersehen, Genosse!“

„Auf Wiedersehen“, erwiderte die Mutter, ein Lachen unterdrückend.

Und als sie das junge Mädchen hinausgeleitet hatte, trat sie ans Fenster und sah lächelnd, wie auf der Straße mit kleinen Schritten ihr „Genosse“ dahintrippelte, frisch wie eine Blume des Lenzes und leicht wie ein Schmetterling.

„Genosse!“ dachte die Mutter, als der Besuch verschwunden war. „Ach, du liebes Ding! Gebe Gott dir einen braven Genossen fürs ganze Leben.“

Sie bemerkte oft an den Besuchern aus der Stadt etwas Kindliches und lächelte nachsichtig darüber. Sie war ge-

rührt und freudig überrascht über ihren Glauben, dessen Tiefe sie immer klarer fühlte. Ihre Träume vom Triumph der Gerechtigkeit taten ihr wohl und erwärmten sie. Wenn sie ihnen zuhörte, machte ein unklarer Kummer sie seufzen. Besonders rührte sie ihre Einfachheit und ihre prächtige, schenkende Uneigennützigkeit.

Sie verstand bereits vieles von dem, was sie über das Leben sagten, fühlte, daß sie wirklich die wahre Quelle des Glücks aller Menschen entdeckt hatten, und war gewohnt, ihren Gedanken beizustimmen. In der Tiefe ihres Herzens glaubte sie aber nicht, daß sie das Leben nach ihrer Art würden umgestalten können und daß ihre Kräfte ausreichen würden, die ganze arbeitende Bevölkerung in ihre Bewegung hineinzuziehen. Jeder will sich heute sattessen, und niemand will seine Mahlzeit auch nur auf morgen verschieben, wenn er sie sofort haben kann. Nur wenige werden den weiten, beschwerlichen Weg gehen, und nicht alle werden das Märchenreich menschlicher Verbrüderung am Ende des Weges mit eigenen Augen sehen. Deshalb erschienen ihr alle diese guten Menschen trotz ihrer Bärte und bisweilen so müden Gesichter wie Kinder.

„Ihr lieben Menschen!“ dachte sie, den Kopf schüttelnd.

Aber sie alle führten schon jetzt ein schönes, ernstes verständiges Leben, sprachen über das Gute und suchten andere das zu lehren, was sie wußten, und taten das, ohne sich zu schonen. Sie verstand, daß man solches Leben trotz seiner Gefahr lieben könne und blickte seufzend rückwärts, wo ihre Vergangenheit sich wie ein dunkler, schmaler Streifen hinzog. Unmerklich bildete sich bei ihr das ruhige Bewußtsein ihrer Notwendigkeit für dieses neue

Leben heraus. Früher hatte sie nie das Gefühl gehabt, jemand nötig zu sein, aber jetzt sah sie deutlich, daß viele ihrer bedurften, und das war ihr neu, angenehm und ließ sie das Haupt erheben.

Sie brachte regelmäßig ihre Flugblätter in die Fabrik und sah das als ihre Pflicht an. Die Spitzel gewöhnten sich schließlich daran, sie immer zu sehen. Ein paarmal hatte man sie durchsucht, aber stets erst am Tage nachdem die Blätter in die Fabrik gelangt waren. Wenn sie nichts bei sich hatte, wußte sie den Argwohn der Spitzel und Wächter zu erregen, sie nahmen sie fest und untersuchten sie gründlich; dann stellte sie sich beleidigt, stritt mit ihnen herum und ging, nachdem sie sie blamiert, stolz über ihre Geschicklichkeit, von dannen. Dieses Spiel machte ihr Spaß.

Wessowtschikow wurde in der Fabrik nicht wieder angenommen, er fand Arbeit bei einem Holzhändler und fuhr mit Balken, Brettern und Brennholz durch die Vorstadt. Die Mutter sah ihn fast täglich: seine beiden Rappen schritten, die vor Anstrengung zitternden Beine steil aufstemmend, langsam vorwärts; sie waren beide alt und knochig, ihre Köpfe nickten müde und trübselig, die verloschenen Augen blinzelten gequält. Sie zogen einen wackelnden, langen nassen Balken oder einen Haufen Bretter hinter sich her, deren Enden laut klapperten, und daneben schritt Nikolai mit schlaffen Zügeln, zerlumpt und schmutzig, in schweren Stiefeln, die Mütze im Nacken, plump wie ein aus der Erde gegrabener Baumstumpf. Er wiegt den Kopf hin und her, und schaut sich vor die Füße. Seine Pferde rennen blindlings auf entgegenkommende Wagen und Menschen los; um ihn herum summen wie ein Hummelschwarm zornige Schimpfworte, und lautes

Geschrei fährt durch die Luft. Er erhebt nicht den Kopf, gibt keine Antwort, pfeift scharf und durchdringend und brummt den Pferden zu:

„Nu, brr!“

Jedesmal, wenn die Genossen bei Andrej zusammenkamen, um eine ausländische Zeitung oder eine Broschüre zu lesen, kam auch Nikolai, setzte sich in eine Ecke und hörte schweigend ein, zwei Stunden zu. Wenn die Lektüre beendet war, disputierte die Jugend lange; Wessowtschikow aber nahm an den Wortgefechten nicht teil. Er blieb am längsten, und wenn er Andrej allein gegenüber saß, legte er ihm die mürrische Frage vor:

„Und wer hat die meiste Schuld?“

„Ja, siehst du, die Schuld hat derjenige, der zuerst gesagt hat: Das gehört mir! Dieser Mensch ist schon vor einigen tausend Jahren gestorben, und es hat weiter keinen Zweck, ihm böse zu sein!“ erwiderte der Kleinrusse scherzend, aber seine Augen blickten unruhig drein.

„Aber die Reichen? Und die für sie eintreten?“

Der Kleinrusse griff sich an den Kopf, zog an seinem Schnurrbart und sprach lange und schlicht über das Leben und die Menschen. Bei ihm war aber immer das Ergebnis, daß alle ohne Ausnahme die Schuld trügen, und das befriedigte Nikolai nicht. Die dicken Lippen dicht zusammenpressend, schüttelte er ablehnend den Kopf, erklärte mißtrauisch, das sei nicht richtig und ging dann unzufrieden und finster fort.

Eines Tages sagte er:

„Nein, irgend jemand muß die Schuld haben . . . und die Leute sind hier! Ich sage dir — wir müssen unser ganzes Leben wie ein Feld voll Unkraut durchpflügen . . . ohne Gnade!“

„So hat eines Tages der Listenführer Issai von euch gesprochen!“ mischte sich die Mutter ein.

„Issai?“ fragte Wessowtschikow nach kurzem Schweigen.

„Ja, er ist ein böser Mensch! Er schnüffelt überall herum, fragt die Leute aus, läuft jetzt auch in unserer Straße herum und guckt zum Fenster herein.“

„Guckt zum Fenster herein?“ wiederholte Nikolai.

Die Mutter lag schon im Bett und konnte sein Gesicht nicht sehen. Aber sie begriff, daß sie zu viel gesagt hatte, denn der Kleinrusse begann sofort einzulenken:

„Laß ihn doch gehen und gucken! Er hat viel freie Zeit, da geht er eben spazieren . . .“

„Nein, wart mal!“ sagte Nikolai dumpf. „Er hat schuld!“

„Woran?“ fragte der Kleinrusse schnell. „Daß er dumm ist?“

Wessowtschikow gab ihm keine Antwort und ging fort.

Der Kleinrusse schritt langsam und müde im Zimmer auf und ab, mit seinen dünnen Spinnenbeinen leise schorrend. Die Stiefel hatte er wie immer ausgezogen, um keinen Lärm zu machen und die Wlassowa nicht zu stören. Aber sie schlief nicht, und als Nikolai fort war, sagte sie unruhig:

„Ich habe Angst vor ihm!“

„Ja—a!“ erwiderte der Kleinrusse gedehnt. „Ein aufgeregter Junge. Sie sollten nicht mit ihm über Issai reden, Mütterlein . . . Der spioniert tatsächlich!“

„Was Wunder! Sein Gevatter ist ja Gendarm!“ bemerkte die Mutter.

„Ich fürchte, Nikolai prügelt ihn noch mal durch“, gab der Kleinrusse seiner Befürchtung Ausdruck. „Da

sehen Sie, welche Gefühle die Herren Kommandanten unseres Lebens in den unteren Chargen großgezogen haben. Wenn Menschen wie Nikolai das erlittene Unrecht einmal empfinden und ihre Geduld reißt, was kommt dabei heraus? Blut spritzt gen Himmel, und die Erde schäumt davon wie Seife.“

„Das ist entsetzlich, Andrej!“ rief die Mutter leise.

„Wer Fliegen verschluckt, muß sich erbrechen!“ sagte Andrej nach kurzem Schweigen. „Und dennoch, Mütterlein, ist jeder Tropfen von ihrem Blut in Meeren von Volkstränen im voraus abgewaschen . . .“

Er lachte plötzlich leise und setzte hinzu:

„Richtig . . . aber nicht tröstlich.“

XXII

Als eines Feiertages die Mutter vom Kaufmann kam, die Tür öffnete und auf die Schwelle trat, wurde sie plötzlich von Freude wie von warmem Sommerregen überströmt — im Zimmer erklang Pawels entschlossene Stimme.

„Da ist sie!“ rief der Kleinrusse.

Die Mutter sah, wie Pawel sich schnell umwandte, und daß in seinem Gesicht ein verheißungsvolles Gefühl zum Vorschein kam.

„Da bist du nun . . . wieder zu Hause . . .“ murmelte sie ganz verwirrt von der Überraschung und setzte sich nieder.

Bleich beugte er sich zu ihr herab, in seinen Augenwinkeln schimmerten ein paar helle, kleine Tränen, und seine Lippen zitterten. Er schwieg einen Augenblick, und die Mutter blickte ihn ebenfalls schweigend an.

Der Kleinrusse ging leise pfeifend mit gesenktem Kopf an ihnen vorüber und trat auf den Hof.

„Ich danke dir, Mama!“ begann Pawel mit tiefer Stimme und drückte ihre Hand mit seinen zitternden Fingern. „Ich danke dir, Liebe!“

Von dem Gesichtsausdruck und der Stimme ihres Sohnes freudig erschüttert, streichelte sie seinen Kopf, unterdrückte ihr heftiges Herzklopfen und sagte leise:

„Christus sei mit dir! . . . Weshalb?“

„Ich danke dir dafür, daß du uns bei unserm großen Werk behilflich bist!“ sagte er. „Wenn jemand eine Mutter sein eigen nennt, die ihm auch geistig nahe steht — so ist das ein seltenes Glück!“

Sie sog seine Worte schweigend und begierig ein und schwelgte im Anblick ihres Sohnes, der so strahlend und ihrem Herzen so nahe vor ihr stand.

„Ich habe gesehen, Mama, daß vieles dich kränkt, deine Seele schmerzt. Ich dachte, du würdest dich niemals mit uns aussöhnen, unsere Gedanken nie als deine eigenen annehmen, sondern nur schweigend dulden, wie du dein ganzes Leben lang getan hast. Das war schwer!“

„Andrjuscha hat mich viel verstehen gelehrt!“ flocht sie ein.

„Er hat mir von dir erzählt!“ sagte Pawel lächelnd.

„Jegor auch. Er ist mein Landsmann. Andrjuscha wollte mich sogar Lesen lehren.“

„Aber du geniertest dich und hast heimlich gelernt?“

„Hat er zugesehen?“ rief die Mutter verlegen. Verwirrt durch die übermäßige Freude, die ihr die Brust erfüllte, schlug sie vor:

„Du solltest ihn doch rufen! Er ist absichtlich fortgegangen, um uns nicht zu stören. Er hat keine Mutter.“

„Andrej!“ rief Pawel und öffnete die Flurtür, „wo bist du?“

„Hier. Ich will Holz spalten . . .“

„Komm her!“

„Ich komme schon.“

Er kam nicht gleich, und als er in die Küche trat, bemerkte er ganz alltäglich:

„Wir müssen Nikolai sagen, daß er Holz bringt, es ist nicht mehr viel da. Sehen Sie, Mütterlein, wie gut es Pawel geht? Anstatt zu strafen, füttert die Behörde nur die Rebellen auf.“

Die Mutter lachte, ihr Herz erstarb noch vor süßer Freude, sie war wie berauscht, aber schon rief ein vorsichtiges Gefühl in ihr den Wunsch wach, ihren Sohn ruhig, wie immer, zu sehen. In ihrer Seele war zu viel Schönes, und sie wünschte, die erste große Freude ihres Lebens möge gleich und für immer so stark und lebhaft, wie sie gekommen, in ihrem Herzen wohnen bleiben. Und aus Furcht, ihr Glück zu mindern, deckte sie es schnell zu, wie ein Vogelfänger einen zufällig gefangenen seltenen Vogel.

„Wir wollen essen! . . . Pascha, du hast doch noch nicht gegessen?“ meinte sie geschäftig.

„Nein. Ich habe gestern vom Aufseher erfahren, daß ich entlassen sei, und heute konnte ich weder essen noch trinken . . .“

„Der erste, der mir hier begegnete, war der alte Ssisow“, erzählte Pawel. „Als er mich sah, kam er über die Straße und begrüßte mich. Ich sagte ihm, er solle jetzt vorsichtig mit mir sein, ich sei ein gefährlicher Mensch und stände unter Polizeiaufsicht. Das macht nichts, sagte er. Und weißt du, wie er sich nach seinem Neffen erkundigte? Hat

Fedor sich gut geführt? fragte er. Was heißt, sich gut im Gefängnis führen? Nun, meinte er, hat er auch bei der Aussage über seine Kameraden nicht geschwätzt? Und als ich erwiderte, Fedor sei ein braver, guter Junge, da strich er den Bart und erklärte stolz: Wir Ssisows haben keine schlechten Glieder in unserer Familie . . .“

„Der Alte hat einen klugen Kopf!“ nickte der Kleinrusse. „Wir plaudern oft miteinander, er ist ein guter Kerl. Wird Fedor bald entlassen?“

„Ich denke, sie werden alle entlassen! Man hat ja nichts, außer Issais Angaben, und was konnte der aussagen?“

Die Mutter ging hin und her und blickte ihren Sohn an. Andrej stand, die Hände auf den Rücken gelegt, am Fenster und hörte seiner Erzählung zu. Pawel ging im Zimmer auf und ab. Er trug jetzt einen Bart: kleine, feine, dunkle Haarringe ringelten sich auf den Wangen und dämpften die braune Gesichtsfarbe.

„Setzt euch!“ schlug die Mutter vor, und stellte das Essen auf den Tisch.

Beim Essen erzählte Andrej von Rybin, und als er geendet hatte, rief Pawel bedauernd:

„Wäre ich zu Hause gewesen, ich hätte ihn nicht so fortgelassen! Was hat er nun mitgenommen? Inneren Aufruhr und Wirrwarr im Kopf.“

„Nun!“ meinte der Kleinrusse lächelnd, „wenn jemand vierzig Jahre alt ist und so lange mit den Bären in seinem Innern gekämpft hat, wird man ihn schwerlich noch ändern.“

Und es begann eines von jenen Wortgefechten, bei denen die Beteiligten der Mutter gegenüber unverständliche Worte gebrauchten. Das Mittagessen war zu Ende, aber sie überschütteten sich noch immer eifrig mit einem prasselnden

Hagel von dunkeln Worten. Bisweilen wurde jedoch ganz einfach gesprochen.

„Wir müssen unseren Weg gehen und dürfen keinen Schritt von ihm abweichen!“ erklärte Pawel fest entschlossen.

„Und treffen unterwegs Millionen, die uns als Feinde entgegentreten!“ erwiderte der Kleinrusse.

Die Mutter hörte dem Wortgefecht zu und begriff, daß Pawel die Bauern nicht liebte, der Kleinrusse aber für sie eintrat und auseinandersetzte, man müsse auch die Bauern eines Besseren belehren. Sie verstand Andrej besser und er schien ihr im Recht zu sein, aber jedesmal, wenn Pawel etwas sagte, wartete sie ängstlich auf die Antwort ihres Sohnes, um möglichst schnell zu sehen, ob der Kleinrusse ihn auch nicht beleidigt habe. Aber sie schrien sich gegenseitig an, ohne etwas übelzunehmen.

Ab und zu fragte die Mutter ihren Sohn:

„Ist das wirklich so, Pascha?“

Und er antwortete lächelnd:

„Ja.“

„Sie, Herr“, sagte der Kleinrusse mit freundlicher Bosheit: „Sie haben reichlich gegessen, aber schlecht gekaut, da ist Ihnen ein Bissen im Halse steckengeblieben. Sie sollten sich den Rachen einmal ausputzen!“

„Mach keinen Unsinn!“ riet ihm Pawel.

„Ich bin ja ernst wie beim Totenamt . . .“

Die Mutter schüttelte lächelnd den Kopf.

XXIII

Der Frühling kam näher, der Schnee schmolz und der unter ihm verborgene Schmutz und Ruß wurde sichtbar. Jeden Tag flog einem mehr Schmutz in die Augen, und

die ganze Vorstadt sah zerlumpt und ungewaschen aus. Tagsüber taute es von den Dächern, und die grauen Hauswände dampften matt und schwitzten, nachts aber erglänzten überall weißliche Eiszapfen. Immer häufiger erschien die Sonne am Himmel und die Bäche, die in den Sumpf rannen, fingen entschlossen an zu rauschen.

Man rüstete zur Feier des ersten Mai.

In der Fabrik und in der Vorstadt erschienen Flugblätter, die die Bedeutung dieses Feiertages erklärten, und auch die von der Propaganda noch unberührte Jugend las sie und meinte:

„Das müssen wir machen!“

Wessowtschikow rief mit verdrießlichem Lachen:

„Es ist Zeit! Wir haben lange genug Versteck gespielt!“

Fedja Masin war hoch vergnügt. Er war stark abgemagert und glich mit seinen unruhigen Bewegungen und Reden einer Lerche im Käfig. Ihn begleitete stets der schweigsame und über sein Alter ernste Jakob Ssomow, der jetzt in der Stadt arbeitete. Samoilow, der im Gefängnis noch röter geworden war, Wassili Gussew, Bukin, Dragunow und noch einige erklärten es für notwendig, Waffen mitzunehmen; Pawel, der Kleinrusse, Ssomow und andere stritten dagegen.

Von Zeit zu Zeit erschien Jegor, stets müde, schwitzend und keuchend, und scherzte:

„Es ist etwas Großes um eine Veränderung der bestehenden Ordnung, Genossen. Damit dieses Werk aber glücklich vonstatten geht, muß ich mir ein Paar neue Stiefel kaufen.“ Gleichzeitig deutete er auf seine schmutzigen und zerrissenen Stiefel. „Meine Galoschen sind ebenfalls unheilbar zerrissen, und nun hole ich mir jeden Tag nasse Füße. Ich will nicht eher in die Grube fahren, als bis wir uns ganz

klar und offen von der alten Welt losgesagt haben, und deswegen verwerfe ich den Vorschlag des Genossen Samoilow bezüglich eines bewaffneten Umzuges und schlage vor, mich mit heilen Stiefeln zu bewaffnen, denn ich bin fest davon überzeugt, daß das für den Triumph des Sozialismus weit nützlicher ist als eine allgemeine Keilerei!...“

In derselben gezierten Redeweise erzählte er den Arbeitern Geschichten davon, wie das Volk in den verschiedenen Ländern versucht hätte, sein Leben leichter zu gestalten. Die Mutter hörte ihn gern an, und sie gewann aus seinen Reden einen sonderbaren Eindruck. Die allerschlimmsten Feinde des Volkes, die es am niederträchtigsten und häufigsten betrogen, waren kleine, gewissenlose, habgierige, schlaue und grausame Männchen mit dicken Bäuchen und roten Gesichtern. Wenn ihnen das Leben unter der Herrschaft der Zaren schwer wurde, hetzten sie die Volksmassen gegen die Zarenmacht, wenn aber das Volk sich erhob und dem König die Macht entwand, rissen diese Leute durch Betrug die Macht an sich und jagten das Volk in seine elenden Hütten; wenn es aber mit ihnen selbst kämpfte, brachten sie die Menschen zu Hunderten und Tausenden um.

Eines Tages faßte sie sich ein Herz und beschrieb ihm dieses Bild, das er durch seine Reden hervorgerufen hatte, und fragte verlegen lächelnd:

„Ist das wirklich so, Jegor Iwanowitsch?“

Er lachte laut auf, rollte die Augen, rang nach Atem und rieb die Brust mit beiden Händen.

„Es ist wahrhaftig so, Mama! Sie haben den Stier der Geschichte bei den Hörnern gepackt. Auf diesem gelblichen Grunde haben Sie einige Ornamente und Verzierungen hinzugefügt, aber die ändern die Sache nicht! Tat-

sächlich sind solche Dickbäuche die Hauptverführer und giftigen Insekten, die das Volk auffressen. Die Franzosen nennen sie bezeichnend Bourgeois. Behalten Sie das im Kopf, liebe Mama, „Bourgeois“. Die fressen uns auf und saugen uns aus.“

„Das heißt die Reichen?“ sagte die Mutter.

„Stimmt! darin liegt das Unglück. Wenn man einem Kinde etwas Kupfer in das Essen tut, so wird das Wachstum der Knochen aufgehalten und es wird ein Zwerg; und wenn man jemanden von Klein auf mit Gold vergiftet, so wird seine Seele winzig, schlaff und grau, gerade wie ein Gummiball zu fünf Kopeken . . .“

Eines Tages sagte Pawel über Jeger:

„Weißt du, Andrej, am meisten Späße machen doch die Leute, denen beständig das Herz wehtut.“

Der Kleinrusse schwieg, kniff die Augen zu und bemerkte:

„Wenn du recht hättest, so müßte ganz Rußland sich totlachen.“

Auch Natascha kam wieder. Sie hatte ebenfalls im Gefängnis gesessen, in einer andern Stadt. Aber das hatte sie nicht verändert. Die Mutter bemerkte, daß der Kleinrusse in ihrer Gegenwart lustiger wurde, mit Scherzen um sich warf, alle mit seiner freundlichen Bosheit neckte und Natascha zu fröhlichem Lachen brachte. Wenn sie aber ging, begann er seine traurigen, endlosen Lieder zu pfeifen und schritt lange, verdrießlich mit den Füßen schorrend, im Zimmer auf und ab.

Oft kam auch Sascha, stets finster, stets geschäftig und noch eckiger und herber.

Als Pawel sie einmal in den Flur hinausbegleitete und die Tür hinter sich nicht geschlossen hatte, hörte die Mutter folgende schnelle Unterhaltung:

„Sie tragen also die Fahne?“ fragte das Mädchen.

„Ja.“

„Ist das bestimmt?“

„Ja. Es ist mein Recht.“

„Wollen Sie denn wieder ins Gefängnis?“

Pawel schwieg.

„Könnten Sie das nicht . . .“ begann sie stockend.

„Was?“ fragte Pawel.

„Einem andern überlassen?“

„Nein!“ sagte er laut.

„Überlegen Sie doch; Sie haben so viel Einfluß. Alle schätzen Sie so hoch. Sie und Nachodka sind die Ersten hier. Was können Sie alles tun, wenn Sie frei bleiben! Überlegen Sie es sich! Sie werden dafür verschickt werden, weit fort, auf lange!“

Es war der Mutter als wenn in der Stimme des Mädchens bekannte Gefühle — Wehmut und Angst, mit- sprächen. Und Saschas Worte fielen wie große Tropfen Eiswasser auf ihr Herz.

„Nein, ich bin fest entschlossen!“ sagte Pawel. „Ich werde um keinen Preis darauf verzichten.“

„Auch nicht, wenn ich Sie bitte?“

Pawel begann plötzlich schnell und streng:

„Sie dürfen nicht so reden, was soll das? Sie dürfen nicht!“

„Ich bin aber doch Mensch,“ sagte sie leise.

„Sie sind ein guter Mensch!“ erwiderte Pawel ebenfalls leise, aber in einem besonderen Ton, als wenn ihm das Atmen schwer fiele. „Sie sind mir teuer! Und deshalb, deshalb dürfen Sie nicht so reden!“

„Leb wohl!“ sagte das junge Mädchen.

Am Geräusch ihrer Schritte hörte die Mutter, daß sie schnell ging, fast lief. Pawel trat hinter ihr auf den Hof.

Schwere, bedrückende Angst legte sich auf die Brust der Mutter. Sie hatte nicht verstanden, worüber gesprochen wurde, fühlte aber, daß Trübsal ihrer warte.

„Was will er tun?“

Pawel kam mit Andrej zurück, und der Kleinrusse sagte kopfschüttelnd:

„Ach, dieser Issaika; was soll man nur mit dem anfangen?“

„Man müßte ihm raten, sein Treiben aufzugeben!“ antwortete Pawel finster.

„Pascha, was willst du tun?“ fragte die Mutter, den Kopf senkend.

„Wann? Jetzt?“

„Am ersten . . . am ersten Mai?“

„Aha!“ rief Pawel gedämpft. „Ich trage unsere Fahne, schreite mit ihr an der Spitze des Zuges. Dafür wird man mich wahrscheinlich wieder ins Gefängnis stecken.“

Die Augen der Mutter brannten und sie spürte eine unangenehme Trockenheit im Munde. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie.

„Ich muß das tun, versteh doch!“

„Ich sage ja nichts!“ erwiderte sie, langsam den Kopf erhebend. Und als ihre Augen dem trotzigem Glanz seiner Augen begegneten, beugte sie wieder den Nacken.

Er ließ ihre Hand fahren, seufzte und sagte vorwurfsvoll:

„Du solltest nicht traurig sein, sondern dich freuen. Wann wird es Mütter geben, die ihre Kinder sogar freudig in den Tod schicken!“

„Hopp, hopp!“ brummte der Kleinrusse. „Nicht zu stürmisch.“

„Ich sage ja nichts,“ wiederholte die Mutter. „Ich hin-

dere dich ja nicht. Aber wenn mir leid um dich ist, ist das von einer Mutter doch zu verstehen . . .“

Er trat fort und sie hörte die harten, scharfen Worte: „Es gibt auch eine Liebe, die dem Menschen das Leben schwer macht.“

Zitternd vor Angst, er könne mit weiteren Worten ihr Herz noch mehr zurückstoßen, sagte sie rasch:

„Hör auf, Pawel! Ich verstehe. Du kannst nicht anders, der Genossen wegen.“

„Nein“, sagte er. „Ich tue das meinetwegen.“

In der Tür stand Andrej; er war größer als diese, und als er jetzt in ihr wie in einem Rahmen stand, hielt er die Knie komisch eingebogen und stützte sich mit einer Schulter an den Türpfosten, während er die andere samt Hals und Kopf nach vorn vorgebeugt hielt.

„Sie sollten doch mit dem Geschwätz aufhören, Herr!“ sagte er mürrisch und richtete seine vorstehenden Augen auf Pawels Gesicht. Er sah aus wie eine Eidechse in einer Felsspalte.

Die Mutter war dem Weinen nahe. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn ihre Tränen sähe und murmelte plötzlich:

„Ach Gott, ich habe ganz vergessen . . .“

Und ging in den Flur. Dort steckte sie ihren Kopf in eine Ecke, ließ den Tränen ihres Leides freien Lauf und weinte still, lautlos, und es kam Schwäche über sie, als ob mit den Tränen ihr Herzblut hinströmte.

Durch die halb geöffnete Tür aber drang dumpfer Streit zu ihr.

„Es macht dir wohl Vergnügen, sie zu quälen?“ fragte der Kleinrusse.

„Du hast kein Recht, so zu reden!“ rief Pawel.

„Ich wäre ein netter Genosse, wenn ich zu deinen dummen Bocksprüngen einfach schwiege! Warum hast du das gesagt? Weißt du das?“

„Man muß immer ein festes Ja oder Nein sagen.“

„Das sagst du der Mutter?“

„Allen! Ich will keine Liebe und Freundschaft, die sich mir an die Füße hängt, mich aufhält.“

„Putz dir die Nase, du Held! Putz sie und geh hin und sage das Saschenka. Der solltest du das sagen.“

„Das habe ich getan!“

„So? Das ist ja Schwindel! Mit ihr hast du freundlich und zärtlich gesprochen. Ich habe das nicht gehört, aber ich weiß es! Vor der Mutter spielst du den Helden. Laß dir gesagt sein, Ziegenbock — dein Heldentum ist keinen Groschen wert!“

Die Wlassowa wischte schnell die Tränen von ihren Wangen. Sie erschrak darüber, wie hart der Kleinrusse gegen Pawel war, öffnete rasch die Tür, trat, am ganzen Leibe zitternd, voll Leid und Furcht in die Küche und sagte laut:

„Oh . . . ist das kalt! Und das soll Frühling sein!“

Sie bemühte sich, die gedämpften Stimmen im Zimmer zu übertönen, kramte mit den verschiedensten Gegenständen in der Küche herum und fuhr lauter fort:

„Alles hat sich verändert, die Menschen sind hitziger geworden, das Wetter kälter. Früher war es um diese Zeit warm, der Himmel heiter, und die Sonne schien.“

Im Zimmer herrschte Schweigen. Sie blieb mitten in der Küche stehen und wartete.

„Hast du gehört?“ ertönte die leise Frage des Kleinrussen. „Du mußt das begreifen, zum Teufel! Die da ist viel reicher als du.“

„Wollt ihr Tee?“ fragte sie mit zitternder Stimme und rief dann, ohne eine Antwort abzuwarten, um dieses Zittern zu bemänteln:

„Wie mich friert!“

Pawel trat langsam zu ihr. Er sah ihr prüfend ins Gesicht, mit einem schuldbewußten Lächeln auf den Lippen:

„Verzeih mir, Mutter“, sagte er leise. „Ich bin noch ein dummer Junge, ein Schafskopf . . .“

„Rühr mich nicht an!“ rief sie traurig und preßte seinen Kopf gegen ihre Brust. „Sprich nicht! Gott sei mit dir. Dein Leben ist dein Werk! Aber mein Herz laß in Ruhe! Wie könnte eine Mutter wohl nicht mitempfinden? Das ist unmöglich! Um alle ist mir leid, alle seid ihr mir ans Herz gewachsen, alle achte ich euch! Wer fühlt denn außer mir für euch? Du gehst deinen Weg, dir folgen andere. Sie lassen alles im Stich, ziehen dahin, Pascha!“

In ihrer Brust regte sich ein großer, heißer Gedanke, der ihr Herz mit einem trüben Gefühl weher Freude erfüllte. Aber sie fand keine Worte, bewegte in ihrer stummen Qual nur die Hand und blickte in das Gesicht ihres Sohnes, und in ihren Augen brannte hell heftiger Schmerz.

„Gut, Mama! verzeih . . . Ich sehe es ja ein!“ murmelte er. Er senkte den Kopf, blickte sie flüchtig an und setzte hinzu, indem er sich verlegen aber erfreut abwandte:

„Das werde ich nie vergessen . . . auf mein Wort!“

Sie schob ihn von sich, blickte ins Zimmer und meinte freundlich bittend:

„Andrjuscha, schreien Sie ihn doch nicht so an! Sie sind ja der Ältere . . .“

Der Kleinrusse stand mit dem Rücken gegen sie und brach in ein komisch albernes Gebrüll aus:

„Uh — uh — uh! Nun gerade werde ich ihn anschreien!
Und hauen werde ich ihn!“

Sie schritt langsam auf ihn zu, streckte die Hand aus und sagte:

„Ach, Sie lieber Mensch . . .“

Der Kleinrusse wandte sich ab, senkte den Kopf wie ein Stier und ging mit den Händen auf dem Rücken an ihr vorüber in die Küche. Von dort erklang eine finstere, spöttische Stimme:

„Geh weg, Pawel, daß ich dir den Kopf nicht abbeiße! Ich mache Scherz, Mütterlein, glauben Sie das nicht! Ich mache jetzt den Samowar zurecht. Ja! Die Kohlen sind aber naß! Zum Teufel damit!“

Er verstummte. Als die Mutter in die Küche kam, saß er auf dem Fußboden und blies den Samowar an. Ohne sie anzublicken, begann er wieder:

„Haben Sie keine Angst, ich rühre ihn nicht an! Ich bin weich, wie eine gekochte Rübe und dann . . . liebe ich ihn . . . Du, Held, brauchst das nicht zu hören! Aber seine Weste kann ich nicht leiden. Er hat sich eine neue Weste angezogen, die ihm sehr gefällt, und nun läuft er herum, streckt den Bauch heraus und stößt alle an: Seht mal meine schöne Weste! Sie ist sehr hübsch, aber warum muß man die Leute anstoßen? Es ist so schon eng genug in der Welt.“

Pawel fragte lachend:

„Wirst du noch lange knurren? Du hast mir schon genug zugesetzt und könntest jetzt aufhören.“

Der Kleinrusse saß auf dem Fußboden, streckte beide Füße neben dem Samowar aus und sah ihn an. Die Mutter stand an der Tür und hatte den trüben Blick freundlich auf Andrejs runden Nacken und seinen langen gebogenen

Hals geheftet. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, stützte sich mit den Händen auf den Fußboden, blickte die Mutter und den Sohn mit etwas geröteten Augen an und sagte halblaut mit einem Augenzwinkern:

„Ihr seid gute Menschen . . . Ja!“

Pawel beugte sich nieder und ergriff seine Hand.

„Zerr mich nicht!“ rief der Kleinrusse dumpf. „Du wirfst mich um . . .“

„Was schämt ihr euch?“ sagte die Mutter trüben Sinnes. „Küßt euch doch, umarmt euch kräftig!“

„Willst du?“ fragte Pawel.

„Meinetwegen“, erwiderte der Kleinrusse und erhob sich.

Sie umarmten sich schweigend einen Augenblick, zwei Körper und eine Seele, die heiß brannte und sie im Gefühl der Freundschaft erwärmte.

Über das Gesicht der Mutter flossen erleichternde Tränen. Sie trocknete sie und sagte verlegen:

„Weiber weinen gern: sie weinen vor Kummer und sie weinen vor Freude.“

Der Kleinrusse stieß Pawel sanft zurück, wischte sich ebenfalls die Augen mit den Fingern und sagte:

„Nun ist's genug! Die Kälber haben genug geschäkert, jetzt sollen sie einen Braten abgeben . . . Die verfluchten Kohlen! Ich habe geblasen und geblasen und habe mir die ganzen Augen verklebt.“

Pawel setzte sich mit gesenktem Kopf ans Fenster und sagte leise:

„Solcher Tränen braucht man sich nicht zu schämen.“

Die Mutter trat zu ihm und setzte sich neben ihn. Ein Gefühl der Zuversicht strömte warm und weich durch ihr Herz. Ihr war wehmütig, aber angenehm und ruhig zumute.

„Ich räume das Geschirr fort . . . Bleiben Sie ruhig sitzen, Mütterlein“, sagte der Kleinrusse und ging ins Zimmer. „Ruhen Sie sich aus, wir haben Sie genügend gequält . . .“

Und im Zimmer ertönte seine singende Stimme:

„Wir haben soeben prächtig das Leben in uns gespürt, echtes, menschliches Leben!“

„Ja!“ sagte Pawel, die Mutter anblickend.

„Es ist alles anders geworden!“ erwiderte sie. „Anderer Kummer, andere Freude.“

„So muß es auch sein!“ sagte der Kleinrusse. „Denn es wächst ein neues Herz, Mütterlein, ein neues Herz wächst im Leben. Und da kommt jemand, erleuchtet das Leben mit der Flamme der Vernunft und ruft: Menschen aller Länder, vereinigt euch zu einer Familie! Und auf seinen Ruf fügen sich alle Herzen mit ihren gesunden Teilen zu einem einzigen großen, starken Herzen zusammen, volltönend wie eine große Silberglocke.“

Die Mutter preßte die Lippen dicht zusammen, damit sie nicht zitterten, und schloß fest die Augen, damit sie nicht weinten.

Pawel erhob die Hand, um etwas zu sagen, aber die Mutter faßte seine andere Hand, zog sie nieder und flüsterte:

„Unterbrich ihn nicht . . .“

„Wißt ihr?“ sagte der Kleinrusse in der Tür. „Den Menschen steht noch viel Jammer bevor, noch viel Blut wird man aus ihnen herauspressen . . . Aber all mein Jammer und all mein Blut sind nur noch ein geringer Preis für das, was schon in meiner Brust, in meinem Gehirn ruht! Ich bin schon reich wie ein Stern mit seinen Strahlen.“

„Ich werde alles ertragen, alles erdulden, weil Freude in mir wohnt, die niemand und nichts töten kann! In dieser Freude liegt meine Kraft!“

Sie saßen bis Mitternacht beim Tee am Tisch und tauschten zu Herzen gehende Worte über das Leben, über die Menschen und über die Zukunft.

Und wenn ein Gedanke ihr klar war, nahm die Mutter mit einem Seufzer etwas aus ihrer Vergangenheit heraus, etwas Schweres und Rohes, und mit diesem Stein von ihrem Herzen führte sie dem Gedanken neue Kraft zu.

Im warmen Strom der Unterhaltung schmolz ihre Furcht dahin. Sie fühlte sich jetzt gerade wie an jenem Tage, als ihr Vater in rauhem Ton zu ihr gesagt hatte:

„Was soll das Maulen! Da hat sich ein Narr gefunden, der dich heiraten will — also heirate! Alle Mädchen heiraten, alle Weiber kriegen Kinder, alle Kinder machen ihren Eltern Kummer! Bist du etwa etwas Besseres als ein Mensch?“

Nach diesen Worten sah sie den Weg vor sich, den sie gehen mußte, und der sich einsam durch dunkle, öde Gegend hinzog. Und der Zwang, diesen Weg gehen zu müssen, erfüllte ihr Inneres mit blinder Ruhe. So war es auch jetzt. Da sie aber das Herannahen neuen Kummers fühlte, rief sie innerlich jemand zu:

„Da habt ihr, nehmet hin!“

Das linderte den leisen Schmerz ihres Herzens, der wie eine gespannte Saite in ihrer Brust zitternd klang.

Und in der Tiefe ihrer Seele, die der Kummer der Erwartung durchwogte, lebte eine warme Hoffnung, daß man ihr nicht alles nehmen, nicht alles entreißen würde. Etwas würde übrigbleiben.

Früh am Morgen, als Pawel und Andrej fort waren, klopfte die Korssunowa unruhig ans Fenster und rief eilig:

„Issai haben sie totgeschlagen! Komm, wir wollen hingehen!“

Die Mutter fuhr zusammen, wie ein Blitz fuhr ihr der Name des Mörders durch den Kopf.

„Wer war es?“ fragte sie kurz und warf einen Schal um die Schultern.

„Er hat sich nicht neben Issai hingesetzt, er hat ihn kalt gemacht und ist verschwunden!“ erwiderte Marja.

Auf der Straße sagte sie:

„Jetzt werden sie wieder anfangen, herumzuschnüffeln, den Schuldigen zu suchen. Gut, daß die Deinen nachts zu Hause waren — ich kann es bezeugen. Ich kam nach Mitternacht vorbei, guckte bei dir zum Fenster hinein, da saßet ihr alle am Tisch.“

„Was denn, Marja? Könnte denn jemand auf sie Verdacht haben?“ rief die Mutter erschreckt.

„Wer hat ihn denn getötet? Doch sicher einer von euren Leuten!“ meinte die Korssunowa überzeugt. „Alle Welt weiß, daß er sie bespitzelte.“

Die Mutter blieb schwer atmend stehen und legte die Hand auf die Brust.

„Was hast du? Hab keine Angst! . . . Dem ist ganz recht geschehen! Laß uns schneller gehen, sonst schaffen sie ihn fort!“

Ein schwerer Verdacht schüttelte die Mutter: — Wesowschikow?!

„Soweit ist es also gekommen!“ dachte sie dumpf.

Unweit der Fabrikmauer, an einer Stelle, wo kürzlich ein Haus niedergebrannt war, stand eine Volksmenge, die auf verkohlten Überresten und staubender Asche herumtrat, und summte wie ein Hummelschwarm. Viele Frauen, noch mehr Kinder, Krämer, Kellner, Polizisten und der Gendarm Petlin, ein großer Alter mit dichtem Silberbart und Medaillen auf der Brust.

Issai lag halb auf dem Boden, mit dem Rücken gegen die angebrannten Balken und dem entblößten Kopf auf der rechten Schulter. Seine rechte Hand stak in der Hosentasche, die Finger der linken Hand hatte er in den lockeren Erdboden gekrallt.

Die Mutter blickte in sein Gesicht: ein Auge war starr auf die Mütze gerichtet, die zwischen den ausgebreiteten Beinen lag, der Mund war wie erstaunt halb geöffnet, sein rötlicher Bart ragte zur Seite. Sein magerer Körper mit dem spitzen Kopf und dem knochigen, finnenbesäten Gesicht war, vom Tode zusammengezogen, noch kleiner geworden. Die Mutter bekreuzigte sich und seufzte. Im Leben war er ihr widerwärtig gewesen, aber jetzt erweckte er stilles Mitleid in ihr.

„Es ist kein Blut zu sehen!“ bemerkte jemand halblaut. „Anscheinend ist er mit der Faust erschlagen worden.“

Eine gehässige Stimme rief laut:

„Jetzt ist dem Angeber das Maul gestopft!“

Der Gendarm fuhr auf, schob die Frauen zurück und fragte drohend:

„Wer hat da etwas zu bemerken?“

Die Menschen wichen vor seinen Püffen. Einige liefen schnell fort. Einer brach in schadenfrohes Gelächter aus.

Die Mutter ging nach Hause.

„Niemand bedauert ihn!“ dachte sie.

Vor ihr aber stand wie ein Schatten die breite Gestalt Nikolais, seine schmalen Augen blickten kalt und grausam und seine rechte Hand schlenkerte, als sei sie verletzt. . .

Als ihr Sohn und Andrej zum Mittagessen kamen, fragte sie zu allererst:

„Nun, wie ist es? Ist niemand wegen Issai verhaftet worden?“

„Wir haben nichts gehört!“ erwiderte der Kleinrusse.

Sie sah, daß beide niedergedrückt waren.

„Wird nicht von Nikolai gesprochen?“ erkundigte sich die Mutter leise.

Die strengen Augen ihres Sohnes hefteten sich auf ihr Gesicht; er sagte eindringlich:

„Von ihm wird nicht gesprochen. An ihn denkt schwerlich jemand. Er ist gar nicht da. Er ist gestern mittag auf den Fluß gegangen und noch nicht zurück. Ich habe nach ihm gefragt . . .“

„Nun, Gott sein Dank!“ meinte die Mutter mit einem Seufzer der Erleichterung. „Gott sei Dank!“

Der Kleinrusse sah sie an und senkte den Kopf.

„Er liegt da,“ erzählte die Mutter nachdenklich, „und sein Gesicht sieht wie verwundert aus. Und niemand bedauert ihn, niemand hat ein gutes Wort für ihn übrig. Er ist so klein und unansehnlich . . . wie ein Stück von irgend etwas, das abgebrochen und hingefallen ist . . . und nun liegt es da . . .“

Beim Mittagessen warf Pawel plötzlich den Löffel hin und rief:

„Ich verstehe das nicht!“

„Was?“ fragte der Kleinrusse.

„Ein Tier töten, nur weil man zu essen haben muß . . . das ist schon schlecht. Eine wilde Bestie, einen Räuber töten . . . das begreife ich! Ich selbst könnte jemand niederschlagen, der für die Menschen zum wilden Tier geworden ist. Aber wie kann man ein so klägliches Wesen töten! Wie konnte sich nur die Hand erheben?“

Der Kleinrusse zuckte die Achseln. Dann sagte er:

„Er war genau so schädlich wie ein wildes Tier. Eine Mücke saugt uns nur wenig Blut aus, und wir schlagen sie doch tot!“ fügte er hinzu.

„Nun ja . . . Davon spreche ich ja auch nicht. Ich sage nur, es ist ekelhaft.“

„Was ist zu machen?“ meinte Andrej, wieder achselzuckend.

„Könntest du so jemanden töten?“ fragte Pawel nach langem Schweigen nachdenklich.

Der Kleinrusse sah ihn mit seinen runden Augen an, blickte flüchtig auf die Mutter und erwiderte traurig aber fest:

„Für die Genossen und für die Sache — vermag ich alles! Würde ich sogar töten, und wenn es mein eigener Sohn wäre . . .“

„Ach, Andrjuscha!“ rief die Mutter leise.

Er lächelte ihr zu und sagte:

„Es geht nicht anders! Das Leben ist einmal so!“

„Ja—a . . .“ meinte Pawel gedehnt, „das Leben ist so!“

Plötzlich stand Andrej, gleichsam einem inneren Trieb gehorchend, erregt auf, fuhr mit den Händen durch die Luft und sagte:

„Was ist dabei zu machen? Man muß auch mal einen Menschen hassen, damit die Zeit schneller kommt, da man alle lieben kann. Man muß den vernichten, der den

Gang des Lebens stört, die Menschen um Geld verkauft, um dafür Ruhm und Ehre einzuhandeln. Wenn recht-schaffenen Menschen ein Judas in den Weg tritt, der darauf ausgeht, sie zu verraten, werde ich selbst zum Judas, wenn ich ihn nicht vernichte. Ich hätte nicht das Recht dazu? Aber sie, unsere Herren, haben das Recht, Soldaten und Henker zu halten, öffentliche Häuser und Gefängnisse, Zuchthäuser und all das Gemeine, das ihre Ruhe, ihre Behaglichkeit sichern soll? . . . Bisweilen muß ich ihren Knüppel in die Hand nehmen . . . Was soll ich machen? Ich nehme ihn und weigere mich nicht! Sie töten uns zu Dutzenden und Hunderten . . . das gibt mir das Recht, die Hand zu erheben und sie auf einen von den Köpfen der Feinde niedersausen zu lassen . . . auf den Feind, der mir am nächsten auf den Leib gerückt ist und meinem Lebenswerk mehr als andere schadet. So ist das Leben! Dagegen gehe ich eben an, von ihm will ich nichts wissen! Ich weiß, aus solchem Blute ist nichts zu erschaffen, es ist unfruchtbar! . . . Die Wahrheit gedeiht, wenn unser Blut die Erde mit reichlichem Regen befeuchtet; ihr verfaultes Blut geht spurlos verloren, das weiß ich. Aber ich nehme die Sünde auf mich und töte, wenn ich sehe, daß es notwendig ist. Ich spreche ja nur von mir . . . Meine Sünde stirbt mit mir, befleckt nicht die Zukunft, besudelt niemand als nur mich . . .“

Er ging im Zimmer umher, gestikulierte und führte Lufthiebe aus, als wehrte er etwas von sich ab. Die Mutter sah ihm voll Kummer und Unruhe zu; sie fühlte, daß er einen inneren Riß erlitten hatte, daß ihm wehe war. Die dunklen, angstvollen Gedanken über den Mord wichen von ihr: wenn Wessowtschikow den Issai nicht getötet hatte, konnte von Pawels Freunden es niemand getan

haben, dachte sie. Pawel hörte dem Kleinrussen mit gesenktem Kopfe zu.

„Auf dem Wege, der vorwärts führt, muß man manchmal auch gegen den eigenen Willen handeln. Man muß alles, sein ganzes Herz hingeben können! Sein Leben opfern, sterben für die Sache ist nicht schwer! Viel mehr muß man hingeben, auch was einem teurer ist als das Leben, muß man hingeben! Nur dann kann das aller-
teuerste, die Wahrheit gedeihen!“

Er blieb mitten im Zimmer stehen und fuhr dann, blaß, mit halbgeschlossenen Augen und erhobener Hand, mit feierlichem Gelübde fort:

„Ich weiß, es kommt eine Zeit, da die Menschen aneinander ein Wohlgefallen haben werden, da jeder dem andern wie ein Stern sein wird! Auf der Erde werden Menschen schreiten mit eigenem Willen, groß in ihrer Freiheit, sie werden alle offene Herzen haben, und jedes Menschen Herz wird rein sein von Neid und alle werden sein ohne Arg. Dann wird es nicht mehr ein Leben geben, sondern nur noch ein Dienen für den Menschen, sein Bild wird erhaben sein, für den Freien ist jede Höhe erreichbar! Dann wird man wahr und frei für die Schönheit leben, und als die besten werden die gelten, die mit ihrem Herzen am meisten die Welt umfassen, die sie am stärksten lieben, die freiesten werden die besten sein — in ihnen liegt am meisten Schönheit! Groß werden die Menschen dieses Lebens sein!“

Er schwieg, richtete sich auf und sagte mit voller Bruststimme:

„Für solches Leben — tue ich alles!“

Sein Gesicht zitterte, aus seinen Augen aber tropfte eine große, schwere Träne nach der andern.

Pawel erhob den Kopf und sah ihn an, blaß mit weit geöffneten Augen; die Mutter erhob sich vom Stuhl, sie fühlte, wie dunkle Unruhe wachsend ihr näher kam.

„Was hast du, Andrej?“ fragte Pawel leise.

Der Kleinrusse schüttelte den Kopf, richtete sich auf, straff wie eine Saite, und sagte mit einem Blick auf die Mutter:

„Ich habe es gesehen . . . Ich weiß Bescheid . . .“

Sie stand auf, trat rasch auf ihn zu und ergriff seine Hände. Er versuchte, ihr die Rechte zu entziehen, aber sie hielt sie krampfhaft fest und flüsterte leidenschaftlich:

„Still, Teuerster, mein Liebling!“

„Wartet einmal!“ murmelte der Kleinrusse dumpf. „Ich will euch sagen, wie das war.“

„Es ist nicht nötig!“ flüsterte sie, ihn unter Tränen anblickend. „Nicht nötig, Andrjuscha . . .“

Pawel trat langsam herzu und blickte den Gefährten mit feuchten Augen an. Er war blaß und sagte mit einem Lächeln, leise, langsam:

„Die Mutter hat Angst, daß du es bist . . .“

„Ich habe keine Angst . . . Ich glaube es nicht! Und wenn ich es gesehen hätte, würde ich es nicht glauben!“

„Wartet doch!“ sagte der Kleinrusse, ohne sie anzusehen, wiegte den Kopf und versuchte immer, seine Hand frei zu machen. „Ich habe es nicht getan, aber ich hätte es verhindern können . . .“

„Laß, Andrej!“ sagte Pawel.

Mit einer Hand drückte er ihm die seine, die andere legte er ihm auf die Schulter, als wollte er seine zitternde hohe Gestalt beruhigen. Der Kleinrusse beugte seinen Kopf zu ihnen herab und begann leise und abgerissen:

„Ich wollte es nicht, du weißt es, Pawel! Es kam so:

als du voraufgegangen warst und ich mit Dragunow an der Ecke stehenblieb, kam Issai um die Ecke und trat beiseite. Er blickte uns an und lachte. Dragunow sagte: „Siehst du? Er schleicht die ganze Nacht hinter mir her, ich muß ihn verhaufen“, und ging fort. Ich dachte, nach Hause. Issai aber trat zu mir.“

Der Kleinrusse stöhnte.

„Niemand hat mich so niederträchtig beleidigt, wie dieser Hund.“

Die Mutter zog ihn schweigend zum Tisch, und endlich gelang es ihr, Andrej auf einen Stuhl niederzudrücken. Sie selbst setzte sich, Schulter an Schulter neben ihn. Pawel stand vor ihm und zupfte finster an seinem Bart.

„Er sagte mir, man kenne uns alle, wir ständen sämtlich auf der Liste der Gendarmen und noch vor Mai würden wir alle eingesperrt. Ich antwortete nicht und lachte, in meinem Herzen aber kochte etwas auf. Er redete weiter, ich sei ein verständiger Bursche und brauche nicht solche Wege zu gehen, ich sollte lieber . . .“

Er hielt inne und wischte sein Gesicht mit der linken Hand ab; seine Augen blitzten trocken.

„Ich verstehe!“ sagte Pawel.

„Ich sollte lieber“, sagte er, „in den Dienst des Gesetzes treten. Wie findest du das?“

Der Kleinrusse schüttelte mit einem Ruck die geballte Faust in der Luft.

„Des Gesetzes! . . . Verflucht sei seine Seele!“ zischte er durch die Zähne. „Hätte er mir doch lieber eine Ohrfeige gegeben . . . ich hätte es leichter hingenommen . . . Und vielleicht wäre es auch für ihn besser gewesen. Als er mir aber so seinen stinkenden Speichel ins Herz spie, hielt ich es nicht aus.“

Andrej zog krampfhaft seine Hand aus der Pawels und redete voll dumpfen Abscheu:

„Ich schlug ihn ins Gesicht und ging . . . Ich hörte, wie Dragunow hinten leise zu ihm sagte: Hat's was gesetzt? Er stand wohl hinter der Ecke . . .“

Nach kurzem Schweigen fuhr der Kleinrusse fort:

„Ich wandte mich nicht um, obgleich ich fühlte . . . Ich hörte den harten Schlag . . . Ich ging fort, ganz ruhig, als wenn ich eine Kröte zertreten hätte. Als ich bei der Arbeit war, schrien die Leute: „Issai ist totgeschlagen!“ Ich glaubte es nicht, aber meine Hand war wie gelähmt . . . Ich konnte sie kaum beherrschen . . . sie tat nicht weh, war aber wie kürzer geworden . . .“

Er schielte auf die Hand und sagte:

„Jetzt kann ich sicherlich in meinem ganzen Leben diesen häßlichen Fleck nicht abwaschen.“

„Wenn nur dein Herz rein ist, mein Lieber!“ sagte die Mutter leise.

„Ich mache mir keinen Vorwurf . . . nein!“ sagte der Kleinrusse fest. „Aber es ist mir doch ekelhaft! . . . Das wäre alles zu vermeiden gewesen.“

„Ich verstehe dich nicht recht!“ sagte Pawel achselzuckend. „Du hast ihn nicht getötet, und selbst, wenn . . .“

„Bruder, wissen, daß jemand getötet wird und ihm dann nicht beispringen . . .“

Pawel sagte fest:

„Ich verstehe das einfach nicht.“

Und fügte nach kurzem Nachdenken hinzu:

„Das heißt, ich kann es wohl verstehen, aber nachfühlen kann ich es nicht.“

Die Dampfpfeife heulte. Der Kleinrusse neigte den Kopf zur Seite, als er den Ruf hörte und sagte:

„Ich gehe nicht arbeiten . . .“

„Ich auch nicht . . .“ antwortete Pawel.

„Ich gehe ins Bad!“ sagte der Kleinrusse lachend, machte sich rasch schweigend fertig und ging finster fort.

Die Mutter sah ihm mit einem mitleidigen Blick nach und sagte zu ihrem Sohne:

„Sag, was du willst, Pawel! Ich weiß, es ist Sünde, einen Menschen zu töten, aber ich halte niemand für schuldig. Dieser klägliche Issai kann mir leid tun; als ich ihn betrachtete, fiel mir ein, wie er gedroht, dich aufzuhängen, und ich empfand weder Haß gegen ihn noch Freude, daß er tot sei. Er tat mir einfach leid. Und jetzt tut er mir nicht einmal mehr leid.“

Sie schwieg, überlegte einen Augenblick und meinte dann verwundert:

„Hörst du, Pawel, was ich sage?“

Pawel mußte es nicht gehört haben. Er schritt langsam mit gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab und sagte nachdenklich und finster:

„So ist das Leben! Siehst du, wie die Menschen sich gegenüberstehen? Du willst nicht, aber der schlägt einfach zu. Und auf wen? Auf eben solchen rechtlosen Menschen, der noch unglücklicher ist als du, weil er dumm ist. Polizei, Gendarmen, Spione — sind alle unsere Feinde, aber sie alle sind ebenso Menschen wie wir, und ihnen wird genau so das Blut ausgesogen, und ebenso wie wir werden sie nicht als Menschen behandelt. Es ist immer dasselbe. Man hat Gegensätze unter den Menschen geschaffen, hat sie durch Dummheit und Furcht geblendet, alle an Händen und Füßen gebunden, sie unterdrückt und saugt sie aus, läßt die einen von den andern würgen und schlagen. Man

hat die Menschen in Flinten, in Stöcke und Steine verwandelt und sagt: das heißt — Staat!“

Er trat näher an die Mutter heran.

„Das ist ein Verbrechen, Mutter! Der abscheulichste Mord von Millionen Menschen . . . Seelischer Mord . . . Verstehst du? Sie töten die Seele! Du siehst den Unterschied zwischen uns und ihnen. Er hat jemand geschlagen, und das ist ihm ekelhaft, er schämt sich, es tut ihm weh. Hauptsächlich ist es ekelhaft. Jene aber töten Tausende, ruhig, ohne Erbarmen, ohne daß ihr Herz sich rührt, töten mit Vergnügen. Und sie töten nur deswegen alle und alles, um sich Silber und Gold, wertlose Papiere, all diesen jämmerlichen Dreck, der ihnen Macht über die Menschen gibt, zu sichern. Bedenke, nicht sich selbst beschützen wollen die Menschen, wenn sie sich mit Hilfe von Mordtaten am Volke verteidigen, wenn sie die Seelen der Menschen dem Verderben preisgeben, — nicht ihretwegen tun sie das, sondern ihres Besitzes wegen! Nicht innen schützen sie sich, sondern nur außen!“

Er ergriff ihre Hände, beugte sich nieder, schüttelte sie und sagte:

„Wenn du diese ganze Abscheulichkeit und Schändlichkeit empfinden könntest, würdest du die Wahrheit unserer Lehre begreifen, würdest du einsehen, wie groß und licht sie ist!“

Die Mutter erhob sich erregt, erfüllt von dem einen Wunsch, ihr Herz mit dem Herzen ihres Sohnes in einer Glut zu vereinen.

„Warte, Pawel . . . Warte!“ murmelte sie, nach Atem ringend. „Ich fühle . . . Warte!“

In diesem Augenblick bewegte sich jemand laut im Flur. Beide fuhren zusammen und sahen sich an.

Die Tür öffnete sich langsam, und gebückt und schwerfällig trat Rybin ein.

„Da bin ich!“ sagte er, erhob den Kopf und lächelte. „Unseren zieht es überall hin, wo es gutes Futter gibt!“

Er trug einen über und über mit Birkenteer beschmierten Pelz und Bastschuhe, an seinem Gürtel hingen schwarze Fausthandschuhe, und auf dem Kopfe hatte er eine zottige Mütze.

„Geht's euch gut? Haben sie dich freigelassen, Pawel? So. Was machst du, Nilowna?“ Er lächelte breit und zeigte seine weißen Zähne; seine Stimme klang milder als früher, und sein Gesicht war noch dichter vom Bart bewachsen.

Die Mutter trat erfreut auf ihn zu, drückte seine große, schwarze Hand und sagte, den gesunden, kräftigen Birkenteergeruch einatmend:

„Nun, das freut mich aber!“

Pawel lächelte und musterte Rybin.

„Kein übler Bauer! . . .“

Rybin legte langsam ab und sagte:

„Ja, nun bin ich wieder Bauer geworden. Aus euch werden allmählich Herren, ich aber gehe zurück . . . siehst du?“

Er zog sein buntes Hemd zurecht, trat ins Zimmer, überflog es aufmerksam und erklärte:

„Reicher seid ihr gerade nicht geworden, das sieht man, aber Bücher sind hinzugekommen . . . Nun sagt, was macht das Geschäft?“

Er setzte sich breitbeinig nieder, stützte sich mit den Händen auf die Knie und maß Pawel fragend mit seinen dunklen Augen; er wartete gutmütig lächelnd auf eine Antwort.

„Das Geschäft geht gut vorwärts!“ antwortete Pawel.

„Wir säen und pflügen, verstehen nicht zu lügen, holen die Ernte ein, brauen ein Bierlein und schließen das Türlein — nicht wahr?“ scherzte Rybin.

„Wie geht es Ihnen denn, Michailo Iwanowitsch?“ fragte Pawel, sich ihm gegenübersetzend.

„Es macht sich. Es geht mir ganz gut. Ich bin in Jegildejewo hängengeblieben, habt ihr davon gehört? Ein schönes Dorf. Zwei Märkte jährlich, über zweitausend Einwohner — ein böses Volk! Sie haben kein eigenes Land und müssen es pachten, trauriger Boden. Ich habe mich bei so einem Blutsauger als Knecht verdungen, die Sorte gibt's dort, wie Fliegen am Aas. Wir machen Birkenteer und Holzkohlen. Für meine Arbeit bekomme ich viermal so wenig Lohn und schuften muß ich doppelt so viel wie hier . . . Wir sind unserer sieben bei dem Schinder. Nette Leute, lauter junge Burschen, alle von dort, außer mir. Sie können alle lesen und der eine, Jefim, ist ein ganz Geriebener!“

„Nun, und unterhalten Sie sich mit ihnen?“ fragte Pawel lebhaft.

„Ich schweige nicht gerade. Habe alle Flugblätter von hier mitgenommen — vierunddreißig Stück. Meistens aber arbeite ich mit der Bibel, da kann man tüchtig was herausholen. Das Buch ist schön dick, offiziell erlaubt, vom Synod herausgegeben, und glauben ist ja gestattet.“

Er zwinkerte Pawel zu und fuhr dann lächelnd fort:

„Aber das genügt nicht. Ich bin nach Büchern zu dir

gekommen. Wir sind hier zu zweien, der Jefim ist bei mir, wir haben Teer gebracht und sind mit einem kleinen Umweg zu dir gekommen. Gib mir die Bücher, ehe Jefim kommt. Der braucht nicht gar zu viel zu wissen . . .“

Die Mutter sah Rybin an, und es kam ihr vor, als hätte er mit seinem Jackett auch noch etwas anderes abgelegt. Er sah weniger gesetzt aus und seine Augen blickten verschlagener, nicht so offen wie früher.

„Mutter,“ sagte Pawel, „gehen Sie und holen Sie die Bücher. Die wissen da schon, was sie hergeben sollen. — Sagen Sie nur, es sei fürs Dorf.“

„Gut!“ sagte die Mutter. „Wenn der Samowar fertig ist, will ich gehen.“

„Gibst du dich auch damit ab, Nilowna?“ fragte Rybin lächelnd. „Nun gut. Bei uns sind viel Bücherfreunde. Der Lehrer bringt sie auf den Geschmack. Er soll ein braver Bursche sein, wenn auch aus geistlichem Stande. Eine Lehrerin ist auch da, sieben Werst weiter. Nun, mit verbotenen Büchern arbeiten die nicht, sie sind Beamte, haben Angst. Ich möchte aber ein verbotenes, scharfes Buch haben, das würde ich unterschieben . . . Wenn der Stanowoi oder der Pope das Buch sieht — dann denken sie, das verbreiten die Lehrer! Ich drücke mich beizeiten.“

Und zufrieden mit seiner Weisheit, grinste er vergnügt.

„Sieh mal einer!“ dachte die Mutter. „Sieht wie ein Bär aus und lebt wie ein Fuchs . . .“

„Was meinen Sie?“ fragte Pawel. „Wenn man Verdacht auf die Lehrer hat, daß sie verbotene Bücher verteilen, kommen sie dann ins Gefängnis?“

„Gewiß . . . Aber was geht mich das an?“ fragte Rybin.

„Sie haben doch die Bücher hergegeben und nicht die anderen. Da müßten Sie doch ins Gefängnis . . .“

„Komischer Kerl!“ iachte Rybin, sich mit der Hand aufs Knie schlagend. „Wer denkt denn an mich, ich bin doch ein einfacher Bauer; kommt denn das vor, daß sich so jemand damit abgibt? Bücher sind Sache der Herren, die haben dafür aufzukommen.“

Die Mutter fühlte, daß Pawel Rybin nicht verstand und sah, daß er mit den Augen blinzelte; das bedeutete, daß er böse wurde. Sie sagte vorsichtig und sanft:

„Michail Iwanowitsch will die Arbeit tun, die Kosten sollen aber andere tragen . . .“

„So ist's!“ rief Rybin, sich den Bart streichend. „Einstweilen.“

„Mutter!“ sagte Pawel trocken. „Wenn jemand von uns, Andrej zum Beispiel, mir etwas unterschiebt und ich dafür ins Gefängnis komme, was sagst du dann?“

Die Mutter zitterte, blickte ihren Sohn unsicher an und meinte kopfschüttelnd:

„Wie kann man gegen einen Genossen so handeln?“

„Aha!“ meinte Rybin gedehnt. „Ich habe dich verstanden, Pawel.“

Er wandte sich spöttisch blinzelnd an die Mutter.

„Das ist ein kniffliger Fall, Mutter.“

Dann sprach er in belehrendem Tone zu Pawel:

„Du bist ein grüner Bursche. Wer Heimlichkeiten vorhat, fragt nicht nach Rechtschaffenheit. Überlege einmal: erstens kommt doch derjenige ins Gefängnis, bei dem die Bücher gefunden werden, und nicht die Lehrer. Zweitens: wenn die Lehrer erlaubte Bücher geben, so stehen in ihnen doch dieselben Dinge wie in den verbotenen, nur mit anderen Worten und weniger wahr. Das heißt, sie wollen genau dasselbe wie ich, gehen aber auf Seitenwegen, während ich die gerade Straße gehe. Vor der Obrigkeit aber

sind wir gleich schuldig, nicht wahr? Drittens, Bruder, gehen mich die Leute gar nichts an. Fußgänger sind nicht Reiters Freund. Gegen die Bauern würde ich vielleicht nicht so handeln. Die aber — der eine ist ein Popensohn, die andere eine Gutsbesitzerstochter — warum haben die nötig, das Volk aufzuwiegeln . . . Das begreif' ich nicht! Ihre Herrengedanken sind mir, dem Bauern, nicht verständlich. Was ich selbst tue, weiß ich, was sie aber wollen, ist mir rätselhaft. Tausend Jahre lang sind die Leute ganz ruhig Herren gewesen und haben den Bauern das Fell über die Ohren gezogen. Jetzt sind sie plötzlich erwacht und wollen den Bauern die Augen öffnen . . . An Märchen finde ich kein Vergnügen, mein Lieber, und das klingt wie ein Märchen. Mir sind alle Herren fern. Das ist gerade, als geht man im Winter über ein Feld, da bewegt sich ganz weit vorne etwas Lebendiges. Man fragt sich: was ist das? Ein Wolf, ein Fuchs oder einfach ein Hund? Man kann nichts sehen! Es ist zu weit entfernt.“

Die Mutter blickte ihren Sohn an. Sein Gesicht war traurig.

Rybins Augen aber glänzten dunkel, er sah Pawel selbstzufrieden an und meinte erregt, mit den Fingern durch seinen Bart fahrend:

„Ich habe keine Zeit, schöne Worte zu machen. Das Leben macht ein ernstes Gesicht. Ein Hundezwinger ist kein Schafstall und jede Herde brüllt auf ihre Weise.“

„Es gibt Herren,“ meinte die Mutter, der Bekannte einfielen, „die ihr Leben für das Volk hingeben, das ganze Leben im Gefängnis zubringen.“

„Die zählen nicht mit, die sind ausgenommen!“ sagte Rybin. „Wird ein Bauer reich, so drängt er sich unter die Herren, wird ein Herr aber arm — mischt er sich unter

die Bauern. Ist der Beutel leer, ist die Seele rein . . . Weißt du noch, Pawel, du hast mir mal gesagt, daß jeder so denkt, wie er lebt, und wenn ein Arbeiter ‚ja‘ sagt, muß der Herr ‚nein‘ sagen; wenn aber ein Arbeiter ‚nein‘ sagt, muß der Herr seiner Natur nach ganz bestimmt ‚ja‘ schreien. So haben auch Bauern und Gutsbesitzer verschiedene Naturen. Ist der Bauer satt, kann der Herr nicht schlafen! Natürlich gibt es in jedem Stande Schweinehunde, und ich will mich durchaus nicht für alle Bauern einsetzen.“

Er erhob sich, düster und stark. Sein Gesicht war finster, der Bart zitterte, als wenn er unhörbar mit den Zähnen klapperte; mit gedämpfter Stimme fuhr er fort:

„Ich habe mich fünf Jahre in den Fabriken herumgetrieben, bin dem Dorfe fremd geworden, ja! Als ich nun dahin kam und mich umsah, merkte ich, ich kann so nicht weiter leben! Verstehst du? Ich kann nicht. Ihr lebt hier und braucht nicht solche Dinge zu ertragen . . . Aber dort kriecht der Hunger wie ein Schatten hinter den Menschen her, und sie haben keine Hoffnung auf Brot, gar keine! Hunger hat die Seele aufgefressen, das Menschenantlitz zerkratzt, und die Leute leben nicht mehr, sondern verfaulen, in der Not, derer sie nicht Herr werden können. Und ringsum lauert die Obrigkeit wie Raben, ob man einen Bissen übrig hat! Wenn sie den sieht, schnappt sie ihn dir weg und schlägt dich noch in die Schnauze.“

Rybin blickte sich um und beugte sich, eine Hand auf dem Tische, zu Pawel:

„Mir wurde übel, als ich dieses Leben wiedersah. Ich sah, ich bringe das nicht mehr fertig. Ich nahm mich aber zusammen und sagte mir: Nein, mein Herz! Ich bleibe.

Gebe niemandem Brot, aber ich werde was einrühren . . . ja, Bruder, das tue ich. Ich hasse die Menschen der Menschen wegen. Dieser Haß steckt mir wie ein Messer im Herzen und schwankt drin hin und her.“

Seine Stirn war schweißfeucht, er rückte langsam an Pawel heran und legte ihm seine Hand auf die Schulter. Die Hand zitterte.

„Hilf mir! Gib mir Bücher, aber solche, daß, wer sie liest, keine Ruhe mehr findet. Man muß den Leuten einen Igel unter den Schädel setzen, einen stacheligen Igel. Sag deinen Städtern, die für euch schreiben, sie sollen auch für das Land schreiben! Laß sie so dick auftragen, daß es in den Dörfern überläuft, daß das Volk in den Tod geht!“

Er erhob die Hand und sagte dumpf, indem er jedes Wort genau betonte:

„Den Tod überwindet man mit dem Tode — das ist es! Man muß sterben, damit die Menschen auferstehen. Mögen Tausende sterben, damit das ganze Volk zum Leben auferstehe! Das ist es. Sterben ist leicht. Wenn sie dann nur aufstehen! Wenn die Menschen sich nur erheben!“

Die Mutter brachte den Samowar und schielte nach Rybin hin. Seine wuchtigen und starken Worte drückten sie nieder. Es lag etwas in ihm, das sie an ihren Mann erinnerte: der hatte ebenso die Zähne gefletscht, mit aufgestreiften Ärmeln gestikuliert, und in ihm lebte dieselbe ungeduldige Wut, aber sie war stumm. Dieser hier sprach. Und war nicht so gefährlich.

„Das machen wir!“ sagte Pawel und nickte. „Gebt uns Material, dann drucken wir euch die Zeitung.“

Die Mutter blickte lächelnd auf ihren Sohn, schüttelte den Kopf, kleidete sich schweigend an und ging aus dem Hause.

„Tu das! Wir besorgen alles. Schreib so einfach, daß selbst kleine Kälber es verstehen!“ rief Rybin.

In der Küche wurde die Tür geöffnet, jemand trat ein.

„Das ist Jefim!“ sagte Rybin. „Komm her, Jefim. Das ist Jefim . . . und der Mann da heißt Pawel. Ich habe dir von ihm erzählt.“

Vor Pawel stand, mit der Mütze in der Hand, in kurzem Pelz, ein blondhaariger, stattlicher und anscheinend starker Bursche mit breitem Gesicht; er blickte ihn lauernd mit seinen grauen Augen an.

„Guten Tag!“ sagte er etwas heiser, drückte Pawel die Hand und glättete mit beiden Händen sein schlichtes Haar. Dann besah er das Zimmer und schlich sich alsbald wie verstohlen zum Bücherbort.

„Hast du gesehen?“ sagte Rybin, Pawel zuzwinkernd. Jefim wandte sich um, blickte ihn an, begann die Bücher durchzusehen und sagte dabei:

„Was haben Sie viel zu lesen! Und haben doch sicher keine Zeit dazu. Auf dem Lande hat man mehr Zeit . . .“

„Aber wohl weniger Lust?“ fragte Pawel.

„Warum? Auch Lust!“ erwiderte der Bursche, sein Kinn reibend. „Das Volk hat nun angefangen, sein Hirn zu rühren. ‚Geologie‘ — was ist das?“

Pawel erklärte es ihm.

„Ist nichts für uns!“ meinte der Bursche, das Buch wieder auf das Brett stellend.

Rybin seufzte laut auf und sagte:

„Den Bauern schert das gar nichts, wie die Erde entstanden ist, sondern wie das Land verschwunden ist, wie die Herren es dem Volk unter den Füßen fortgezogen haben? Ob die Erde steht oder sich dreht, das ist gleich. Du kannst sie meinetwegen an einem Strick aufhängen, —

wenn sie nur zu essen gibt, oder sie an den Himmel annageln, wenn sie die Leute nur ernährt.“

„Geschichte der Sklaverei!“ las Jefim wieder und fragte Pawel:

„Ist das etwas für uns?“

„Hier ist etwas über das Leibeigenschaftsrecht!“ sagte Pawel und gab ihm ein anderes Buch. Jefim nahm es, drehte es in der Hand, legte es beiseite und sagte ruhig:

„Das ist vorüber!“

„Habt ihr selbst Land?“ erkundigte sich Pawel.

„Wir? Ja! Wir sind drei Brüder, und wir haben vier Desjatinen . . . Alles Sand — Kupfer kann man damit blank putzen, aber für Korn taugt der Boden nicht.“

Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Ich habe mich vom Land frei gemacht. Was hat man davon? Wirklich ernähren tut es einen nicht, immer bindet es einem die Hände. Jetzt diene ich im vierten Jahre als Knecht. Und im Herbst werde ich Soldat. Onkel Michailo sagt: tu das nicht. Er sagt, die Soldaten werden jetzt ausgeschickt, das Volk zu schlagen. Ich werde aber doch gehen. Das Militär hat auch zu Stefan Rasins und zu Pugatschows Zeit das Volk geschlagen. Es ist Zeit, das einzustellen . . . Was meinen Sie?“ fragte er, Pawel gespannt anblickend.

„Ja, es ist Zeit!“ erwiderte dieser lächelnd. „Aber es ist schwer! Man muß wissen, was man den Soldaten sagen soll und wie man es ihnen sagen soll.“

„Das läßt sich lernen!“ sagte Jefim.

„Wenn aber die Obrigkeit dahinterkommt, werden Sie erschossen“, schloß Pawel, mit einem neugierigen Blick auf Jefim.

„Die kennt keine Gnade!“ stimmte der Bursche ihm ruhig bei und begann wieder die Bücher durchzusehen.

„Trink deinen Tee, Jefim, wir müssen bald fort!“ bemerkte Rybin.

„Sofort!“ antwortete der Bursche und fragte wieder:

„Revolution — ist das Aufruhr?“

Rot, erhitzt und finster kam Andrej. Er drückte Jefim schweigend die Hand, setzte sich neben Rybin, betrachtete ihn und lächelte.

„Warum siehst du so mißvergnügt aus?“ fragte Rybin, ihn mit der flachen Hand auf das Knie schlagend.

„So überhaupt“, antwortete der Kleinrusse.

„Ist der auch Arbeiter?“ fragte Jefim, nach Andrej hinnickend.

„Ja!“ antwortete Andrej. „Was soll's?“

„Er sieht zum ersten Male Fabrikarbeiter!“ erklärte Rybin. „Er meint, das sind ganz besondere Menschen . . .“

„Weshalb?“ fragte Pawel.

Jefim betrachtete Andrej aufmerksam und sagte:

„Sie haben spitze Knochen. Bauern haben rundere Knochen.“

„Der Bauer steht ruhiger auf seinen Füßen!“ fügte Rybin hinzu. „Er fühlt die Erde unter sich, wenn sie ihm auch nicht gehört, er fühlt doch, daß sie da ist. Die Fabrikarbeiter aber gleichen Vögeln: sie haben keine Heimat, kein Haus, sind heute hier, morgen dort! Die hält auch kein Weib — kaum daß etwas los ist, so heißt es schon: Liebchen ade! sonst gibt es einen Fußtritt. Und er geht suchen, wo es besser ist. Der Bauer aber will es um sich herum besser haben, ohne sich von der Stelle zu rühren. Aber da kommt die Mutter!“

Jefim ging zu Pawel und fragte:

„Vielleicht geben Sie mir irgendein Buch?“

„Bitte sehr!“ erwiderte Pawel bereitwillig.

Die Augen des Burschen funkelten gierig und er sagte schnell:

„Ich gebe es zurück! Unsere Leute liefern in der Nähe Teer, die bringen es mit.“

Rybin, bereits angekleidet und fest gegürtet, sagte zu Jefim:

„Es ist Zeit, wir wollen fort!“

„Jetzt habe ich was zu lesen!“ rief Jefim, auf die Bücher deutend, und lächelte breit.

Als sie fort waren, rief Pawel lebhaft Andrej zu:

„Hast du die Kerle gesehen? . . .“

„Ja — a!“ erwiderte der Kleinrusse gedehnt. „Wie Wolken . . .“

„Ist das Michailo?“ rief die Mutter. „Gerade, als wenn er nicht in der Fabrik gewesen wäre. Ist wieder ganz Bauer geworden! Und so ein schrecklicher!“

„Schade, daß du nicht da warst!“ sagte Pawel zu Andrej, der am Tisch saß und finster in sein Glas Tee blickte. „Da hättest du einmal ein Herz sehen können, wo du doch immer von Herzen sprichst! Rybin hat mir dermaßen eingeheizt, mich einfach totgemacht, erdrosselt! Ich konnte ihm nichts erwidern. Wie ist der mißtrauisch gegen die Menschen, und wie gering schätzt er sie ein! Dabei trägt dieser Mensch, wie die Mutter richtig sagt, eine schreckliche Kraft in sich!“

„Das habe ich gesehen!“ sagte der Kleinrusse finster. „Die Leute sind durch und durch verbittert! Wenn sie sich einmal erheben, werfen sie alles über den Haufen! Sie wollen die nackte Erde! Und sie werden sie nackt machen und alles niederreißen!“

Er sprach langsam, und man konnte merken, daß er an etwas anderes dachte. Die Mutter berührte ihn vorsichtig.

„Du solltest dich doch fassen, Andrjuscha!“

„Warten Sie nur, Mütterlein!“ bat der Kleinrusse leise und freundlich.

Dann wurde er plötzlich erregt, schlug mit der Hand auf den Tisch und rief:

„Ja, Pawel, der Bauer richtet die Erde zugrunde, wenn er aufsteht! Wie nach einer Pest wird er alles verbrennen, damit die Spuren seiner Leiden mit der Asche verwehen.“

„Und dann stellt er sich uns in den Weg!“ meinte Pawel leise.

„Es ist unsere Sache, das zu verhindern! Unsere Sache, ihn zurückzuhalten! Wir stehen ihm am nächsten. Uns glaubt er, uns folgt er!“

„Weißt du, Rybin schlägt uns vor, eine Zeitung für das Dorf herauszugeben!“ teilte Pawel mit.

„Das müssen wir tun!“

Pawel verzog das Gesicht und sagte:

„Es tut mir leid, daß ich nicht mit ihm disputieren konnte!“

Der Kleinrusse rieb sich den Kopf und meinte ruhig:

„Wir werden es noch tun! Spiel du nur auf deiner Flöte. Wer lustige Beine hat, die nicht am Boden angewachsen sind, der wird nach deiner Musik schon tanzen! Rybin hat recht: wir fühlen keinen Boden unter uns . . . und das brauchen wir auch nicht, weil es ja unsere Aufgabe ist, die Erde aufzurütteln. Beim ersten Rütteln reißen sich nur einige Menschen los, beim zweiten Mal folgen andere! . . .“

Die Mutter lächelte und meinte:

„Für dich, Andrjuscha, ist alles einfach!“

„Nun ja!“ sagte der Kleinrusse. „Es ist auch ganz einfach! Gerade wie das Leben!“

Nach einigen Minuten sagte er:

„Ich gehe spazieren aufs Feld.“

„Nach dem Bade? Es ist windig, es wird dich durchwehen!“ warnte die Mutter.

„Das möchte ich gerade!“ antwortete er.

„Gib acht, du wirst dich erkälten!“ sagte Pawel freundlich. „Lege dich hin, versuche zu schlafen!“

„Nein, ich gehe!“

Er kleidete sich an und ging schweigsam fort.

„Ihm ist schwer zumute!“ meinte die Mutter seufzend.

„Weißt du,“ sagte Pawel zu ihr, „du tust gut daran, daß du ihn jetzt ‚du‘ nennst!“

Sie sah ihn freundlich an und erwiderte:

„Ich habe gar nicht gemerkt, wie das gekommen ist, ganz von selbst! Wir stehen uns jetzt so nahe. Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll!“

„Du hast ein gutes Herz, Mutter!“ sagte Pawel leise.

„Wenn ich nur dir und euch allen etwas helfen könnte! Wenn ich das nur verstünde!“

„Hab keine Furcht, du wirst es schon verstehen!“

Sie lachte leise und sagte:

„Aber ich verstehe es nun einmal nicht, keine Angst zu haben!“

„Schön, Mama! Wir wollen davon schweigen!“ erwiderte Pawel. „Laß dir sagen: ich danke dir herzlich, aufrichtig!“

Der Kleinrusse kehrte spät abends müde zurück und legte sich sofort schlafen.

„Zehn Werst bin ich wohl gelaufen . . .“ sagte er.

„Hat es genützt?“ fragte Pawel.

„Laß mich, ich will schlafen!“

Und er schwieg, als sei er tot.

Etwas später kam Wessowtschikow, zerlumpt, schmutzig und unzufrieden wie immer.

„Hast du nicht gehört, wer Issai totgeschlagen hat?“ fragte er Pawel, indem er im Zimmer auf und ab schritt.

„Nein!“ erwiderte Pawel kurz.

„So hat sich doch einer gefunden, dem die Sache nicht zuwider war! Und ich hatte immer die Absicht, ihn selbst umzubringen. Das war eine Aufgabe, die für mich sehr gut paßte!“

„Hör auf mit solchen Reden, Nikolai!“ sagte Pawel freundlich.

„Ja, wirklich, was ist das eigentlich!“ fiel die Mutter ein. „Du hast ein so weiches Herz und brüllst dabei immer . . . Wozu das?“

Es war ihr in diesem Augenblick angenehm, Nikolai vor sich zu sehen, sogar sein pockennarbiges Gesicht erschien ihr hübscher.

„Ich tauge zu nichts anderem, als zu solchen Dingen!“ sagte Nikolai, die Achsel zuckend. „Ich überlege und überlege — wo ist eigentlich mein Platz? Ich habe keinen! Man muß mit den Leuten reden, aber ich verstehe das nicht! Ich sehe alles . . . fühle alle menschlichen Leiden, aber sagen kann ich es nicht! Meine Seele ist stumm!“

Er trat zu Pawel, senkte den Kopf, spielte mit dem Finger auf dem Tisch und sagte, wie kindlich, was ihm gar nicht stand:

„Gebt mir doch irgendeine schwere Arbeit, Brüder! Ich kann nicht so ohne jeden Sinn leben. Ihr alle seid ganz bei der Arbeit. Ich sehe, wie sie zunimmt und habe selbst

keinen Teil daran! Ich fahre Balken und Bretter. Wie kann man so leben? Gebt mir doch eine schwere Arbeit!“

Pawel faßte ihn bei der Hand und zog ihn zu sich heran.
„Du sollst sie haben!“

Hinter dem Verschlage hervor tönte die Stimme des Kleinrussen:

„Ich lehre dich setzen, Nikolai, dann arbeitest du als Setzer bei uns, bist du damit einverstanden?“

Nikolai trat zu ihm und sagte:

„Lehre es mich und ich schenke dir dafür dieses Messer.“

„Scher dich zum Teufel mit deinem Messer!“ rief der Kleinrusse und lachte plötzlich laut auf.

„Ein schönes Messer!“ meinte Nikolai beharrlich. Pawel lachte ebenfalls.

Da blieb Wessowtschikow mitten im Zimmer stehen und fragte:

„Lacht ihr über mich?“

„Nun ja!“ erwiderte der Kleinrusse, indem er vom Bett aufsprang. „Kommt, laßt uns aufs Feld gehen, spazieren. Es ist eine schöne Mondnacht. Wollen wir?“

„Gut!“ sagte Pawel.

„Ich gehe mit!“ erklärte Nikolai. „Ich habe es gern, Kleinrusse, wenn du lachst . . .“

„Und ich, wenn du so schöne Geschenke versprichst,“ erwiderte der Kleinrusse lachend.

Als er sich in der Küche ankleidete, sagte die Mutter mürrisch zu ihm:

„Zieh dich recht warm an . . .“

Und als sie alle drei gegangen waren, schaute sie ihnen aus dem Fenster nach, blickte dann auf die Heiligenbilder und sagte leise:

„Herr, hilf ihnen!“ . . .

Die Tage verflogen einer nach dem andern mit einer Geschwindigkeit, die der Mutter nicht erlaubte, an den ersten Mai zu denken. Nur nachts, wenn sie müde von den lärmenden, aufregenden Tagessorgen zu Bett lag, bohrte es leise in ihrem Herzen:

„Wenn es nur erst vorüber wäre . . .“

Im Morgengrauen heulte die Fabrikpfeife, Pawel und Andrej tranken schnell ihren Tee, frühstückten und gingen fort, nachdem sie der Mutter ein Dutzend Aufträge hinterlassen hatten. Und sie drehte sich den ganzen Tag im Kreise, wie ein Eichhörnchen im Rad, bereitete das Mittagessen, blaue Farbe und Leim für die Aufrufe; dann kamen Leute, brachten Briefe für Pawel und verschwanden, nachdem sie sie mit ihrer Erregung angesteckt.

Die Blätter, die die Arbeiter aufforderten, den ersten Mai zu feiern, wurden jede Nacht an die Zäune geklebt, sie erschienen sogar an der Tür des Polizeiamtes, man fand sie jeden Tag in der Fabrik. Morgens streiften Polizisten schweigend durch die Vorstadt, rissen und kratzten die blauen Zettel von den Zäunen, aber mittags flogen sie wieder auf die Straße und unter die Füße der Vorübergehenden. Aus der Stadt wurden Geheimpolizisten geschickt, die an den Ecken standen und die munter und lebhaft von der Fabrik zum Mittagessen und wieder zurückgehenden Arbeiter musterten. Es machte allen Vergnügen, die Ohnmacht der Polizei zu sehen, und selbst bejahrte Arbeiter sagten zueinander:

„Wie fein die Sache gemacht wird!“

Überall versammelte man sich in Haufen und erörterte eifrig die aufregende Proklamation. Das Leben wogte hoch

auf, es war in diesem Frühjahr für alle interessant, brachte allen etwas Neues, den einen neuen Grund zur Erregung, zu böartigem Geschimpf über die Aufrührer, den anderen unklare Ruhe und Hoffnung, den dritten aber — sie waren in der Minderzahl — die frohe innige Überzeugung, daß sie jetzt eine Macht bildeten, die alle aufrüttelte.

Pawel und Andrej schliefen nachts fast gar nicht und erschienen erst kurz vor dem Fabriksignal zu Hause, beide heiser, müde und blaß. Die Mutter wußte, daß sie Versammlungen im Walde beim Sumpf abhielten und sie wußte, daß berittene Polizisten unterwegs waren, daß Spitzel umherschlichen, einzelne Arbeiter festhielten und durchsuchten, auseinandertrieben und auch diesen und jenen verhafteten. Sie sah ein, daß man jede Nacht auch ihren Sohn und Andrej verhaften könnte. Manchmal wünschte sie das fast, — es schien ihr noch das beste für beide.

Von der Untersuchung über den Mord an dem Listenführer war es sonderbar still geworden. Zwei Tage lang fragte die Polizei verschiedene Leute aus, und nachdem ein Dutzend verhört war, verlor sie das Interesse an der Sache.

Marja Korssunowa sagte in einer Unterhaltung mit der Mutter — indem sie die Ansicht der Polizei wiedergab, mit der sie wie mit allen Leuten auf gutem Fuße stand:

„Wie soll der Schuldige gefunden werden? An jenem Morgen haben vielleicht hundert Menschen Issai gesehen und neunzig, wenn nicht mehr, könnten ihm eine Ohrfeige gegeben haben. Sieben Jahre lang hat er sie alle schikaniert.“

Der Kleinrusse veränderte sich merklich. Im Gesicht magerte er ab, seine Augenlider wurden schwer, senkten sich und bedeckten zur Hälfte die vorstehenden Augen.

Eine feine Falte zog sich in seinem Gesicht von den Nasenflügeln aus zu den Mundwinkeln. Er redete weniger von gewöhnlichen Dingen, geriet aber häufiger in leidenschaftliche Erregung, in eine trunkene, alle berauschende Begeisterung, und sprach von der Zukunft und von dem schönen strahlenden Fest, wo die Freiheit und Vernunft triumphieren würden.

Als von Nachforschungen wegen Issais Ermordung nichts mehr zu hören war, sagte er mit traurigem Lächeln:

„Nicht nur das Volk, sondern auch die Leute, die uns wie die Hunde hetzen, sind ihnen nichts wert . . . Nicht der Judas tut ihnen leid, sondern ihre Silberlinge!“

„Hör auf davon, Andrej!“ sagte Pawel fest.

Die Mutter fügte leise hinzu:

„Was geschehen ist, ist geschehen! . . .“

„Zwar richtig — aber nicht tröstlich!“ erwiderte der Kleinrusse verdrießlich.

Diese Bemerkung machte er oft, und in seinem Munde bekam sie einen ganz besonderen, alles umfassenden Sinn, eine bittere und scharfe Bedeutung.

Und endlich war der Tag da, der erste Mai.

Die Dampfpeife brüllte wie stets gebieterisch. Die Mutter, die in dieser Nacht keinen Augenblick geschlafen hatte, sprang vom Bette auf, tat Glut in den Samowar, der schon am Abend vorher zurecht gemacht war, wollte dann wie immer bei ihrem Sohn und Andruscha anklopfen, überlegte es sich aber, setzte sich ans Fenster und legte die Hand ans Gesicht, als wenn sie Zahnschmerzen hätte.

Am blaßblauen Himmel schwamm eine Schar weißer, rosiger, leichter Wolken, die wie große, vom Dampfgebrüll erschreckte Vögel dahinflogen. Die Mutter schaute auf die Wolken und dachte nach. Ihr Kopf war schwer

und die von der schlaflosen Nacht entzündeten Augen trocken. Eine sonderbare Ruhe herrschte in ihrer Brust, ihr Herz schlug gleichmäßig, und sie dachte an ganz einfache Dinge . . .

„Ich habe den Samowar zu früh aufgestellt, er kocht über. Mögen sie heute etwas länger schlafen. Sie haben sich beide überanstrengt . . .“

In das Fenster spielte ein junger Sonnenstrahl: die Mutter hielt die Hand hin, und als er sich hell auf die Hand legte, streichelte sie ihn leise mit der anderen Hand und lächelte nachdenklich und freundlich . . . Dann stand sie auf, nahm das Rohr vom Samowar, sorgsam, jeden Lärm vermeidend, wusch sich und begann sich eifrig zu bekreuzen und mit bewegten Lippen leise zu beten. Ihr Gesicht leuchtete, die rechte Augenbraue hob und senkte sich abwechselnd.

Das zweite Pfeifensignal klang leiser, nicht so zuversichtlich, und in dem tiefen, feuchten Ton zitterte etwas. Der Mutter schien die Pfeife heute länger als je zu rufen.

Im Zimmer ertönte die Stimme des Kleinrussen.

„Pawel! Hörst du?“

Einer von ihnen tappte mit bloßen Füßen auf den Fußboden, jemand gähnte behaglich . . .

„Der Samowar ist fertig!“ rief die Mutter.

„Wir stehen schon auf!“ antwortete Pawel vergnügt.

„Die Sonne geht auf!“ sagte der Kleinrusse. „Und die Wolken ziehen. Sie sind heute überflüssig, die Wolken . . .“

Er trat zerzaust, unordentlich vom Schlaf in die Küche.

„Guten Morgen, Mütterlein. Wie haben Sie geschlafen?“

Die Mutter trat zu ihm und sagte leise:

„Andrjuscha, geh du doch neben ihm!“

„Natürlich!“ flüsterte der Kleinrusse. „Solange wir zusammen sind, gehen wir überall nebeneinander. Dessen können Sie sicher sein!“

„Was flüstert ihr da?“ fragte Pawel.

„Nichts, Pascha.“

„Sie sagt mir, ich soll mich recht sauber waschen! Die Mädchen werden nach uns gucken!“ erwiderte der Kleinrusse, in den Flur tretend, um sich zu waschen.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!“ sang Pawel leise.

Der Tag wurde immer heiterer, die vom Winde getriebenen Wolken schwanden. Die Mutter holte das Teeschirr und dachte kopfschüttelnd, wie die beiden an diesem Morgen sonderbar scherzten und lachten, wo doch mittags ihrer Gott weiß was wartete. Dabei war sie selbst auch ganz ruhig, fast vergnügt.

Sie tranken ihren Tee langsam, um so die Zeit, die noch gewartet werden mußte, auszufüllen. Und Pawel rührte wie stets sorgfältig den Zucker im Glase um, streute vorsichtig Salz auf sein Stück Brot — einen Kanten, den er so gern mochte. Der Kleinrusse bewegte seine Füße unter dem Tisch hin und her — er konnte sie nie gleich bequem unterbringen — und als er sah, wie an der Decke und an der Wand ein von der Flüssigkeit zurückgeworfener Sonnenstrahl entlang lief, erzählte er:

„Als ich ein Junge von zehn Jahren war, wollte ich die Sonne in einem Glase fangen. Ich nahm das Glas, schlich mich heran und — schwapp! gegen die Wand! Zerschnitt mir die Hand und bekam dafür Prügel. Als ich die weg hatte, ging ich auf den Hof, sah dort die Sonne in einer Pfütze und trat mit den Füßen nach ihr. Bespritzte mich über und über mit Dreck und bekam wieder Prügel . . . Was sollte ich tun? Ich schrie also der Sonne zu: Tut mir

gar nicht weh, du rothaariger Teufel, tut mir gar nicht weh! Und streckte ihr die Zunge aus. Das tröstete mich.“

„Warum schien sie dir denn rothaarig?“ fragte Pawel lachend.

„Uns gegenüber wohnte ein Schmied. Er hatte ein rotes Gesicht und einen roten Bart; ein lustiger, guter Mann. Dem sah meiner Meinung nach die Sonne ähnlich . . .“

Die Mutter hielt nicht länger an sich und sagte:

„Ihr solltet darüber sprechen, wie ihr gehen werdet!“

„Über abgemachte Dinge spricht man nicht mehr!“ meinte der Kleinrusse weich. „Falls man uns alle festnimmt, kommt Nikolai Iwanowitsch zu Ihnen und sagt Ihnen Bescheid.“

„Gut!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer.

„Wir sollten auf die Straße gehen!“ schlug Pawel träumerisch vor.

„Nein, bleib einstweilen lieber zu Hause!“ erwiderte Andrej. „Warum der Polizei unnötig auffallen. Du bist ihr genügend bekannt!“

Strahlend, mit roten Flecken auf den Wangen, kam Fedja Masin angelaufen. Seine Erregung und Freude verscheuchte die Langeweile der Erwartung.

„Es geht los!“ begann er. „Das Volk rührt sich! Alles drängt auf die Straße, Gesichter haben sie wie Beile . . . Am Fabriktor haben die ganze Zeit über Wessowtschikow, Wassja Gussew und Samoilow Reden gehalten! Eine Menge Arbeiter sind wieder nach Hause gegangen. Kommt, es ist Zeit! Schon zehn Uhr! . . .“

„Ich komme!“ sagte Pawel entschlossen.

„Ihr sollt sehen,“ prophezeite Fedja, „nachmittag steht die ganze Fabrik still!“

Und er lief fort.

„Er brennt wie ein Wachslicht im Winde!“ rief die Mutter ihm nach, erhob sich und ging in die Küche, um sich umzukleiden.

„Wohin wollen Sie, Mutter?“

„Mit euch mitgehen!“ sagte sie.

Andrej blickte Pawel an und zupfte seinen Schnurrbart. Pawel ordnete mit einer schnellen Handbewegung sein Haar und trat zu ihr hinaus.

„Mutter, ich sage dir nichts . . . sag du mir auch nichts! . . . Abgemacht?“

„Ja, ja, Christus sei mit euch!“ murmelte sie.

XXVII

Als sie auf die Straße trat und in der Luft das Summen von Menschenstimmen vernahm, unruhig, erwartungsvoll, überall in den Fenstern und in den Torwegen Gruppen von Leuten sah, die ihren Sohn und Andrej mit neugierigen Blicken geleiteten, erschien in ihrem Auge ein Nebelbild, das hin und her tanzte, die Farbe veränderte, bald durchsichtig grün, bald trüb grau war.

Man begrüßte sie, und in dieser Begrüßung lag etwas Besonderes. Ihr Ohr fing abgerissene, halblaute Bemerkungen auf.

„Da sind die Heerführer . . .“

„Wir wissen nicht, wer hier Heerführer ist . . .“

„Aber ich sage ja nichts Schlimmes! . . .“

An einer anderen Stelle schrie jemand auf dem Hof erregt:

„Wenn die Polizei sie festnimmt, gehen sie zugrunde!“

„Sie haben sie schon einmal gehabt!“

Eine jammernde Frauenstimme klang erschreckt aus einem Fenster auf die Straße.

„Sei doch vernünftig, du hast doch eine Frau, was?“

Als sie an des lahmen Sossimow Haus vorüberkamen, der als Krüppel jeden Monat von der Fabrik eine Unterstützung erhielt, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus und rief:

„Paschka! Sie drehen dir dafür den Hals um, du Schuft, du wirst sehen!“

Die Mutter schrak zusammen und blieb stehen. Dieser Ruf erweckte heftige Wut in ihr. Sie blickte in das aufgedunsene Gesicht des Krüppels, der schimpfend den Kopf vorstreckte. Sie beschleunigte ihre Schritte, holte ihren Sohn ein und bemühte sich, dicht hinter ihm zu bleiben. Er und Andrej hatten scheinbar nichts bemerkt, die Rufe, die ihnen galten, nicht gehört. Sie schritten ruhig, ohne zu eilen, dahin. Jetzt hielt Mironow sie auf, ein bejahrter und bescheidener Mann, den alle wegen seines nüchternen, anständigen Lebenswandels achteten.

„Arbeiten Sie auch nicht, Danilo Iwanowitsch?“ fragte Pawel.

„Meine Frau steht dicht vor der Niederkunft . . . Nun, und der Tag . . . ist doch unruhig.“ Mironow blickte die Genossen scharf an und sagte leise:

„Kinder, es heißt, ihr wollt dem Direktor einen Skandal machen, ihm die Fenster einschlagen?“

„Wir sind doch nicht betrunken!“ sagte Pawel.

„Wir ziehen einfach mit Fahnen durch die Straßen und singen dabei!“ sagte der Kleinrusse. „Hört unsere Lieder einmal an — in ihnen liegt unser Glaube.“

„Euern Glauben kenne ich!“ sagte Mironow nachdenklich. „Ich hab’ die Schriften gelesen . . . Na, Nilowna,“ rief er dann, der Mutter mit seinen klugen Augen zulächelnd, „machst du auch den Aufruhr mit?“

„Man muß wenigstens vor dem Tode noch mit der Wahrheit zusammenspazieren!“

„Oho,“ sagte Mironow. „Es scheint also richtig zu sein, was man von dir sagt, daß du die verbotenen Schriften in die Fabrik gebracht hast?“

„Wer sagt das?“ fragte Pawel.

„Nun, die Leute! Also lebt wohl . . . Benehmt euch anständig! . . .“

Die Mutter lachte leise, es war ihr angenehm, daß man in dieser Weise über sie sprach. Pawel sagte zu ihr:

„Du kommst sicher noch ins Gefängnis, Mutter!“

Die Sonne stieg immer höher und ergoß ihre Wärme in die kräftige, frische Frühlingsluft. Die Wolken zogen langsamer, ihre Schatten wurden dünner, durchsichtiger. Sie glitten weich über die Straße und die Hausdächer, hüllten die Menschen ein und reinigten gleichsam die Vorstadt, wischten den Schmutz und Staub von den Wänden und Dächern und den Stumpfsinn von den Gesichtern. Man wurde lustiger, die Stimmen klangen lauter und übertönten den entfernten Lärm der Maschinen.

Wieder drangen von allen Seiten aus den Fenstern und von den Höfen an das Ohr der Mutter unruhige und böse, nachdenkliche und heitere Worte. Aber jetzt fühlte sie den Wunsch, darauf zu erwidern, zu danken, sich in das sonderbar bunte Leben des Tages zu mischen.

Hinter einer Straßenecke, in einer schmalen Gasse, hatte sich ein Haufe von etwa hundert Leuten angesammelt, und mitten unter ihnen ertönte Wessowtschikows Stimme.

„Sie pressen unser Blut aus, wie den Saft aus Moosbeeren!“ fielen plump die Worte auf die Köpfe der Menschen.

„Stimmt!“ antworteten sofort ein paar laute Stimmen.

„Der Bursche gibt sich Mühe!“ sagte der Kleinrusse.
„Na, ich will hingehen, ihm helfen! . . .“

Er beugte sich vor, und ehe Pawel ihn zurückhalten konnte, wand er seinen langen, geschmeidigen Körper wie einen Korkenzieher durch die Menge. Dann ertönte seine singende Stimme:

„Genossen, auf Erden sollen verschiedene Völker leben — Juden und Deutsche, Engländer und Tataren. Das glaube ich nicht! Es gibt nur zwei Völker, zwei unveröhnliche Feinde — Reiche und Arme! Die Menschen kleiden sich verschieden, aber beobachtet einmal, wie reiche Franzosen, Deutsche und Engländer die Arbeiter behandeln, so könnt ihr sehen, daß sie alle für die Arbeiter nicht besser als Baschibozuks sind! Verrecken soll die Bande!“

In der Menge ertönte ein Lachen.

„Sehen wir die Sache vom andern Ende an, so nehmen wir wahr, daß auch der französische Arbeiter, auch der Tatare und Türke ein ebensolches Hundeleben führen, wie wir russischen Arbeiter!“

Von der Straße kamen immer mehr Leute, und einer nach dem anderen drängte sich schweigend, den Hals ausreckend, auf den Zehenspitzen in die Gasse.

Andrej sprach lauter.

„Die ausländischen Arbeiter haben diese Wahrheit schon verstanden, und heute, am schönen Tage des ersten Mai . . .“

„Die Polizei!“ rief jemand.

Von der Straße her ritten, ihre Peitschen schwingend, vier berittene Polizisten direkt in die Menschen in der Gasse hinein und schrien:

„Auseinandergehen!“

Die Leute machten finstere Gesichter und gaben den Pferden nicht gerade bereitwillig Raum. Einige kletterten auf die Zäune.

„Nun hör einer, wie die berittenen Schweine grunzen: ‚Jetzt sind wir auch Helden!‘“ rief eine helle aufreizende Stimme.

Der Kleinrusse blieb mitten in der Gasse allein. Auf ihn schritten zwei mit den Köpfen nickende Pferde zu. Er wich zur Seite und im selben Augenblick ergriff die Mutter ihn bei der Hand und zog ihn mit Schelten hinter sich her.

„Du hast versprochen, bei Pawel zu bleiben, und nun gehst du allein los!“

„Entschuldige,“ sagte der Kleinrusse lächelnd.

Ängstliche, niederdrückende Müdigkeit ergriff die Nilowna, stieg in ihrem Innern auf, kreiste ihr im Kopf, und im Herzen wechselten Freude und Kummer miteinander. Sie hatte den Wunsch, die Dampfpeife möchte bald Mittag pfeifen.

Sie gelangten auf einen Platz mit einer Kirche. Ringsum an der Kirche stand und saß eine dichte Menge, hier waren wohl fünfhundert vergnügte junge Leute und kleine Kinder. Die Menge wogte hin und her, die Leute erhoben die Köpfe unruhig und blickten nach allen Seiten in ungeduldiger Erwartung. Man fühlte eine gehobene Stimmung; einige blickten fassungslos drein, andere trugen besondere Kühnheit zur Schau. Gedrückte Frauenstimmen erklangen leise, ärgerlich wandten die Männer sich von ihnen ab, bisweilen ertönten halblaute Schimpfworte. Dumpfer Lärm von Streit und Rauferei tönte aus der Menge.

„Mitenka!“ zitterte eine feine Frauenstimme. „Denke doch an dich selbst!“

„Laß mich!“ war die Antwort.

Der gesetzte Ssisow sprach ruhig und überzeugend:

„Nein, wir dürfen die jungen Leute nicht im Stich lassen! Sie sind verständiger als wir, sie zeigen mehr Mut! Wer hat uns vor der ‚Sumpfkopeke‘ bewahrt? Sie! Das dürfen wir nicht vergessen. Man hat sie dafür ins Gefängnis geschleppt. Aber alle haben dadurch gewonnen! . . .“

Jetzt brüllte die Dampfpeife und verschlang mit ihrem dunklen Klang die Unterhaltung der Menschen. Die Menge zitterte, die Sitzenden standen auf, einen Augenblick war alles starr, wartete gespannt, und viele Gesichter wurden blaß.

„Genossen!“ ertönte Pawels Stimme klangvoll und fest. Trockener heißer Nebel verbrannte die Augen der Mutter, und mit einer einzigen Bewegung ihres plötzlich erstarkten Körpers stand sie hinter dem Sohn. Alle wandten sich Pawel zu und umringten ihn, wie Eisenfeilspäne einen Magneten.

Die Mutter blickte in sein Gesicht und sah nur seine stolzen, kühnen, brennenden Augen.

„Genossen! Wir haben beschlossen, offen zu erklären, wer wir sind. Wir erheben heute unser Banner, das Banner der Vernunft, der Wahrheit und der Freiheit.“

Eine lange, weiße Stange blitzte in der Luft, senkte sich, zerteilte die Menge, verschwand in ihr, und nach einer Minute flatterte die breite Leinwand der Arbeiterfahne wie ein roter Vogel über den nach oben gerichteten Gesichtern.

Pawel erhob die Hand — die Fahnenstange schwankte. Da griff ein Dutzend Hände nach dem weißen glatten Holz, und zwischen ihnen war die Hand seiner Mutter.

„Es lebe das Arbeitervolk!“ rief er.

Hunderte von Stimmen antworteten ihm mit lauten Rufen:

„Es lebe die sozialdemokratische Arbeiterpartei, unsere Partei, Genossen, unsere geistige Heimat.“

Die Menge wogte auf; wer die Bedeutung der Fahne verstand, drängte sich zu ihr hin; neben Pawel traten Masin, Samoilow, die beiden Gussews, mit gesenktem Kopf stieß Nikolai die Menschen auseinander, und mehrere der Mutter unbekannte junge Leute mit glänzenden Augen schoben sie beiseite.

„Die Arbeiter aller Länder sollen leben!“ rief Pawel, und es antwortete ihm ein an Kraft und Freudigkeit stets zunehmendes tausendstimmiges Echo, dessen Klang die Seele erschütterte.

Die Mutter ergriff Nikolais und noch eine Hand, sie drängte die hervorbrechenden Tränen zurück. Ihre Füße zitterten, und mit bebenden Lippen sprach sie:

„Meine Lieben! . . .“

Auf dem pockennarbigen Gesicht Nikolais lag ein breites Lächeln, er sah die Fahne an, indem er unverständliche Laute von sich gab, streckte die Hand nach ihr aus, und dann ergriff er plötzlich die Mutter am Halse, küßte sie und lachte.

„Genossen!“ ließ sich jetzt der Kleinrusse vernehmen, mit seiner weichen Stimme den Lärm der Menge über-tönend. „Im Namen des neuen Gottes, des Gottes des Lichtes und der Wahrheit, der Vernunft und des Guten, haben wir uns jetzt aufgemacht. Weit in der Ferne liegt unser Ziel, die Dornenkronen sind aber in der Nähe! Wer an die Kraft der Wahrheit nicht glaubt, wer nicht den Mut hat, bis zum Tode für sie einzutreten, wer nicht an sich glaubt und Leiden fürchtet — der entferne sich

von uns. Wir rufen die zu uns, die an unseren Sieg glauben; diejenigen aber, die unser Ziel nicht sehen, mögen nicht mit uns gehen, denn ihrer wartet nur Kummer. Angetreten, Genossen, es lebe der Feiertag freier Männer, es lebe der erste Mai!“

Die Menge schloß sich dichter zusammen. Pawel schwenkte die Fahne, sie breitete sich flach in der Luft aus und zog vorneweg, von der Sonne beschienen, rot und breit lächelnd.

„Wir sagen uns los von der alten Welt . . .“

ertönte Fedja Masins helle Stimme, und Dutzende von Stimmen nahmen den Gesang in weicher, starker Woge auf:

„Wir schütteln den Staub von den Füßen . . .“

Die Mutter schritt mit einem warmen Lächeln auf den Lippen hinter Masin und blickte über seinen Kopf auf ihren Sohn und die Fahne. Ringsum blickten freudige Gesichter, Augen aller Farben. Allen voran ging ihr Sohn und Andrej. Sie hörte ihre Stimmen — die weiche feuchte Stimme Andrejs verschmolz mit dem tiefen Baß ihres Sohnes.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!

Auf den Feind, ihr hungernden Brüder! . . .“

Das Volk lief der roten Fahne entgegen, rief etwas, vereinigte sich mit der Menge, wandte sich mit ihr um, und sein Geschrei erstarb in den Klängen des Liedes, desselben Liedes, das zu Hause leiser als die übrigen gesungen wurde. Auf der Straße klang es gleichmäßig, mit schreckender Gewalt dahin. Eiserne Mannhaftigkeit klang aus ihm und rief die Menschen auf den weiten Weg in die Zukunft, sprach ehrlich von der Beschwerlichkeit dieses Weges. In

seiner großen ruhigen Flamme schmolzen die schwarzen Schlacken der Vergangenheit, löste sich das dichte Knäuel zusammengeballter alltäglicher Gefühle und verbrannte zu Asche die verfluchte Angst vor dem Neuen . . .

Ein erschrecktes und doch freudiges Gesicht bewegte sich neben der Mutter, und eine zitternde Stimme rief schrill:

„Mitja! Wo willst du hin?“

Die Mutter sagte, ohne stehenzubleiben:

„Mag er gehen . . . Machen Sie sich keine Sorge. Ich war auch sehr bange . . . Meiner geht allen voran. Der die Fahne trägt — das ist mein Sohn!“

„Räuberbande! Wo wollt ihr hin? Da stehen Soldaten!“

Plötzlich ergriff das große hagere Weib die Hand der Mutter und rief:

„Ach, meine Liebe . . . Wie sie da singen . . . und Mitja singt auch mit . . .“

„Haben Sie keine Furcht!“ murmelte die Mutter. „Es ist ein heiliges Werk . . . Bedenken Sie, es gäbe keinen Christus, wenn die Menschen nicht seinetwegen umgekommen wären.“

Dieser Gedanke flammte plötzlich in ihrem Kopfe auf und überraschte sie durch seine einfache klare Wahrheit. Sie blickte der Frau ins Gesicht, drückte fest ihre Hand und wiederholte verwundert lächelnd:

„Es gäbe keinen Christus, wenn die Menschen nicht seinetwillen, Gottes wegen, umgekommen wären!“

Neben ihr erschien Ssisow. Er nahm seine Mütze ab, schwenkte sie im Takt zum Gesange und sagte:

„Jetzt ziehen sie öffentlich dahin, Mutter, was? Ein Lied haben sie gemacht. Was für ein Lied, Mutter, ah?“

„Der Zar hat Soldaten nötig;
Gebt ihm eure Söhne hin . . .“

„Sie haben keine Angst!“ sagte Ssisow. „Mein Sohn aber liegt im Grabe . . .“

Das Herz der Mutter schlug allzu stark, und sie blieb zurück. Man stieß sie schnell zur Seite, drängte sie gegen den Zaun, und eine dichte Menschenwelle strömte an ihr vorüber. Es waren ihrer viele, und das freute sie.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk! . . .“

Es war, als wenn eine riesige eherne Trompete in der Luft sang und die Menschen aufweckte, in der einen Brust Kampfbereitschaft, in der anderen unklare Freude, die Vorahnung von etwas Neuem, brennende Neugier erweckte, dort trübe Hoffnungen erregte, hier jahrelang angehäufter Wut einen Ausweg öffnete. Alle blickten nach vorn, wo in der Luft die rote Fahne schwankte und wehte.

„Sie marschieren!“ brüllte eine begeisterte Stimme. „Bravo, Kinder!“

Und dann stieß der Mensch, der augenscheinlich etwas Großes empfand, was er mit gewöhnlichen Worten nicht ausdrücken konnte, ein saftiges Schimpfwort aus. Aber auch Wut, dunkle blinde Sklavenwut zischte wie Schlangen und wand sich mit bösen Worten dahin, erschreckt durch das Licht, das auf sie fiel.

„Ketzer!“ rief eine versagende Stimme aus einem Fenster, und eine Faust drohte.

Und aufdringlich kroch ein bohrendes Gewinsel in das Ohr der Mutter:

„Gegen den Kaiser, gegen Seine Majestät den Zaren? Rebellen? . . .“

Verwirrte Gesichter huschten an der Mutter vorüber, Männer und Frauen sprangen und liefen dahin, das Volk

strömte wie dunkle Lava vorwärts. Das Lied, das durch seine Klanggewalt scheinbar alles vor sich niederwarf und den Weg säuberte, riß sie mit sich.

Indem sie von weitem auf die rote Fahne blickte, sah sie — und sah es doch nicht — das Gesicht ihres Sohnes, seine bronzene Stirn und die in hellem Feuer glühenden Augen.

Aber jetzt befand sie sich am Ende der Menge, zwischen Menschen, die, gleichgültig nach vorn blickend langsam gingen, mit der kalten Neugierde von Zuschauern, die das Ende eines Schauspiels vorher wissen. Sie schritten dahin und sprachen halblaut und zuversichtlich:

„Eine Kompagnie steht bei der Schule, die andere bei der Fabrik . . .“

„Der Gouverneur ist angekommen . . .“

„Wirklich?“

„Ich habe ihn selbst gesehen. Er ist da!“

Jemand schimpfte vergnügt und sagte:

„Sie haben jetzt aber doch Angst vor uns. Das Militär und der Gouverneur.“

„Ihr Lieben!“ hämmerte es in der Brust der Mutter.

Aber die Worte um sie herum klangen tot und kalt. Sie beschleunigte die Schritte, um von diesen Menschen fortzukommen, und sie überholte leicht die langsam und träge Dahinschreitenden.

Und plötzlich war es, als wenn der Kopf der Menge an etwas anstieß, ihr Körper schwankte, ohne anzuhalten, mit unruhigem, leisem Lärm zurück. Der Gesang schwankte ebenfalls, dann strömte er schneller und lauter dahin. Und wieder senkte sich die dichte Klangwelle und glitt zurück. Die Stimmen kamen eine nach der anderen aus dem Takt, es ertönten vereinzelte Ausrufe, man bemühte sich, das

Lied zur früheren Höhe zurückzubringen und es zu beschleunigen.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!

Auf den Feind, ihr hungernden Brüder! . . .“

Aber in diesem Klang lag kein Zusammenhang und keine Zuversicht, Unruhe zitterte schon in ihm.

Nichts sehend und nicht wissend, was vorne geschah, drängte die Mutter die Menge auseinander und bewegte sich schnell vorwärts. Ihr entgegen drängten aber schon Leute rückwärts, die einen mit gesenkten Köpfen und gerunzelter Stirn, andere verwirrt lächelnd, die dritten spöttisch pfeifend. Sie betrachtete bekümmert ihre Gesichter, und ihre Augen fragten, baten, riefen schweigend . . .

„Genossen!“ ertönte Pawels Stimme. „Die Soldaten sind ebensolche Menschen wie wir. Sie werden uns nicht schlagen. Wofür denn? Dafür, daß wir die Wahrheit bringen, die alle nötig haben? Diese Wahrheit haben ja auch sie nötig. Einstweilen begreifen sie das noch nicht, aber die Zeit ist schon nahe, wo sie mit uns gehen, wo sie nicht mehr unter der Fahne von Raub und Mord marschieren, sondern hinter unserer Fahne der Freiheit und Güte einherziehen werden. Und damit sie unsere Wahrheit bald begreifen, müssen wir vorwärts. Vorwärts, Genossen! Immer vorwärts!“

Pawels Stimme klang fest, seine Worte tönten deutlich und hell in der Luft, aber die Menge zerstreute sich, die Menschen gingen einer nach dem andern rechts und links zu den Häusern, lehnten sich gegen die Zäune. Die Menge hatte jetzt die Form eines Keils; seine Schneide war Pawel, und über seinem Kopfe brannte rot die Fahne der Arbeiter. Auch glich die Menge einem schwarzen Vogel,

der die Schwingen weit ausgebreitet hatte und nun lauerte, bereit, sich zu erheben und fortzufliegen — und Pawel war sein Schnabel . . .

XXVIII

Jetzt sah die Mutter, daß am Ende der Straße eine niedrige graue Wand gleich ausschender Menschen ohne Gesichter den Ausgang auf den Platz verspernte. Über den Schultern aller glänzten kalt und dünn die scharfen Schneiden der Bajonette. Und von dieser ganzen schweigenden, unbeweglichen Wand wehte eine Kälte zu den Arbeitern herüber, klammerte sich in die Brust der Mutter und drang ihr ins Herz.

Sie drängte sich in die Menge, dorthin, wo ihre Bekannten, die vorne bei der Fahne waren, neben Fremden standen, als wollten sie sich auf die stützen. Sie drängte sich fest mit der Hüfte gegen einen großen, glattrasierten Mann. Er hatte nur ein Auge und wandte, um zu sehen, seinen Kopf jäh herum.

„Was willst du? . . . Wer bist du? . . .“ fragte er.

„Pawel Wlassows Mutter!“ erwiderte sie und fühlte, daß ihre Beine ein Zittern unterhalb der Knie erfaßte und daß ihre Unterlippe unwillkürlich herabsank.

„Ah!“ sagte der Einäugige.

„Genossen!“ sprach Pawel wieder. „Wir müssen das ganze Leben lang vorwärts! Wir haben keinen anderen Ausweg!“

Eine gespannte Stille trat ein. Die Fahne erhob sich, flatterte, wehte nachdenklich über den Köpfen der Menschen und drängte sich an die graue Soldatenwand heran. Die Mutter zitterte, schloß die Augen und stöhnte —

Pawel, Andrej, Samoilow und Masin, nur die vier, sondern sich von der Menge ab.

In der Luft zitterte langsam die helle Stimme Fedja Masins:

„Ihr seid nur als Opfer gefallen
Im Kampf für die Freiheit des Volkes . . .“

antworteten mit zwei schweren Seufzern dichte, tiefe Stimmen. Die Leute schritten vorwärts und traten mit kleinen Schritten auf. Das neue Lied klang jetzt entschlossen und überzeugend dahin.

„Wir haben, was wir konnten, fürs Volk hingegeben . . .“
wand sich Fedjas Stimme wie ein helles Band empor.

„Für die Freiheit . . .“

sangen die Genossen im Chor.

„Aha!“ rief seitwärts jemand schadenfroh. „Sie singen ihren Grabgesang, die Hunde.“

„Haut ihn!“ ertönte ein zorniger Ausruf.

Die Mutter griff sich mit den Händen an die Brust, blickte um sich und sah, daß die Menge, die die Straße früher so dicht gefüllt hatte, unentschlossen schwankte und zögerte und zusah, wie die Leute mit der Fahne sich von ihr trennten. Hinter denen gingen einige Dutzend, und jeder Schritt vorwärts veranlaßte jemanden, beiseite zu springen, als wenn der Weg mitten auf der Straße glühend wäre und die Fußsohlen verbrannte.

„Die Willkür wird weichen . . .“
prophezeite das Lied in Fedjas Munde . . .

„Und das Volk aufstehen!“
gab der Chor starker Stimmen sicher und drohend zurück.

Durch die harmonische Melodie brachen aber leise Worte:

„Er kommandiert . . .“

„Das Gewehr — an!“ ertönte vorn ein scharfer Schrei.

Wellenförmig schwankten die Bajonette in der Luft, fielen nieder und streckten sich, wie schlau lächelnd, der Fahne entgegen.

„Marsch!“

„Sie kommen!“ sagte der Einäugige und schritt mit den Händen in der Tasche breit zur Seite.

Die Mutter schaute hin, ohne mit den Augen zu zucken. Die graue Welle der Soldaten wogte jetzt, zog sich über die ganze Straßenbreite hin und bewegte sich gleichmäßig, kalt vorwärts, einen dichten Kamm mit silbern schimmernden Stahlzähnen vor sich tragend. Die Mutter schritt breit aus, ging näher an ihren Sohn heran, sah, wie Andrej ebenfalls vor Pawel trat und ihn mit seinem langen Körper deckte.

„Geh neben mir, Genosse!“ rief Pawel scharf.

Andrej sang, seine Hände hatte er auf den Rücken gelegt, den Kopf trug er hoch. Pawel stieß ihn mit der Schulter an und rief wieder:

„Neben mir! Du hast kein Recht, vor der Fahne zu gehen!“

„Auseinander!“ rief ein kleiner Offizier, den weißen Säbel schwingend, mit dünner Stimme. Er hob die Füße hoch und schlug, ohne die Knie zu biegen, heftig mit den Sohlen auf den Boden. Der Mutter fielen besonders seine blank geputzten Stiefel auf.

Seitwärts und wenig hinter ihm ging mit schweren Schritten ein großer rasierter Mann mit dickem, grauem Schnurrbart in einem langen, grauen, rotgefütterten Rock und mit gelben Generalsstreifen am weiten Beinkleid. Er hielt ebenso wie der Kleinrusse die Hände auf dem Rücken,

schob die dicken grauen Brauen in die Höhe und blickte Pawel an.

Die Mutter sah unendlich viel, in ihrer Brust wartete unbeweglich ein lauter Schrei, der mit jedem Atemzug nach außen dringen wollte; er erstickte sie, aber sie hielt ihn im Innern zurück, indem sie mit den Händen nach der Brust griff. Man stieß sie, sie schwankte auf den Füßen und ging ohne Gedanken, fast bewußtlos vorwärts. Sie fühlte, daß die Menschen hinter ihr immer weniger wurden, eine kalte Welle kam ihnen entgegen und sprengte sie auseinander.

Immer näher bewegten sich die Leute mit der roten Fahne an die dichte graue Menschenkette, man konnte deutlich das Gesicht der Soldaten sehen — breit wie die ganze Straße, garstig in einen schmutziggelben, schmalen Streifen auseinander gezerrt, darin verschiedenfarbige Augen ungleichmäßig hineingesprenkelt waren, und vor dem die feinen Bajonettschneiden grausam blitzten. Indem sie die Bajonette gegen die Brust der Menschen richteten, stießen sie bereits, ohne sie zu berühren, die einzelnen von der Menge los und zersprengten den Haufen.

Die Mutter hörte hinter sich die eiligen Schritte der Fortlaufenden. Verhaltene, unruhige Stimmen riefen:

„Geht auseinander, Kinder! . . .“

„Wlassow, lauf! . . .“

„Zurück, Pawluscha!“

„Wirf die Fahne fort, Pawel . . .“ sagte Wessowtschikow mürrisch. „Gib her, ich verstecke sie!“

Er griff mit der Hand nach der Fahnenstange, die Fahne schwankte nach hinten.

„Laß!“ schrie Pawel.

Nikolai zog die Hand zurück, als hätte er sie sich verbrannt. Der Gesang war verstummt. Die Leute machten halt, umringten Pawel dicht, aber er drängte vorwärts. Es trat plötzlich Stille ein, mit einem Male, als wäre sie unsichtbar von oben herabgeschwebt und umfinge nun die Menschen in einer durchsichtigen Wolke.

Unter der Fahne standen etwa zwanzig Mann, nicht mehr, aber sie standen fest! Die Mutter fühlte sich von einem Gefühl der Angst und dem unklaren Wunsch, ihnen etwas zu sagen, zu ihnen gezogen.

„Leutnant, nehmen Sie das da weg!“ ertönte die gleichmäßige, grobe Stimme des großen alten Mannes.

Er streckte die Hand aus und deutete nach der Fahne.

Der kleine Offizier sprang an Pawel heran, griff mit der Hand nach der Stange und schrie kreischend:

„Her damit!“

„Hände weg!“ sagte Pawel laut.

Die Fahne zitterte rot in der Luft, neigte sich nach rechts und links und stand wieder gerade hoch. Der kleine Offizier flog zurück, setzte sich auf die Erde. An der Mutter glitt mit ungewohnter Schnelligkeit Nikolai vorüber, die Hand zur Faust geballt vor sich.

„Nehmt die Leute fest!“ schrie der Alte, mit dem Fuß aufstampfend.

Ein paar Soldaten sprangen vor. Einer schlug mit dem Kolben, die Fahne zitterte, neigte sich und verschwand in dem grauen Soldatenhaufen.

„Ach!“ seufzte jemand traurig.

Die Mutter brach in tierisches Geheul aus. Als Antwort darauf erklang aus dem Soldatenhaufen die klare Stimme Pawels.

„Auf Wiedersehen, Mama! Auf Wiedersehen, liebe . . .“

„Er lebt, denkt an mich!“ schlug es zweimal im Herz der Mutter.

„Auf Wiedersehen, Mütterlein!“

Sie erhob sich auf den Zehenspitzen, winkte mit den Händen, bemühte sich, die beiden zu sehen und erblickte über den Köpfen der Soldaten das runde Gesicht Andrejs — es lächelte, nickte ihr zu.

„Meine Lieben . . . Andruscha . . . Pascha . . .“ rief sie.

„Auf Wiedersehen, Genossen!“ riefen sie aus dem Soldatenhaufen.

Ihnen antwortete ein vielfältiges, zerrissenes Echo. Es klang aus den Fenstern, irgendwoher von oben, von den Dächern.

XXIX

Jemand stieß die Mutter vor die Brust. Durch den Nebel in den Augen sah sie den kleinen Offizier vor sich; sein Gesicht war rot, angespannt, und er schrie sie an:

„Weg da, Alte!“

Sie blickte ihn von oben bis unten an, sah zu seinen Füßen die in zwei Teile zerbrochene Fahnenstange — an einem hing noch ein Stück von dem roten Stoff. Sie beugte sich nieder und hob sie auf. Der Offizier riß ihr den Stock aus der Hand, warf ihn beiseite und schrie, mit den Füßen aufstampfend:

„Weg da! sage ich! . . .“

Mitten unter den Soldaten loderte wieder das Lied auf:

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk! . . .“

Alles drehte sich, schwankte, zitterte. In der Luft tönte lauter Lärm der Erregung, ähnlich wie das Summen von Telegraphendrähten. Der Offizier sprang fort und kreischte erregt:

„Der Gesang soll aufhören! Feldwebel Krainow . . .“

Die Mutter trat schwankend zu dem Bruchstück der Fahnenstange, das er fortgeworfen, und hob es auf.

„Stopft ihnen das Maul . . .“

Der Gesang verwirrte sich, erlosch. Jemand faßte die Mutter an der Schulter, drehte sie um und stieß sie in den Rücken.

„Geh, geh . . .“

„Die Straße säubern!“ schrie der Offizier.

Die Mutter sah zehn Schritte vor sich wieder einen dichten Menschenhaufen. Die Leute brüllten, schalten, pfffen, zogen sich langsam die Straße hinab zurück und strömten in die Höfe.

„Vorwärts, Satan!“ schrie ein junger schnurrbärtiger Soldat neben der Mutter ihr direkt ins Ohr und stieß sie auf den Fußweg.

Sie ging, auf die Fahnenstange gestützt, ihre Beine wollten sie nicht tragen. Um nicht zu fallen, klammerte sie sich mit der anderen Hand an die Mauern und Zäune. Vor ihr wichen die Menschen zurück, neben ihr und hinter ihr schritten Soldaten, die schrien:

„Vorwärts, vorwärts! . . .“

Die Soldaten überholten sie, sie blieb stehen und blickte um sich. Am Straßenende standen wieder Soldaten in einer dünnen Kette, die den Weg auf den Platz versperrten. Der Platz war leer. Vorne bewegten sich gleichfalls graue Gestalten langsam auf die Menschen zu.

Sie wollte sich umwenden, ging aber unwillkürlich wieder vorwärts, und als sie an die Ecke gelangte, bog sie in die schmale und leere Gasse ein.

Wieder machte sie halt, horchte und atmete schwer. Vorne hörte man das Stimmengewirr des Volkes.

Auf die Fahnenstange gestützt, schritt sie weiter, mit den Augen zuckend; dann kam sie plötzlich in Schweiß, es zitterte um ihre Lippen, sie machte eine Bewegung mit der Hand, und in ihrem Herzen blitzten wie Funken Worte auf, ballten sich zusammen und entzündeten in ihr den gebieterischen Wunsch, sie auszusprechen, hinauszuschreien . . .

Die Gasse machte eine scharfe Biegung nach links, hinter der die Mutter einen großen, dichten Menschenhaufen sah. Eine Stimme sprach laut und kräftig:

„Aus bloßer Skandalsucht läuft man nicht in Bajonette!“

„Und wie haben sie sich benommen, was? Man geht gegen sie los — sie aber halten stand, ganz furchtlos.“

„Sieh einer den Pawel Wlassow!“

„Und der Kleinrusse . . .“

„Die Hände auf dem Rücken, lacht der Teufel!“

„Ihr lieben Leute!“ rief die Mutter, sich in die Menge drängend. Man wich ehrerbietig vor ihr auseinander. Jemand lachte:

„Sieh mal — mit der Fahne! Mit der Fahne in der Hand!“

„Schweig!“ sagte grob eine andere Stimme.

Die Mutter breitete die Hände weit aus . . .

„Hört zu . . . um Christi willen! Ihr alle — ihr Lieben . . . ihr alle — Herzensfreunde . . . blickt ohne Furcht drein! Was ist geschehen? Unsere Kinder gehen in die Welt, unser Blut, sie gehen der Wahrheit nach, für alle! Für uns alle, für eure Kleinen haben sie das schwere Kreuz auf sich genommen, suchen sie helle Tage. Sie wollen ein anderes Leben in Wahrheit und Gerechtigkeit, wollen das Gute für alle!“

Ihr Herz zerriß, in ihrer Brust war es eng, im Halse trocken und bitter. Tief in ihrem Innern entstanden Worte

einer großen, alles und alle umfangenden Liebe, die ihr die Zunge verbrannten und sie immer stärker, immer freier in Bewegung setzten.

Sie sah: alles schwieg, man hörte ihr zu; sie fühlte: die Leute denken nach, dicht umringten sie sie, und in ihr wuchs der Wunsch — jetzt schon ihr selbst klar — die Leute dorthin zu treiben, hinter ihrem Sohn, hinter Andrej her, hinter allen, die den Soldaten in die Hände gefallen, die dort geblieben waren, von denen man sich getrennt hatte.

Sie betrachtete die finsternen, aufmerksamen Gesichter ringsum und fuhr weich fort:

„Unsere Kinder gehen da der Freude entgegen, sie gehen für alle und um der christlichen Wahrheit willen, gegen alles, womit uns unsere bösen, falschen, habsüchtigen Feinde unfrei gemacht, gebunden und bedrückt haben! Liebe Freunde — unser junges Blut hat sich für das ganze Volk erhoben, für die ganze Welt, für alle Arbeiter sind sie dahin gezogen . . . Geht nicht von ihnen, laßt eure Kinder nicht allein auf dem Wege. Habt Mitleid mit euch selbst . . . glaubt den Herzen eurer Söhne — sie haben die Wahrheit gefunden, sie gehen ihretwegen zugrunde. Glaubt ihnen!“

Ihre Stimme brach ab, sie schwankte kraftlos, jemand faßte sie unter den Arm . . .

„Gott hat gesprochen!“ rief jemand erregt und dumpf.
„Gottselbst sprach aus ihrem Munde, liebe Leute! Hört zu!“

Ein anderer sagte mitleidig:

„Ach, wie sie sich quält!“

Man machte ihm Vorwürfe.

„Sie quält sich nicht, sondern straft uns Narren . . . begreift das!“

Über die Menge hin wand sich eine hohe zitternde Stimme:

„Rechtgläubige! Mein Mitja, die reine Seele, ist hinter den Kameraden hergezogen, hinter den lieben . . . Sie sagt die Wahrheit. — Warum lassen wir unsere Kinder im Stich? Was haben sie uns Böses getan?“

Die Mutter zitterte unter diesen Worten, und ihre Antwort waren leise Tränen.

„Geh nach Hause, Nilowna, geh, Mutter! Du bringst dich um!“ sagte Ssisow rasch.

Er war blaß, sein Bart war zerzaust und zitterte. Plötzlich runzelte er die Stirn, überflog alle mit strengen Blicken, richtete sich gerade auf und sagte gebieterisch:

„Mein Sohn Matwej ist in der Fabrik umgekommen . . . Ihr wißt das. Aber wenn er am Leben wäre, würde ich ihn selbst zu ihnen, zu denen da, schicken. Ich würde selbst sagen: Geh du auch, Matwej! Geh! das ist richtig . . . Das ist — ehrenhaft!“

Er brach ab, verstummte, und alle schwiegen finster, etwas Ungeheures, Neues schwer fühlend, das sie aber schon nicht mehr schreckte. Ssisow erhob die Hand, schüttelte sie und fuhr fort:

„Ein alter Mann spricht. Ihr kennt mich. Neunund-dreißig Jahre arbeite ich hier, dreiundfünfzig Jahre lebe ich auf der Welt. Meinen Neffen, einen sauberen, klugen Jungen haben sie heute wieder aufgegriffen. Er ist auch vorn neben Wlassow gegangen, dicht neben der Fahne!“ Er machte eine Handbewegung, bückte sich, ergriff den Arm der Mutter und sagte:

„Die Frau hat die Wahrheit gesagt . . . Unsere Kinder wollen in Ehre, in Vernunft leben, und wir haben sie im Stich gelassen, sind fortgegangen, ja! Komm, Nilowna!“

„Ihr lieben Leute!“ sagte sie, alle mit verweinten Augen anblickend: „Den Kindern gehört das Leben, ihnen gehört die ganze Erde!“

„Komm, Nilowna, da nimm den Stock,“ sagte Ssisow und reichte ihr das Bruchstück der Fahnenstange.

Man blickte voll Schmerz und mit Achtung auf die Mutter, und lärmendes Mitgefühl geleitete sie. Ssisow schob die Menschen schweigend aus dem Wege, sie traten wortlos beiseite, schritten, einer unklaren Macht gehorchend, langsam hinter der Mutter her und tauschten halblaute Bemerkungen aus.

Bei ihrem Hauseingange wandte sie sich zu ihnen um, stützte sich auf die Fahnenstange, verneigte sich und sagte dankbar und leise:

„Ich danke euch . . .“

Und wieder kam ihr der Gedanke — der neue Gedanke, den, wie sie glaubte, ihr Herz geboren hatte — und sie sprach ihn aus:

„Unser Herr Christus wäre nicht, wenn nicht Menschen zu seinem Ruhm umgekommen wären . . .“

Die Menge blickte sie schweigend an.

Sie verneigte sich noch einmal vor den Leuten und ging in ihr Haus; Ssisow aber trat mit gesenktem Kopf mit ihr ein.

Die Menschen standen am Tor und beredeten sich. Dann gingen sie langsam auseinander.

I

Der Rest des schrecklichen Tages verging im bunten Nebel der Erinnerungen, in schwerer Müdigkeit, die Leib und Seele fest umfing. Als grauer Fleck hüpfte der kleine Offizier, es glänzte Pawels bronzefarbenes Gesicht, und es lächelten Andrejs Augen.

Sie ging im Zimmer hin und her, setzte sich ans Fenster, blickte auf die Straße, hob die Augen und ging wieder umher, sie zitterte, sah sich um und suchte ohne Nachdenken nach etwas . . . Sie trank Wasser, stillte aber ihren Durst nicht und konnte den Kummer und die brennende Scham im Innern nicht ersticken. Der Tag war mitten durchgeschnitten — sein Anfang hatte einen Inhalt gehabt, aber jetzt war nichts mehr in ihm, vor ihr dehnte sich eine öde Weite, und ratlos fragte sie sich:

„Was wird jetzt?“

Die Korssunowa kam. Sie gestikulierte, schrie, weinte und geriet in Entzücken, stampfte mit den Füßen, machte Vorschläge und Versprechen, drohte jemand. Die Mutter rührte das alles nicht.

„Aha!“ hörte sie Marjas schreiende Stimme. „Jetzt hat es das Volk gepackt! Die Fabrik hat sich erhoben, die ganze Fabrik!“

„Ja, ja!“ sagte leise die Mutter und nickte; aber ihre Augen sahen unbeweglich auf das, was nun schon der Vergangenheit angehörte, was mit Andrej und Pawel ihr genommen war. Weinen konnte sie nicht — ihr Herz preßte

sich zusammen, Lippen und Mund waren wie ausgetrocknet. Die Hände bebten, über den Rücken lief ein leichtes Zittern.

Abends kamen die Gendarmen. Sie ging ihnen ohne Erstaunen und furchtlos entgegen. Die Leute traten lärmend ein und legten eine gewisse Lustigkeit und Zufriedenheit an den Tag. Der Offizier mit dem gelben Gesicht zeigte die Zähne:

„Nun, wie geht's? Wir begegnen uns jetzt das drittemal, nicht wahr?“

Sie schwieg und fuhr mit der trockenen Zunge über die Lippen. Der Offizier sprach viel in belehrendem Ton, und sie fühlte, daß ihm das Reden Vergnügen machte. Aber seine Worte erreichten sie nicht, störten sie nicht. Nur als er sagte:

„Du selbst bist schuld, wenn du es nicht verstanden hast, deinem Sohn Respekt vor Gott und dem Zaren einzuflößen . . .“

Sie stand an der Tür und antwortete ohne ihn anzusehen:

„Ja . . . die Kinder sind unsere Richter — sie verurteilen uns mit Recht dafür, daß wir sie auf diesem Wege im Stich lassen.“

„Was?“ rief der Offizier. „Lauter!“

„Ich sage — unsere Richter sind die Kinder,“ wiederholte sie schweratmend.

Da begann er wieder schnell und böse zu reden, aber seine Worte verhallten und berührten die Mutter nicht.

Unter den Polizeizeugen war Marja Korssunowa. Sie stand neben der Mutter, und wenn der Offizier sich mit irgendeiner Frage an sie wandte, antwortete sie mit einer schnellen, tiefen Verbeugung:

„Ich weiß nicht, Euer Wohlgeboren! Bin eine ungebildete Frau, die Handel treibt und in ihrer Dummheit sonst nichts versteht . . .“

„Nun, sei still!“ befahl der Offizier und bewegte den Schnurrbart. Sie verneigte sich abermals, machte ihm heimlich eine lange Nase und flüsterte der Mutter zu:

„Ätsch, bäh!“

Man hieß sie die Wlassowa untersuchen. Sie blickte den Offizier mit großen Augen starr an und sagte erschreckt:

„Euer Wohlgeboren, das verstehe ich nicht!“

Er stampfte mit dem Fuß auf und schrie sie an. Marja schlug die Augen nieder und bat die Mutter leise:

„Nun, also . . . Knöpf mal auf, Pelagea Nilowna . . .“

Dann durchsuchte und befühlte sie ihr Kleid und flüsterte mit rotem Gesicht:

„Ach, diese Hunde . . . nicht wahr?“

„Was sagst du da?“ rief der Offizier finster und blickte in die Ecke, wo sie die Wlassowa durchsuchte.

„Über weibliche Angelegenheiten, Euer Wohlgeboren!“ murmelte Marja verwirrt.

Als er der Mutter befahl, das Protokoll zu unterschreiben, zeichnete sie mit unkundiger Hand in fett glänzenden Druckbuchstaben:

„Arbeiterwitwe Pelagea Wlassowa.“

„Was hast du da geschrieben? Was soll das?“ rief der Offizier mit verächtlichem Gesichtsausdruck und fügte lachend hinzu:

„Barbaren!“

Sie gingen fort. Die Mutter trat ans Fenster, legte die Hände auf die Brust, blickte lange vor sich hin und biß den Mund so fest zusammen, daß sie bald Zahnschmerzen

fühlte. Das Petroleum in der Lampe brannte aus, die Flamme knisterte leise und wollte erlöschen. Sie blies sie aus und blieb im Dunkeln. Qualvolle Gedankenlosigkeit zog als dunkle, kalte Wolke in ihr Inneres und machte ihr Herz stocken. Sie stand lange da — Füße und Augen wurden ihr müde. Sie hörte, wie Marja vor dem Fenster stehen blieb und mit trunkener Stimme rief:

„Pelagea, schläfst du? Unglückliche . . . Schlaf nur!“

Die Mutter legte sich unausgekleidet auf das Bett und versank schnell in schweren Schlaf, als fiel sie in einen tiefen Abgrund.

Sie träumte von dem gelben Sandhügel hinter dem Sumpf auf dem Wege zur Stadt. An seinem Rande, über dem Abhänge, der zu den Sandgruben führte, stand Pawel und sang mit Andrejs Stimme leise und klangvoll:

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!“

Sie ging auf dem Wege an dem Sandhaufen vorüber, legte die flache Hand gegen die Stirn und blickte auf ihren Sohn. Auf dem Grunde des blauen Himmels zeichnete sich seine Gestalt deutlich und scharf ab. Sie konnte sich nicht entschließen, zu ihm zu gehen, weil sie schwanger war. Und auf dem Arm hatte sie ein Kind. Sie ging weiter. Auf dem Felde spielten viele Kinder Ball, und der Ball war rot. Das Kind auf dem Arme strampelte ihnen entgegen und weinte laut. Sie gab ihm die Brust und kehrte zurück, aber auf dem Sandhaufen standen schon Soldaten, die die Bajonette gegen sie richteten. Sie lief schnell zur Kirche, die mitten auf dem Felde stand, eine weiße, schöne Kirche, die wie aus Wolken gebaut und unermesslich hoch war. Eine Begräbnisfeier wurde abgehalten. Der Sarg war groß, schwarz und schon fest geschlossen. Der Priester und

der Diakon gingen in weißen Meßgewändern in der Kirche umher und sangen:

„Christ ist erstanden . . .“

Der Diakon schwenkte das Weihrauchbecken, verbeugte sich vor ihr und lächelte; sein Haar war hellrötlich, und das Gesicht vergnügt wie das Samoilows. Von oben aus der Kuppel fielen handtuchbreite Sonnenstrahlen. Auf beiden Chören sangen Knaben leise:

„Christ ist erstanden . . .“

„Nehmt sie fest!“ schrie plötzlich der Priester und blieb mitten in der Kirche stehen. Das Meßgewand glitt von ihm ab, in seinem Gesicht erschien ein grauer, strenger Schnurrbart. Alle stürzten fort, auch der Diakon schleuderte das Weihrauchbecken beiseite, lief davon und faßte sich mit den Händen an den Kopf, wie der Kleinrusse. Die Mutter warf das Kind den Leuten unter die Füße, sie liefen aber vorbei und blickten furchtsam auf den kleinen, nackten Körper; während sie selbst auf die Knie fiel und ihnen zuschrie:

„Verlaßt das Kind nicht! Nehmt es mit . . .“

„Christ ist erstanden . . .“ sang der Kleinrusse, hielt die Hände auf dem Rücken und lächelte . . .

Sie beugte sich nieder, hob das Kind auf und setzte es auf eine Fuhre Bretter, neben der Nikolai langsam dahinschritt. Er lachte und sagte:

„Jetzt habe ich eine schwere Arbeit bekommen . . .“

Auf der Straße war es schmutzig, aus den Fenstern guckten Leute, piffen, schrien und gestikulierten. Der Tag war heiter, die Sonne brannte hell, warf aber keinen Schatten.

„Singen Sie doch, Mütterlein!“ sagte der Kleinrusse.

„Das Leben ist einmal so!“

Und er sang mit seiner alles übertönenden Stimme. Die Mutter schritt hinter ihm her; aber plötzlich stolperte sie und flog in eine unergründliche Tiefe, aus der ihr schreckliches Geheul entgegentönte.

Zitternd erwachte sie. Es war, als wenn eine zottige, schwere Hand ihr Herz ergriffen hätte und es böswillig presse. Gebieterisch ertönte der Ruf zur Arbeit: sie erriet, daß es schon das zweitemal war. Im Zimmer lagen die Bücher und Kleidungsstücke unordentlich durcheinander, alles war von der Stelle gerückt, umgestürzt, der Fußboden voller Fußspuren.

Sie stand auf und räumte, ohne sich zu waschen und ohne zu beten, das Zimmer auf. In der Küche fiel ihr die Stange mit dem roten Tuchlappen in die Augen. Sie ergriff sie feindselig und wollte sie unter den Ofen schieben, löste aber dann seufzend den roten Fahnenfetzen los, faltete ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn in die Tasche. Die Stange zerbrach sie über dem Knie und warf sie auf den Herd. Dann wusch sie die Fenster und den Fußboden, stellte den Samowar auf und kleidete sich an. Sie setzte sich vor das Fenster in der Küche, und wieder tauchte die Frage vor ihr auf:

„Was soll jetzt werden?“

Ihr fiel ein, daß sie noch nicht gebetet hatte, sie trat vor das Heiligenbild, blieb einige Sekunden davor stehen und setzte sich wieder — in ihrem Herzen war es leer.

Es war eigentümlich still — als wenn alle Leute, die auf der Straße so viel geschrien, sich heute in den Häusern versteckt hätten und schweigend über den ungewöhnlichen Tag nachdächten.

Plötzlich fiel ihr ein Bild ein, das sie einst in ihrer Jugend gesehen hatte. In dem alten Park der Familie Saussailow

war ein großer, dicht mit Wasserrosen bewachsener Teich. Als sie an einem grauen Herbsttage an dem Teich vorüberging, erblickte sie mitten auf ihm einen Kahn. Der Teich war dunkel, unbeweglich, und der Kahn klebte gleichsam auf dem schwarzen, mit gelben Blättern traurig geschmückten Wasser. Tiefe Traurigkeit, unfaßbarer Kummer wehte von diesem einsamen, unbeweglichen Kahn ohne Steuer und Ruder auf dem glanzlosen Wasser inmitten toter Blätter. Die Mutter hatte damals lange nachdenklich am Ufer des Teiches gestanden. Wer mochte den Kahn vom Ufer abgestoßen haben und warum? . . . Am selben Abend erfuhr man, daß sich die Frau des Geschäftsführers der Saussailows, eine kleine, flinke Frau mit schwarzem, stets aufgelöstem Haar, im Teich ertränkt hatte.

Die Mutter fuhr mit der Hand über das Gesicht, und ihre Gedanken verweilten unruhig bei den Eindrücken des gestrigen Tages . . . So saß sie lange unbeweglich da, die Augen auf den abgestandenen Tee gerichtet; in ihrem Herzen aber brannte der Wunsch, einen verständigen, einfachen Menschen zu sehen und ihn nach vielem zu fragen. Nach dem Mittagessen erschien, wie in Erfüllung ihres Wunsches, Nikolai Iwanowitsch. Als sie ihn sah, wurde sie unruhig und sagte, ohne seinen Gruß zu beantworten:

„Ach, mein Freund, Sie sollten nicht kommen, das ist unvorsichtig von Ihnen! Sie werden verhaftet, wenn man Sie sieht . . .“

Nikolai Iwanowitsch drückte der Mutter fest die Hand, setzte seinen Kneifer zurecht, beugte sein Gesicht zu ihr hin und erklärte schnell:

„Sehen Sie, ich habe mit Pawel und Andrej verabredet, wenn man sie verhaften sollte, Sie am nächsten Tage in

die Stadt zu bringen . . .“ sagte er freundlich und besorgt.
„Hat bei Ihnen eine Haussuchung stattgefunden?“

„Ja, sie haben alles durchstöbert. Die Leute haben keine Scham und kein Gewissen!“ rief sie aus.

„Was haben die Scham nötig?“ sagte Nikolai achselzuckend und erzählte ihr, warum sie in der Stadt wohnen müsse.

Sie hörte seine freundschaftlich besorgte Stimme, blickte ihn mit schwachem Lächeln an und, ohne seine Beweisgründe zu verstehen, wunderte sie sich über ihr freundliches Zutrauen zu diesem Manne.

„Wenn Pascha es will,“ sagte sie, „und ich Ihnen nicht zur Last falle . . .“

Er unterbrach sie:

„Darüber machen Sie sich keine Sorge! Ich lebe allein, nur selten kommt meine Schwester . . .“

„Umsonst will ich mein Brot nicht essen“, dachte sie laut.

„Wenn Sie arbeiten wollen, findet sich schon etwas!“ sagte Nikolai.

Für sie war mit dem Begriff der Arbeit bereits die Tätigkeit ihres Sohnes und seiner Genossen unlöslich verknüpft. Sie näherte sich Nikolai, blickte ihm in die Augen und fragte:

„Wird sich etwas finden?“

„Meine Wirtschaft ist klein, eben wie bei einem Junggesellen.“

„Davon spreche ich nicht, an häusliche Arbeit denke ich nicht!“ sagte sie leise.

Sie seufzte traurig und fühlte sich dadurch verletzt, daß er sie nicht verstand. Er stand auf, seine kurzsichtigen Augen lächelten, und er sagte nachdenklich:

„Wenn Sie bei einem Besuch im Gefängnis von Pawel die Adressen der Bauern erfahren könnten, die um die Zeitung gebeten haben . . .“

„Ich kenne sie!“ rief sie fröhlich. „Ich werde schon finden und alles tun, wie Sie sagen! Wer wird denken, daß ich Verbotenes bei mir habe? In die Fabrik habe ich ja auch, Gott sei Dank, so manches gebracht.“

Sie spürte plötzlich den Wunsch, auf der Landstraße an Wäldern und Dörfern vorbei mit einem Ranzen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand zu pilgern.

„Lieber Freund, stellen Sie mich doch für diese Arbeit an, ich bitte recht sehr!“ sagte sie. „Ich gehe überall hin. In alle Gouvernements. Ich finde alle Wege! Ich gehe im Winter und Sommer . . . bis zum Grabe, als Pilgerin — ist das etwa ein schlechtes Los?“

Ihr wurde schwer ums Herz, als sie sich als heimatlose Pilgerin sah, die an den Fenstern der Dorfhütten um Almosen bettelt.

Nikolai ergriff vorsichtig ihre Hand und streichelte sie mit seinen warmen Fingern. Dann blickte er auf die Uhr und sagte:

„Darüber wollen wir später reden.“

„Mein Lieber!“ rief sie. „Die Kinder, das Teuerste unseres Herzens, geben ihre Freiheit und ihr Leben dahin und gehen gern zugrunde . . . Wie darf ich als Mutter da zaudern?“

Nikolais Gesicht wurde blaß; er blickte sie liebevoll aufmerksam an und sagte leise:

„Wissen Sie, ich höre zum ersten Male solche Worte.“

„Was kann ich Ihnen sagen?“ meinte sie, traurig den Kopf schüttelnd mit einer matten Gebärde. „Wenn ich Worte hätte, von meinem Mutterherzen zu erzählen . . .“

Sie erhob sich, von einer inneren Macht getrieben, die in ihr wuchs und sie berauschte und Worte der Empörung drängten in ihr empor.

„Dann würden viele weinen, selbst die bösen, gewissenlosen Menschen.“

Nikolai stand ebenfalls auf und sah wieder nach der Uhr.

„Also abgemacht. Sie siedeln in die Stadt zu mir über.“

Sie nickte schweigend.

„Wann? Sie sollten bald kommen!“ bat er und fügte weich hinzu: „Ich mache mir wirklich Sorge um Sie!“

Sie blickte ihn erstaunt an. Was konnte sie für ihn bedeuten? Mit gesenktem Kopf, verwirrt lächelnd, stand er gebückt, in einer einfachen schwarzen Jacke, vor ihr.

„Haben Sie Geld?“ fragte er, die Augen niederschlagend.

„Nein.“

Er zog schnell einen Beutel aus der Tasche, öffnete ihn und hielt ihr ihn hin.

„Da, bitte, nehmen Sie . . .“

Die Mutter lächelte unwillkürlich und bemerkte kopfschüttelnd:

„Alles geht bei euch auf neue Manier her, sogar das Geld hat keinen Wert mehr. Für Geld geben die Leute sogar ihre Seele hin, für euch aber ist es — nur so etwas Papier und Kupfer . . . als wenn ihr es nur aus Mitleid mit den Menschen bei euch tragt.“

Nikolai lachte leise:

„Eine ungemütliche und unangenehme Sache, das Geld! Es ist immer peinlich, es zu nehmen, wie zu geben . . .“

Er ergriff ihre Hand, drückte sie fest und bat sie noch einmal:

„Also Sie kommen recht bald?“

Und ging wie immer leise fort.

Sie geleitete ihn und dachte:

„Solch guter Mensch — aber bedauert hat er mich nicht.“

Sie konnte sich nicht darüber klar werden, ob ihr das unangenehm oder nur verwunderlich war.

II

Vier Tage nach Nikolais Besuch machte sie sich zu ihm auf den Weg. Als der Wagen mit ihren zwei Koffern schon außerhalb der Vorstadt war und sie sich umwandte, fühlte sie plötzlich, daß sie für immer den Ort verließ, wo sich ein dunkler und schwerer Teil ihres Lebens abgespielt hatte und wo ein anderer, voll neuen Kummers und neuer Freude begonnen hatte, der rasch die Tage verschlang.

Wie eine riesige, dunkelrote Spinne streckte die Fabrik auf der rußgeschwärzten Erde ihre Glieder aus, die Schornsteine hoch gen Himmel gerichtet. Die einstöckigen Arbeiterhäuser schmiegt sich dicht an sie an. Grau und plattgedrückt drängten sie sich am Rande des Sumpfes eng zusammen und blickten sich mit den kleinen, trüben Fenstern kläglich an. Über ihnen erhob sich die ebenfalls dunkelrote Kirche, und ihr Glockenturm erschien niedriger als die Fabrikschornsteine.

Die Mutter seufzte und zog den Kragen ihrer Jacke, der ihr den Hals zuschnürte, zurecht.

„Hüh, hüh!“ brummte der Kutscher und schlug das Pferd mit den Zügeln. Er war ein krummbeiniger Mensch von unbestimmtem Alter, mit spärlichem, verblichenem Haar im Gesicht und auf dem Kopf und mit farblosen Augen. Beim Gehen von einer Seite auf die andere wiegend, schritt er neben dem Wagen her, und es war ihm offenbar ganz einerlei, wohin er ging — rechts oder links.

„Hüh! hüh!“ rief er mit klangloser Stimme und warf seine krummen Beine in den schweren beschmutzten Stiefeln lächerlich hin und her. Die Mutter blickte sich um. Auf dem Felde war es öde, wie in ihrem Herzen . . .

Das Pferd schüttelte traurig den Kopf und stemmte die Beine fest in den tiefen, von der Sonne erwärmten Sand, der leise knirschte. Der schlecht geschmierte, wackelige Wagen kreischte, und alle diese Klänge samt dem Staube verloren sich nach rückwärts . . .

Nikolai Iwanowitsch wohnte an der Stadtgrenze in einer öden Straße, in einem kleinen grünen Gebäude, das an ein zweistöckiges, altes, dunkles Haus angebaut war. Vor diesem Gebäude war ein dichter Lattenzaun, und in die drei Fenster blickten freundlich Flieder- und Akazienzweige und silberne, junge Pappelblätter. In dem Zimmer war es still und sauber, auf dem Fußboden zitterten lautlos vielgestaltige Schatten, an den Wänden hingen mit Büchern gefüllte Regale und streng blickende Porträts.

„Wird es Ihnen hier behaglich sein?“ fragte Nikolai, als er die Mutter in ein kleines Zimmer führte, das ein Fenster nach dem Garten und ein anderes nach dem mit Gras bewachsenen Hof hatte. Auch in diesem Zimmer waren alle Wände von Schränken und Bücherregalen eingenommen.

„Ich ginge lieber in die Küche!“ sagte sie. „Die ist hell und sauber . . .“

Es kam ihr vor, als ob er über etwas erschrak. Als er ihr aber ungeschickt und verwirrt abredete und sie ihm zustimmte, wurde er gleich heiter.

In allen drei Zimmern herrschte eine ganz besondere Luft — es atmete sich leicht und angenehm in ihnen, aber man dämpfte unwillkürlich die Stimme, man mochte nicht

laut reden, um die Menschen, die da so unverwandt von den Wänden blickten, in ihrem friedlichen Nachdenken nicht zu stören.

„Die Blumen müssen begossen werden!“ meinte die Mutter, als sie die Erde in den Blumentöpfen am Fenster befühlt hatte.

„Ja, ja!“ sagte der Hausherr selbstbewußt. „Wissen Sie, ich liebe meine Blumen, aber ich habe keine Zeit, mich damit zu beschäftigen . . .“

Als sie ihn beobachtete, sah sie, daß Nikolai auch in seiner gemütlichen Wohnung vorsichtig und geräuschlos, seiner Umgebung fremd, umherging. Er brachte sein Gesicht dicht an die Gegenstände, die er anblickte, rückte mit den dünnen Fingern der rechten Hand die Brille zurecht, blinzelte und es war, als ob er stumme Fragen an den Gegenstand, der ihn interessierte, richtete. Bisweilen nahm er etwas in die Hand, hielt es dicht vor das Gesicht und betastete es sorgfältig mit den Augen. Es schien, als sei er mit der Mutter zusammen zum ersten Male in das Zimmer getreten, und als sei ihm hier alles ebenso unbekannt wie ihr. Die Mutter fühlte sich bald in diesem Hause am richtigen Platz. Sie begleitete Nikolai durch die Räume, merkte sich, wo alles stand, fragte ihn nach seiner Tageseinteilung, und er antwortete ihr in verlegenem Ton, wie jemand, der weiß, daß er alles falsch macht, sich aber nicht besser zurechtfindet.

Sie begoß die Blumen und legte die auf dem Klavier verstreuten Noten ordentlich zusammen. Dann sah sie den Samowar an und erklärte: „Er muß geputzt werden!“

Er fuhr mit den Fingern über das glanzlose Metall, hob einen Finger bis an die Nasenspitze und besah ihn mit Ernst. Die Mutter lächelte freundlich.

Als sie sich schlafen legte und über ihren Tag nachdachte, erhob sie den Kopf erstaunt vom Kissen und blickte um sich. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie im Hause eines fremden Menschen und das bedrückte sie gar nicht. Sie dachte besorgt an Nikolai und empfand den Wunsch, alles möglichst gut für ihn zu machen, und Freundlichkeit und Wärme in sein Leben hineinzutragen. Die Ungeschicklichkeit und komische Unsicherheit Nikolais, seine Unkenntnis der gewöhnlichsten Dinge, und das Kindlich-Weise in seinen hellen Augen rührte sie. Dann verweilten ihre Gedanken hartnäckig bei ihrem Sohne, und vor ihr spielte sich wieder, ganz in neue Farben gekleidet, und von einem neuen Sinn beseelt, der erste Mai ab. Und sogar der Kummer dieses Tages war wie der ganze Tag ein besonderer: er stieß den Kopf nicht wie ein dumpf betäubender Faustschlag zu Boden nieder, sondern bohrte sich in das Herz, und erweckte in ihm stillen Zorn, der den gebeugten Rücken aufrichtete.

Die Kinder ziehen in die Welt, dachte sie, auf die unbekannten Laute des Nachtlebens der Stadt horchend. Sie drangen in das offene Fenster, rauschten in den Blättern im Garten, kamen müde und blaß von weither geflogen und erstarben still im Zimmer.

Früh am nächsten Morgen putzte sie den Samowar, stellte ihn auf, setzte leise das Geschirr zurecht und wartete in der Küche auf Nikolais Erwachen. Jetzt hörte sie ihn husten, und dann trat er herein, die Brille in der Hand, die andere Hand vor dem Mund. Sie erwiderte seinen Gruß und brachte den Samowar ins Zimmer, während er sich wusch, wobei er das Wasser auf den Fußboden spritzte, Seife und Zahnbürste fallen ließ und halblaut sich selbst schalt.

Beim Frühstück erzählte er:

„Ich bin in der Semstwoverwaltung mit einer sehr traurigen Arbeit beschäftigt; ich beobachte, wie unsere Bauern verelenden . . .“

Und mit verlegenem Lächeln, als zeihe er sich selbst einer Schuld, wiederholte er:

„Die vom Hunger erschöpften Menschen sinken vorzeitig ins Grab, die Kinder kommen zu schwach auf die Welt und sterben wie die Fliegen im Herbst . . . Alles das wissen wir, wir kennen die Ursachen des Unglücks, und wir beziehen unser Gehalt dafür, daß wir das alles feststellen . . . Weiter tun wir eigentlich nichts!“

„Was sind Sie denn? Student?“ fragte sie ihn.

„Nein, ich bin Lehrer . . . mein Vater ist Fabrikdirektor in Wjatka, ich aber wurde Lehrer. Auf dem Lande gab ich den Bauern Bücher, und dafür kam ich ins Gefängnis. Als ich meine Zeit abgesessen hatte, wurde ich Verkäufer in einer Buchhandlung, war aber nicht vorsichtig genug, und kam wieder ins Gefängnis; später wurde ich nach Archangelsk verbannt. Dort hatte ich wieder Unannehmlichkeiten mit dem Gouverneur, und wurde in ein kleines Dorf an der Küste des Weißen Meeres verschickt, wo ich fünf Jahre zubrachte.“

Seine Erzählung klang in dem hellen, von Sonnenlicht erfüllten Zimmer ruhig und gleichmäßig. Die Mutter hatte schon viele solche Geschichten gehört und niemals begriffen, wie man sie so ruhig erzählen und das alles wie etwas Unvermeidliches hinnehmen konnte.

„Heute kommt meine Schwester“, teilte er ihr mit.

„Ist sie verheiratet?“

„Sie ist Witwe. Ihr Mann war nach Sibirien verbannt, floh aber von dort und starb vor zwei Jahren im Auslande an der Schwindsucht.“

„Ist sie jünger als Sie?“

„Nein. Sechs Jahre älter. Ich bin ihr viel Dank schuldig. Sie sollen einmal hören, wie sie spielt! Das ist ihr Klavier. Es sind überhaupt viele von ihren Sachen hier. Die Bücher gehören mir.“

„Wo wohnt sie denn?“

„Überall!“ antwortete er lächelnd. „Wo ein mutiger Mensch nötig ist, da ist sie.“

„Gehört sie auch zu unserer Sache?“ fragte die Mutter.

„Natürlich!“ sagte er.

Er ging bald in den Dienst; die Mutter aber dachte über die Sache nach, an der diese Menschen Tag für Tag trotzig und ruhig arbeiteten. Und sie fühlte sich ihnen gegenüber, als wenn sie nachts vor einem Berge stände.

Gegen Mittag erschien eine hohe, stattliche, schwarz gekleidete Dame. Als die Mutter ihr die Tür öffnete, warf sie einen kleinen, gelben Koffer auf den Fußboden, ergriff schnell der Wlassowa Hand und fragte:

„Sie sind Pawel Michailowitschs Mutter, nicht wahr?“

„Ja!“ erwiderte die Mutter, durch die elegante Kleidung der Dame befangen gemacht.

„So habe ich Sie mir auch vorgestellt! Mein Bruder schrieb, Sie würden bei ihm wohnen“, sagte die Dame und nahm vor dem Spiegel den Hut ab. „Pawel Michailowitsch und ich sind schon lange befreundet. Er hat mir von Ihnen erzählt.“

Ihre Stimme war etwas dumpf, sie sprach langsam, aber ihre Bewegungen waren kraftvoll und schnell. Die großen, grauen Augen lächelten jugendlich heiter, an den Schläfen aber glänzten schon feine strahlenförmige Runzeln und über den kleinen Ohrmuscheln schimmerten silbern graue Haare.

„Ich bin hungrig!“ erklärte sie. „Eine Tasse Kaffee möchte ich trinken.“

„Ich koche sofort Kaffee!“ erwiderte die Mutter, holte das Geschirr aus dem Schrank und fragte leise:

„Spricht Pawel denn über mich?“

„Sehr viel.“

Sie zog ein kleines ledernes Etui heraus, zündete sich eine Zigarette an und fragte, im Zimmer umhergehend:

„Sind Sie sehr besorgt um ihn?“

Die Mutter beobachtete, wie die blauen Flammenzungen der Spritlampe unter der Kaffeekanne zitterten, und lächelte. Ihre Befangenheit vor der Dame verwandelte sich in tiefe Freude.

„Also er spricht von mir . . . der gute Junge!“ dachte sie und sagte langsam: „Natürlich, es ist nicht leicht . . . Aber früher war es schlimmer gewesen, jetzt weiß ich — er ist nicht allein!“

Und sie sah der Dame ins Gesicht und fragte sie: „Und wie heißen Sie?“

„Sophie“, antwortete sie.

Die Mutter blickte sie scharf an. In ihrem Wesen lag etwas Schwungvolles, allzu Sicheres und Hastiges . . .

Sophie sagte zuversichtlich:

„Die Hauptsache ist, daß alle nicht lange im Gefängnis sitzen, daß sie bald abgeurteilt werden. Sobald man sie in die Verbannung schickt, verhelfen wir Pawel Michailowitsch sofort zur Flucht . . . Er ist hier dringend nötig.“

Die Mutter sah Sophie zweifelnd an, und die suchte mit den Augen einen Platz für den Rest ihrer Zigarette und steckte ihn in einen Blumentopf in die Erde.

„Das schadet den Blumen!“ bemerkte die Mutter unwillkürlich.

„Entschuldigen Sie!“ sagte Sophie. „Nikolai sagt mir das auch immer . . .“ Und sie nahm den Stummel aus dem Blumentopf und warf ihn zum Fenster hinaus.

Die Mutter blickte ihr verlegen ins Gesicht und sagte befangen:

„Sie müssen schon entschuldigen! Ich habe das ohne Überlegung gesagt. Es steht mir nicht zu, Sie zu belehren!“

„Warum nicht, wenn ich schlampig bin?“ erwiderte Sophie achselzuckend. „Ist der Kaffee fertig? Danke! Aber warum nur eine Tasse? Trinken Sie nicht?“

Und plötzlich ergriff sie die Mutter bei der Schulter, zog sie an sich heran, und fragte sie erstaunt:

„Genieren Sie sich etwa?“

„Eben erst habe ich Ihnen Vorhaltungen über Ihre Zigarette gemacht, und Sie fragen noch, ob ich mich geniere!“

Und ohne ihre Verwunderung zu verbergen, sagte sie, wie fragend:

„Erst gestern bin ich zu Ihnen gekommen und benehme mich wie zu Hause, fürchte nichts, spreche, was ich will . . .“

„So muß es auch sein!“ rief Sophie.

„Mein Kopf dreht sich im Kreise, und ich kenne mich selbst nicht mehr“, fuhr die Mutter fort. „Manchmal ist man lange mit jemand zusammen, ohne etwas von Herzen zu sagen — und hier geht mir das Herz auf, und ich rede, wie ich es früher nicht für möglich gehalten hätte.“

Sophie zündete sich noch eine Zigarette an und betrachtete die Mutter freundlich und schweigend mit ihren grauen Augen.

„Sie wollen ihm zur Flucht verhelfen? . . . Aber wie wird er als Flüchtling leben?“ fragte die Mutter besorgt.

„Das ist eine Kleinigkeit!“ antwortete Sophie und goß sich noch Kaffee ein. „Wie Dutzende von anderen Flücht-

lingen . . . Ich habe eben einen empfangen und weitergebracht, das war auch so ein wichtiger Mensch, der auf fünf Jahre verbannt war und dreiundeinhalb Monate in der Verbannung gelebt hat.“

Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte leise:

„Nein, dieser erste Mai hat mich doch ganz und gar aus der Fassung gebracht! Mir ist so unbehaglich, als wenn ich jetzt auf zwei Wegen gehe. Einmal glaube ich alles zu verstehen, dann ist mir wieder, als wäre ich in Nebel geraten. Jetzt Sie, zum Beispiel. Eine feine Dame. Sie beschäftigen sich mit unserer Sache, Sie kennen Pascha und schätzen ihn . . . dafür danke ich Ihnen.“

„Nun, eigentlich sollten wir Ihnen danken“, lachte Sophie.

„Was ist denn an mir? Ich habe ihn das nicht gelehrt!“ sagte die Mutter seufzend.

Sophie legte den Rest der Zigarette auf ihre Untertasse, schüttelte den Kopf, ihr goldiges Haar fiel in dichten Strahlen über den Rücken, und sie ging fort, indem sie sagte:

„Nun muß ich aber endlich diese ganze Herrlichkeit ablegen.“

III

Am Abend erschien Nikolai. Man aß zusammen, und bei Tisch erzählte Sophie lachend, wie sie den aus der Verbannung geflohenen Menschen abgeholt und versteckt hatte, wie sie sich vor Spionen gefürchtet, und in jedem Menschen einen solchen erblickt, und wie komisch der Flüchtling sich benommen . . . In ihrem Ton lag etwas, das die Mutter an das Selbstlob eines Arbeiters erinnerte, der eine schwere Arbeit gut verrichtet hat, und mit sich zufrieden ist.

Sie trug jetzt ein leichtes, weites, stahlgraues Kleid. Sie wirkte in diesem Kleide größer, ihre Augen erschienen dunkler, und ihre Bewegungen waren ruhiger.

„Sophie!“ begann Nikolai nach Tisch, „du mußt dich jetzt noch an eine Arbeit machen . . . du weißt, wir planen eine Zeitung für das Land . . . haben aber infolge der letzten Verhaftungen die Fühlung mit den Leuten verloren. Nur Pelagea Nilowna kann uns zeigen, wie wir den Mann finden, der die Zeitung verbreiten wird. Fahre mit ihr dahin, aber bald . . .“

„Schön!“ sagte Sophie und tat einen Zug aus ihrer Zigarette. „Wollen wir uns aufmachen, Pelagea Nilowna?“

„Ich bin bereit!“

„Ist es weit?“

„Achtzig Werst . . .“

„Gut! . . . Aber jetzt will ich ein wenig spielen. Wie ist's, Pelagea Nilowna, wird Sie das nicht stören?“

„Fragen Sie mich nicht, tun Sie, als ob ich nicht hier wäre!“ sagte die Mutter und setzte sich in eine Ecke des Sofas.

„Höre zu, Nikolai, das ist Grieg. Ich habe ihn heute mitgebracht. Schließ das Fenster!“

Sie öffnete das Notenheft und schlug leicht mit der linken Hand auf die Tasten. Voll und satt ertönten die Saiten. Wie mit tiefem Seufzer flossen andere klangreiche Noten hinein. Unter den Fingern der rechten Hand flog ein hellklingender, unruhiger Schwarm durchsichtiger Töne auf, die hin und her wogten, und wie erschreckte Vögel auf dem dunklen Untergrund der tieferen Noten sich bargen . . .

Anfangs berührten diese Klänge die Mutter nicht, sie hörte aus ihnen nur ein tönendes Chaos heraus. Ihr Ge-

hör konnte in dem zitternden Durcheinander der Tonmassen eine Melodie nicht erfassen. Träumend blickte sie auf Nikolai, der mit untergeschlagenen Beinen am anderen Ende des Sofas saß und Sophies strenges, von schweren, goldenen Haaren umrahmtes Profil betrachtete. Ein Sonnenstrahl beleuchtete erst Sophies Kopf und Schultern, rückte dann auf die Tasten und zitterte unter den Fingern der Frau, die er umspielte. Die Musik erfüllte das Zimmer immer mehr, und erregte unmerklich das Herz der Mutter.

Und aus der dunklen Grube der Vergangenheit tauchte längst vergessene, jetzt aber mit bitterer Deutlichkeit wieder erscheinende erlittene Unbill vor ihr auf.

Ihr verstorbener Mann war einmal spät abends stark betrunken nach Hause gekommen, hatte sie am Arm gepackt und aus dem Bett auf die Erde geworfen, hatte sie mit Füßen getreten und geschrien:

„Scher dich fort, swolotsch, ich habe dich satt!“

Um sich vor seinen Schlägen zu schützen, hatte sie schnell den zweijährigen Sohn auf den Arm genommen und sich kniend mit seinem Leibe, wie mit einem Schilde gedeckt. Der kleine, erschrockene, nackte, warme Knabe weinte und strampelte auf ihrem Arm.

„Scher dich fort!“ brüllte Michail.

Sie war aufgesprungen, in die Küche gestürzt, hatte eine Jacke über die Schultern geworfen, hatte das Kind in einen Schal gewickelt und war schweigend, ohne Schreien und Jammern, barfuß, nur im Hemd und der Jacke darüber, auf die Straße gegangen. Es war Mai, und die Nacht war frisch, der Straßenstaub klebte kalt an ihren Füßen und setzte sich zwischen die Zehen. Das Kind weinte und strampelte. Sie öffnete die Brust, preßte den

Sohn gegen den Leib und schritt, von Furcht getrieben, leise singend dahin.

„Oh — oh — oh . . . Oh — oh — oh . . .“

Während einer dieser Minuten war ein schwarzer, stummer Vogel über ihrem Haupte vorbei in die Weite geflogen. Er weckte sie. Sie war aufgestanden und, vor Kälte zitternd, nach Hause gegangen, den gewohnten, schrecklichen Schlägen und neuen Kränkungen entgegen . . .

Zum letzten Male seufzte ein lauter Akkord, gleichgültig, kalt, seufzte und erstarb.

Sophie wandte sich um und fragte ihren Bruder:

„Hat es dir gefallen?“

„Sehr!“ sagte er und fuhr zusammen, wie aus dem Schlaf geweckt. „Sehr . . .“

In der Brust der Mutter sang und zitterte ein Widerhall ihrer Erinnerungen; sie hätte gern noch mehr Musik gehört. Und abseits, nebenbei, tauchte der Gedanke in ihr auf:

„Da leben diese Leute so freundlich und ruhig, sie schelten sich nicht, trinken keinen Branntwein, zanken sich nicht wegen eines Happens, wie die Menschen im gemeinen Leben.“

Sophie rauchte eine Zigarette. Sie rauchte viel, fast ununterbrochen.

„Dies ist das Lieblingsstück meines verstorbenen Kostja!“ sagte sie und griff wieder einen leisen, traurigen Akkord. „Wie gern spielte ich ihm etwas vor! Wie war er feinfühlig und empfänglich für alles!“

„Sie spricht wahrscheinlich von ihrem Gatten“, dachte die Mutter. „Und da lächelt sie! . . .“

„Wieviel Glück hat er mir geschenkt“, sagte Sophie leise und begleitete ihre Gedanken mit sanften Tönen. „Wie verstand er das Leben zu nehmen.“

„Ja“, sagte Nikolai und strich seinen Bart. „Eine Seele voll Gesang.“

Sophie warf die angerauchte Zigarette fort, wandte sich zur Mutter und fragte sie:

„Mein Lärm stört Sie nicht?“

Die Mutter erwiderte mit Ärger, den sie nicht zurückhalten konnte:

„Fragen Sie mich nicht . . . ich verstehe gar nichts, ich sitze da, höre zu und denke über mich nach.“

„Nein, Sie müssen das verstehen!“ sagte Sophie. „Eine Frau muß Musik verstehen, besonders wenn sie traurig ist . . .“

Sie schlug stark auf die Tasten, und es war, als ertönte ein lauter Schrei, als wenn jemand eine schreckliche Kunde gehört, die ihn ins Herz getroffen, und ihm diesen Klang herauspreßt. Junge Stimmen zitterten erschreckt und stürzten geschwind und verwirrt fort; wieder schrie die laute, zornige Stimme, alles übertönend . . . Ein Unglück mußte geschehen sein, das aber keine Klage gegen das Leben, sondern Zorn erweckte . . . Dann erschien jemand, der freundlich, stark sang, ein einfaches, hübsches Lied, zuredend und an sich heranziehend.

Das Herz der Mutter war übervoll von Wünschen, diesen Menschen etwas Gutes zu sagen. Sie lächelte, berauscht von der Musik und den Drang in sich fühlend, etwas für die Geschwister zu tun.

Sie suchte mit den Augen, was sie etwa tun könne, stand leise auf und — ging in die Küche, um den Samowar aufzusetzen.

Aber jener Wunsch schwand nicht in ihr, und als sie den Tee eingoß, sagte sie, verlegen lächelnd und ihr Herz erwärmend mit Worten treuer Zuneigung:

„Wir Menschen des gemeinen Lebens fühlen alles, aber es wird uns schwer, uns auszudrücken; wir schämen uns, daß wir etwas verstehen, es aber nicht aussprechen können. Und oft sind wir so recht auf unsere Gedanken böse. Das Leben schlägt und stößt uns von allen Seiten, man möchte gern ausruhen, aber die Gedanken lassen es nicht dazu kommen.“

Nikolai hörte zu und putzte seine Brille, Sophie betrachtete sie mit großen Augen und vergaß, ihre ausgegangene Zigarette zu rauchen. Sie saß dem Klavier halb zugewandt und berührte ab und zu mit den zarten Fingern der rechten Hand leise die Tasten. Der Akkord durchtönte leise die Rede der Mutter, die ihre Gefühle schnell in einfache, herzliche Worte kleidete.

„Jetzt kann ich etwas über mich, über die Menschen sagen, weil ich anfangen habe zu begreifen, weil ich vergleichen kann. Früher lebte ich so dahin und hatte keine Vergleiche. Wir leben ja alle gleichmäßig. Jetzt sehe ich aber, wie andere leben, erinnere mich, wie ich selbst gelebt habe, und das ist bitter und schwer!“

Sie dämpfte ihre Stimme und fuhr fort:

„Vielleicht sage ich etwas nicht richtig, und es hat überhaupt keinen Zweck, es zu sagen, weil Sie das alles selbst wissen . . .“

Tränen klangen in ihrer Stimme, sie blickte die beiden mit lächelnden Augen an und sagte:

„Ich möchte mein Herz vor Ihnen öffnen, damit Sie sehen, wie ich Ihnen Gutes und Schönes wünsche.“

„Das sehen wir!“ sagte Nikolai leise.

Sie konnte ihren Wunsch nicht bezwingen und sagte ihnen wieder, was für sie selbst neu war und ihr ungeheuer wichtig vorkam. Sie erzählte von ihrem Leben voller Krän-

kungen und duldenden Leidens, erzählte ohne Zorn, mit einem Lächeln des Bedauerns auf den Lippen enthüllte sie eine Reihe grauer, trauriger Tage, zählte die Schläge des Gatten auf, und wunderte sich über die nichtigen Anlässe zu diesen Schlägen, über ihre Unfähigkeit, sie abzuwehren . . .

Beide hörten ihr schweigend zu und wurden von dem tiefen Sinn der einfachen Geschichte eines Menschenkindes betroffen, das man für ein Stück Vieh gehalten, und das sich selbst lange und ohne Murren als das gefühlt hatte, für was man es hielt. Es war, als wenn Tausende von Leben aus ihrem Munde sprächen — alles, was sie durchgemacht, war alltäglich und einfach; aber so einfach und gewöhnlich lebte eine unzählige Menge von Menschen auf Erden, und ihre Geschichte nahm die Bedeutung eines Symbols an. Nikolai stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, legte den Kopf auf die Hände, blickte sie durch seine Brille gespannt an und rührte sich nicht. Sophie hatte sich im Stuhl zurückgelehnt, sie zitterte hin und wieder und schüttelte abwehrend den Kopf. Ihr Gesicht war noch hagerer und blasser geworden, und sie rauchte nicht.

„Einst hielt ich mich auch für unglücklich; mir schien mein Leben ein Fieber“, sagte sie leise, den Kopf senkend. „Es war in der Verbannung, in einem kleinen Kreisstädtchen; ich hatte nichts zu tun und an nichts zu denken. Ich häufte all mein Unglück aufeinander und wog es zum Zeitvertreib: da hatte ich mich mit meinem Vater entzweit, den ich liebte, man hatte mich aus dem Gymnasium gejagt und beleidigt; dann Gefängnis, Verrat eines Freundes, der mir nahestand, Verhaftung meines Gatten, wieder Gefängnis und Verbannung, Tod des Gatten. Ich hielt mich damals für das allerunglücklichste Wesen. Aber all

mein Unglück und noch zehnmal mehr wiegt ein Moment Ihres Lebens auf, Pelagea Nilowna! Diese ständige Folter, Jahre hindurch! Wo nehmen die Menschen nur die Kraft zum Leiden her?“

„Sie gewöhnen sich daran!“ erwiderte die Wlassowa seufzend.

„Ich glaubte, ich kenne das Leben“, sagte Nikolai nachdenklich. „Wenn aber nicht ein Buch und nicht meine unzusammenhängenden Eindrücke davon erzählen, sondern, so wie hier, das Leben selbst, dann ist es schrecklich! Schrecklich sind die Kleinigkeiten, schrecklich das Nichtigke, die Minuten, aus denen sich Jahre zusammensetzen.“

Die Unterhaltung floß dahin, sie besprachen das dunkle Leben von allen Seiten; die Mutter vertiefte sich in ihre Erinnerungen, zog aus dem Düster der Vergangenheit ihre täglichen Leiden und entwarf ein Bild stummen Entsetzens, in dem ihre Jugend gestorben war. Endlich sagte sie:

„Ach, was habe ich Ihnen da alles erzählt. Es ist Zeit, daß Sie sich ausruhen! Man kann ja doch nicht alles sagen.“

Bruder und Schwester verabschiedeten sich schweigend. Der Mutter kam es vor, als wenn Nikolai sich tiefer als sonst vor ihr neigte und ihr fester die Hand drückte. Sophie aber geleitete sie zu ihrem Zimmer und sagte in der Tür leise:

„Nun ruhen Sie sich aus . . . Gute Nacht!“

Aus ihrer Stimme wehte es der Mutter warm entgegen, und ihre grauen Augen liebkosten weich ihr Gesicht.

Sie nahm Sophies Hand, drückte sie in ihren Händen und antwortete:

„Ich danke Ihnen!“

IV

Einige Tage später erschienen die Mutter und Sophie vor Nikolai als zwei ärmlich gekleidete Kleinbürgerinnen, in abgetragenen Kattunkleidern und Jacken, mit Ranzen auf den Schultern und Wanderstäben in den Händen. Die Kleidung ließ Sophie kleiner erscheinen und machte ihr blasses Gesicht noch strenger.

Als Nikolai sich von seiner Schwester verabschiedete, drückte er ihr kräftig die Hand, und der Mutter fiel wieder die Einfachheit und Ruhe im Verkehr beider auf. Weder Küsse noch liebevolle Worte, und doch, welche Aufrichtigkeit und gegenseitige Vorsorglichkeit! Dort, wo sie gelebt hatte, küßten sich die Leute viel, sagten sich viele freundliche Worte, bissen sich aber trotzdem immer wie hungrige Hunde miteinander herum.

Die beiden Frauen schritten schweigend durch die Straßen der Stadt, kamen auf das Feld und gingen nebeneinander auf dem breiten, vielbegangenen Wege, der sich zwischen zwei Reihen alter Birken hinzog.

„Werden Sie auch nicht müde?“ fragte die Mutter Sophie.

„Sie denken wohl, ich bin wenig gegangen? Das bin ich gewohnt.“

Und fröhlich, als wenn sie von einem Kinderstreich erzählte, berichtete Sophie von ihrer revolutionären Arbeit. Sie hatte unter fremden Namen gelebt, falsche Pässe benutzt, sich verkleidet, vor Spionen versteckt, verbotene Schriften pudweise nach verschiedenen Städten gebracht, verbannten Freunden zur Flucht verholfen und sie ins Ausland gebracht. In ihrer Wohnung war einmal eine Geheimdruckerei, und als die Gendarmen das erfahren hatten und zur Haussuchung erschienen, hatte sie sich eine Mi-

nute vor ihrer Ankunft als Dienstmädchen verkleiden können. Sie traf am Haustor die Gäste und ging ohne Übergewand, mit einem leichten Tuch auf dem Kopfe und mit einer Petroleumkanne in der Hand, im Winter, bei starkem Frost, durch die ganze Stadt. Ein andermal kam sie in eine fremde Stadt zu ihren Bekannten, und als sie schon die Treppe hinaufstieg, bemerkte sie, daß bei ihnen gerade eine Haussuchung stattfand. Zur Umkehr war es zu spät, also klingelte sie entschlossen eine Treppe tiefer, trat mit ihrem Koffer bei den fremden Leuten ein, und gab ihnen offen über ihre Lage Aufschluß.

„Sie können mich verraten, wenn Sie wollen, aber ich denke, Sie werden das nicht tun“, sagte sie zuversichtlich.

Die Leute erschranken heftig und verbrachten die ganze Nacht schlaflos, erwarteten jeden Augenblick, daß man bei ihnen anklopfen würde, konnten sich aber nicht entschließen, sie den Gendarmen auszuliefern, und am Morgen lachten sie mit ihr über die Polizei. Ein andermal fuhr sie als Nonne verkleidet in demselben Waggon und auf derselben Bank mit einem Spion, der hinter ihr her war, sich seiner Geschicklichkeit rühmte und ihr erzählte, wie er das anstelle. Er glaubte, daß sie mit diesem Zuge in einem Waggon zweiter Klasse fahre, stieg auf jeder Station aus und meinte dann, wenn er zurückkehrte:

„Sie ist nicht zu sehen. Sie muß sich schlafen gelegt haben. Die Leute werden schließlich auch müde, sie führen ein schweres Leben, gerade wie wir.“

Die Mutter hörte ihren Erzählungen zu, lachte und betrachtete sie mit freundlichen Blicken. Hoch und hager schritt Sophie mit ihren wohlgebauten Füßen leicht und fest auf der Chaussee dahin. In ihrem Gang, ihren Worten, in ihrer, wenn auch etwas dumpfen, so doch mutigen

Stimme, und in der ganzen aufrechten Gestalt lag viel seelische Gesundheit und fröhliche Unternehmungslust. Ihre Augen betrachteten alles mit Jugendfrische und sahen überall etwas, was ihr geradezu kindliche Freude machte.

„Sehen Sie, die prächtige Fichte!“ rief sie, der Mutter eine Fichte zeigend. Diese blieb stehen und blickte hin. Die Fichte war nicht höher und nicht dichter als die anderen.

„O ja, ein hübscher Baum!“ sagte sie lächelnd, und sah, wie der Wind mit den grauen Haaren über den Ohren der Frau spielte.

„Eine Lerche!“ Sophies graue Augen erglänzten, und ihr Körper schien sich von der Erde zu erheben, den Tönen entgegen, die aus der Höhe klangen. Manchmal pflückte sie mit einer raschen Bewegung eine Feldblume und streichelte mit leichter Berührung ihrer feinen, flinken Finger liebevoll die zitternden Blättchen. Und sie summte leise und angenehm vor sich hin.

Alles das zog das Herz zu der Frau mit den hellen Augen und der hellen Seele, und die Mutter rückte ihr unwillkürlich näher und bemühte sich, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Manchmal klang aber in Sophies Worten etwas Hartes, das der Mutter vom Übel schien und in ihr den bangen Gedanken erweckte:

„Sie wird Michailo nicht gefallen!“

Gleich darauf sprach Sophie aber wieder einfach, herzlich, und die Mutter lächelte und blickte ihr in die Augen.

„Wie sind Sie noch jung!“ sagte sie seufzend.

„Oh, ich bin schon zweiunddreißig!“ rief Sophie.

Die Wlassowa lächelte.

„Davon spreche ich nicht . . . Ihrem Gesicht nach kann man Sie für älter halten. Sieht man aber in Ihre Augen,

hört man Ihnen zu, so wundert man sich. Es kommt einem gerade so vor, als wenn Sie noch ein junges Mädchen wären. Das Leben, das Sie führen, ist unruhig, schwer und gefährlich, Ihr Herz aber lacht.“

„Ich fühle nicht, daß es mir schwer wird und kann mir kein besseres, interessanteres Leben vorstellen . . . Ich werde Sie Nilowna nennen; Pelagea — das steht Ihnen nicht.“

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen!“ sagte die Mutter nachdenklich. „Ganz wie Sie wollen . . . Ich sehe Sie immer an, höre Ihnen zu und denke nach. Es freut mich so zu sehen, daß Sie die Wege zum menschlichen Herzen kennen. Alles im Menschen öffnet sich vor Ihnen ohne Scheu, ohne Furcht, ganz von selbst entfaltet sich die Seele für Sie! Und ich denke nach über euch alle — ihr werdet das Böse im Leben sicherlich überwinden.“

„Wir werden siegen, weil wir mit dem arbeitenden Volk gehen“, sagte Sophie überzeugt und mit Nachdruck. „In ihm liegen alle Möglichkeiten, und mit ihm ist alles erreichbar! Man muß nur sein Selbstbewußtsein erwecken, seine Seele, seine große Kinderseele, die man nicht frei sich entwickeln lassen will.“

Ihre Worte erweckten im Herzen der Mutter verschiedenartige Gefühle: ihr war um Sophie freundschaftlich leid, sie hatte von ihr andere, einfachere Worte hören wollen.

„Wer belohnt Sie für Ihre Arbeit, für Ihr Mühen?“ fragte sie leise und bekümmert.

Sophie antwortete, wie der Mutter schien, mit Stolz:

„Wir sind schon belohnt! . . . Wir haben ein Leben gefunden, das uns befriedigt, das alle Geisteskräfte zur Entfaltung bringt. Was kann man sich mehr wünschen?“

Die Mutter sah sie an, senkte den Kopf und dachte wieder:

„Michailo wird sie nicht gefallen!“

In vollen Zügen die süße Luft einatmend, gingen sie nicht überschnell, aber doch mit flinken Schritten, und der Mutter war es, als wenn sie wirklich wallfahrteten. Ihr fiel die Kindheit ein und die freudige Stimmung, in der sie einst zu dem wundertätigen Gottesbild nach einem fernen Kloster gepilgert war.

Bisweilen sang Sophie halblaut, mit angenehmer Stimme neue Lieder vom Himmel, von der Liebe, oder zitierte Verse über Felder, Wälder und über die Wolga. Die Mutter hörte lächelnd zu und nickte unwillkürlich zum Rhythmus der Verse.

In ihrer Brust war es warm, still und nachdenklich, wie in einem kleinen, alten Garten an einem Sommerabend.

V

Am dritten Tage kamen sie in ein Dorf. Die Mutter fragte einen auf dem Felde arbeitenden Bauern nach der Teerfabrik, und bald stiegen sie einen steilen Waldpfad, auf dem Baumwurzeln als Stufen lagen, zu einem kleinen, runden, mit Kohlen und Holzspänen bedeckten und mit Teer übergossenen Platz hinab.

„Da sind wir glücklich angelangt!“ sagte die Mutter, sich unruhig umblickend.

Neben einer Hütte von Stangen und Zweigen saßen an einem Tisch aus drei ungehobelten Brettern, die auf eingerammten Böcken lagen, Rybin, ganz schwarz, in einem auf der Brust aufgeknöpften Hemde, Jefim und noch zwei junge Burschen beim Mittagessen. Rybin bemerkte sie

zuerst, legte die Hände an die Augen und wartete schweigend.

„Guten Tag, Bruder Michailo!“ rief die Mutter schon von weitem.

Er stand auf, trat ihnen gemächlich entgegen, blieb, als er sie erkannt hatte, stehen und streichelte seinen Bart mit der dunklen Hand.

„Wir sind auf der Wallfahrt!“ sagte die Mutter näher tretend. „Da dachte ich, wir wollen den Bruder hier besuchen. Das ist meine Freundin Anna.“

Stolz über ihren Einfall, schielte sie in Sophies ernstes, strenges Gesicht.

„Guten Tag!“ sagte Rybin finster, schüttelte ihr die Hand, verbeugte sich vor Sophie und fuhr fort: „Hier sind keine Lügen nötig, du bist nicht in der Stadt. Das sind lauter gute Freunde...“

Jefim betrachtete vom Tische aus die Pilgerinnen und sagte etwas zu den anderen mit leiser, summender Stimme. Als die Frauen herantraten, stand er auf und verbeugte sich schweigend vor ihnen. Seine Gefährten blieben unbeweglich sitzen, als bemerkten sie die Gäste nicht.

„Wir leben hier wie die Mönche“, sagte Rybin, der Wlassowa leicht auf die Schulter klopfend. „Niemand kommt zu uns, der Herr ist nicht im Dorf, seine Frau ist im Krankenhaus, und ich bin hier soviel wie ein Verwalter... Setzt euch... Wollt ihr etwas essen? Jefim, hole Milch!“

Jefim ging langsam in die Hütte, die Pilgerinnen nahmen ihre Ranzen vom Rücken. Einer von den Burschen, ein großer, hagerer Mensch, stand auf und half ihnen. Der andere, ein zottiger, stämmiger Bursche, hatte nachdenklich die Ellbogen auf den Tisch gestützt, blickte die

Frauen an, kraute sich den Kopf und summte leise ein Lied.

Der durchdringende Geruch des Birkenteers vereinigte sich mit dem beklemmenden Duft verfaulter Blätter und machte den Kopf schwindelig.

„Das ist Jakob“, sagte Rybin, auf den großen Burschen deutend. „Und das — Ignat . . . Nun, was macht dein Sohn?“

„Der ist im Gefängnis!“ sagte die Mutter seufzend.

„Schon wieder?“ rief Rybin. „Das hat ihm wohl gefallen . . .“

Ignat hörte mit seinem Gesang auf, Jakob nahm der Mutter den Stock aus der Hand und sagte:

„Setz dich!“

„Na und Sie? Setzen Sie sich doch!“ lud Rybin Sophie ein. Sie setzte sich schweigend auf einen Baumstumpf und betrachtete Rybin aufmerksam.

„Wann wurde er verhaftet?“ fragte Rybin und rief kopfschüttelnd: „Du hast kein Glück, Nilowna!“

„Das macht nichts!“ sagte sie.

„So? Du gewöhnst dich wohl daran?“

„Nein, aber ich sehe — es geht nicht anders.“

„So!“ sagte Rybin. „Also erzähle!“

Jefim brachte einen Topf Milch, nahm einen Napf vom Tisch, spülte ihn mit Wasser aus, goß Milch hinein und schob ihn Sophie hin, indem er aufmerksam der Erzählung der Mutter lauschte. Er bewegte sich lautlos, vorsichtig. Als die Mutter ihre kurze Erzählung beendet hatte, schwiegen alle einen Augenblick, ohne sich anzusehen. Ignat saß am Tisch und zeichnete mit einem Nagel ein Muster auf die Bretter. Jefim stand hinter Rybin und stützte sich auf dessen Schulter. Jakob lehnte sich gegen

einen Baumstamm, die Hände auf der Brust und den Kopf gesenkt. Sophie musterte heimlich die Bauern.

„Ja—a!“ sagte Rybin langsam und finster. „Also so weit ist es schon . . . ganz offen!“

„Hier würden uns die Bauern, wenn wir solche Geschichten machen wollten, zu Tode prügeln!“ sagte Jefim und lächelte finster.

„Unbedingt!“ bestätigte Ignat kopfnickend. „Nein, ich gehe in die Fabrik, da ist es besser.“

„Pawel wird verurteilt, sagst du?“ fragte Rybin.

„Ja, das ist bestimmt“, erwiderte die Mutter.

„Und — welche Strafe bekommt er? . . . Hast du nichts gehört?“

„Zwangsarbeit oder lebenslängliche Verbannung nach Sibirien“, antwortete sie leise.

Die drei Burschen blickten sie alle auf einmal an, Rybin aber senkte den Kopf und fragte:

„Nun, als er die Sache anstiftete, hat er da gewußt, was ihm drohte?“

„Er hat's gewußt!“ sagte Sophie laut.

Alle schwiegen unbeweglich, als wären sie in demselben kalten Gedanken erstarrt.

„Ja!“ fuhr Rybin finster und gewichtig fort. „Ich glaube auch, daß er es gewußt hat. Ohne zu wägen, handelt der nicht, er ist ein ernster Mann. Habt ihr das gehört? Da weiß einer, daß man ihn mit Bajonetten totstechen oder ins Zuchthaus schicken wird, geht aber doch! Und stellt sich ihm seine Mutter in den Weg, so geht er über sie hinweg. Wäre er über dich hinweggegangen, Nilowna?“

„Das wäre er“, erwiderte die Mutter zitternd und blickte mit einem schweren Seufzer um sich. Sophie strei-

chelte schweigend ihre Hand und sah Rybin finster und unverwandt an.

„Das ist ein Mensch!“ sagte er halblaut und maß alle mit seinen dunklen Augen. Und wieder schwiegen die sechs Menschen.

Zarte Sonnenstrahlen hingen wie goldene Bänder in der Luft. Selbstbewußt krächzte eine Krähe. Die Mutter bedrückten Erinnerungen an den ersten Mai, Gram um ihren Sohn und Andrej; sie sah sich um. Auf dem kleinen, engen Platz lagen Teertonnen, spreizten sich entwurzelte Baumstümpfe. Eichen und Birken drängten sich dicht um den Platz, rückten unmerklich von allen Seiten heran, und wie von der Stille gefesselt, warfen sie unbewegliche, dunkle, warme Schatten auf die Erde.

Plötzlich trat Jakob von dem Baum fort, schritt beiseite, blieb stehen, warf den Kopf hoch und fragte trocken und laut:

„Sind das solche, gegen die wir mit Jefim losgehen sollen?“

„Was glaubst du denn, gegen wen sonst?“ antwortete Rybin mürrisch. „Sie erwürgen uns mit unseren eigenen Händen . . . Das ist der Witz!“

„Ich werde doch Soldat!“ erklärte Jefim leise und trotzig.

„Wer rät dir denn ab?“ rief Ignat. „Geh doch.“

Und Jefim scharf anblickend sagte er lächelnd:

„Aber wenn du auf mich schießt, dann ziele auf den Kopf, mach mich nicht zum Krüppel, sondern töte mit einemmal!“

„Das habe ich bereits gehört!“ rief Jefim grob.

„Wartet, Kinder!“ begann Rybin und erhob langsam die Hand. „Da — seht einmal diese Frau an! Ihr Sohn ist jetzt sicher verloren . . .“

„Warum sagst du das?“ fragte die Mutter bekümmert und leise.

„Das muß ich!“ antwortete er finster. „Dein Haar darf nicht umsonst grau geworden sein . . . Also ist sie etwa davon gestorben? Nilowna, hast du Bücher mitgebracht?“

Die Mutter sah ihn an und erwiderte nach kurzem Schweigen:

„Ja . . .“

„So!“ sagte Rybin und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Ich habe das sofort gewußt, als ich dich sah . . . Weshalb solltest du auch hierher kommen, wenn nicht deswegen? Habt ihr's wohl gemerkt! Den Sohn haben sie unschädlich gemacht — da ist die Mutter an seine Stelle getreten!“

Er schimpfte unflätig und drohte böse mit der Faust.

Sein Schreien erschreckte die Mutter, sie betrachtete ihn und sah, daß Michailos Gesicht sich gänzlich verändert hatte — es war magerer geworden, sein Bart war unordentlich, unter ihm waren die Kinnbacken zu sehen. In dem bläulichen Weiß der Augen erschienen feine, rote Äderchen, als hätte er lange nicht geschlafen, seine Nase war knorpeliger, raubtierähnlich gekrümmt. Der offene Kragen des teergetränkten, einst roten Hemdes ließ das hagere Schlüsselbein, die dichte schwarze Behaarung auf der Brust sehen, und in der ganzen Gestalt lag etwas noch Finstereres und Feierlicheres. Der trockene, fieberhafte Glanz seiner Augen erleuchtete das düstere Gesicht mit Zornesflammen. Sophie war bleich geworden und wandte kein Auge von den Männern. Ignat schüttelte den Kopf und blinzelte mit den Augen, und Jakob, der wieder an der Hütte stand, riß zornig mit seinen dunklen Fingern

die Rinde von einer Stange ab. Hinter der Mutter ging Jefim langsam am Tisch auf und ab.

„Neulich,“ fuhr Rybin fort, „rief mich der Landhauptmann zu sich und sagte mir: Was hast du frecher Kerl dem Priester gesagt? — Warum bin ich ein frecher Kerl? Ich verdiene mir mein Brot mit schwerer Arbeit, habe niemandem etwas zuleide getan, sage ich . . . Ja. Er brüllte mich an, fuhr mir ins Gesicht . . . Und drei Tage saß ich im Loch. So geht ihr mit dem Volk um! Und rechnet nicht auf Erbarmen, ihr Teufel. Kriege ich euch nicht zu fassen, so tut es ein anderer, und lauft ihr uns davon, so halten wir uns an eure Kinder . . . das vergeßt nicht! Ihr habt mit eisernen Krallen die Volksbrust aufgerissen und Böses hineingesät — da rechnet nicht auf Gnade, ihr Teufel! Das sage ich!“

Er war ganz voll von glühender Wut, und in seiner Stimme zitterten Töne, die der Mutter Angst einflößten.

„Und was habe ich dem Popen gesagt?“ fuhr er ruhiger fort. „Nach der Gemeindeversammlung sitzt er mit Bauern auf der Straße und erzählt ihnen, die Menschen seien eine Herde, die immer einen Hirten nötig hätte . . . ja. Da machte ich einen Scherz. Wenn man im Walde den Fuchs zum Anführer wählt, dann gibt es viele Federn, aber keine Vögel! Er schielte nach mir hin und sagte, das Volk müsse Geduld haben und mehr zu Gott beten, damit Er ihm Kraft zum Ausharren gebe. Ich aber sagte, das Volk bete wohl viel, aber Gott hätte augenscheinlich keine Zeit, denn Er höre nicht. Ja. Da fuhr er auf mich los: welches Gebet ich denn bete. Ich sage — mein ganzes Leben nur ein einziges, wie das ganze Volk: Herrgott, lehre mich für die Herren Ziegel schleppen, Steine fressen und Balken spucken! Da ließ er mich nicht zu Ende reden . . . Sind

Sie — eine Gnädige?“ brach Rybin plötzlich seine Erzählung ab und wandte sich an Sophie.

„Warum soll ich eine Gnädige sein?“ fragte sie ihn schnell und fuhr erschreckt zusammen.

„Warum!“ lachte Rybin. „Das ist das Schicksal, mit dem Sie geboren sind. Ja. Glauben Sie, man kann mit einem Kattuntuch seine feine Herkunft verbergen? Wir erkennen den Popen auch, wenn er im Bettelgewand kommt. Sie sind vorhin mit dem Ellbogen in das Nasse auf dem Tisch geraten — da haben Sie gezuckt und ein Gesicht geschnitten . . . Ihr Rücken ist auch viel zu gerade für einen Menschen, der arbeitet.“

Die Mutter fürchtete, er würde Sophie in seiner groben Art beleidigen, so sagte sie denn schnell und streng:

„Sie ist meine Freundin, Michailo Iwanytsch, sie ist ein guter Mensch und hat bei der Arbeit für unsere Sache ihr graues Haar bekommen . . . Mach es nicht zu schlimm.“

Rybin seufzte schwer.

„Sage ich denn etwas, was sie kränkt?“

Sophie blickte ihn an und fragte trocken:

„Wollten Sie mir etwas sagen?“

„Ich? Ja! Hier ist kürzlich ein Mensch aufgetaucht, Jakobs Vetter, der ist krank, hat Schwindsucht. Sollen wir den herrufen?“

„Warum nicht, tun Sie es nur!“ erwiderte Sophie.

Rybin sah sie mit zugekniffenen Augen an und sagte gedämpft:

„Jefim, du sollst zu ihm gehen . . . sag, er soll heute nacht kommen.“

Jefim setzte seine Mütze auf und verschwand schweigend, ohne jemand anzublicken, im Walde. Rybin nickte ihm nach und erzählte dumpf:

„Der quält sich! Er muß Soldat werden, er und Jakob; Jakob sagt einfach, ich kann nicht, aber der andere kann auch nicht und will doch gehen. Er glaubt, man kann die Soldaten aufwiegeln. Ich meine, man kommt nicht mit dem Kopf durch die Wand. Ehe man sich's versieht, hat man das Bajonett in der Hand und es geht los. Ja—a . . . der Junge quält sich! Dabei macht ihm noch Ignat unnütz das Herz schwer.“

„Ganz und gar nicht unnütz!“ sagte Ignat finster, ohne Rybin anzublicken. „Die werden ihn dort schon vornehmen, und er wird gerade so gut wie die anderen feuern.“

„Wohl kaum!“ erwiderte Rybin nachdenklich. „Aber besser ist es natürlich, davonzulaufen . . . Rußland ist groß — wo soll man da jemand finden? Man verschafft sich einen Paß und geht in die weite Welt.“

„Das tue ich!“ rief Ignat, sich mit einem Scheit an das Bein schlagend. „Wenn schon einmal beschlossen ist, loszugehen — dann sage ich: immer geradeaus.“

Die Unterhaltung stockte. Bienen und Wespen kreisten geschäftig umher und vertieften die Stille noch durch ihr Summen. Die Vögel zwitscherten, und irgendwo in der Ferne klang ein Lied über die Felder. Nach kurzem Schweigen sagte Rybin:

„Nun, wir müssen arbeiten . . . Ihr ruht euch vielleicht aus? Da in der Hütte steht eine Pritsche. Schütte trockenes Laub hin, Jakob . . . Und du, Mutter, gib die Bücher her!“

Die Mutter und Sophie schnürten ihre Ranzen auf. Rybin beugte sich über sie und sagte zufrieden:

„Ihr habt reichlich gebracht! . . . Sind Sie schon lange dabei? — Wie heißen Sie denn?“ wandte er sich an Sophie.

„Anna Iwanowna!“ antwortete sie. „Zwölf Jahre bin ich dabei . . . aber was soll das?“

„Nichts. Waren Sie schon im Gefängnis?“

„Ja.“

„Siehst du?“ sagte die Mutter halblaut und vorwurfsvoll. „Und du hast so grob mit ihr gesprochen . . .“

Er schwieg einen Augenblick, nahm einen Haufen Bücher in die Hand und meinte dann grinsend:

„Seien Sie mir nicht böse! Herr und Bauer, das trägt sich wie Pech und Wasser, kommt nicht zusammen . . . springt davon!“

„Ich bin keine vornehme Dame, sondern einfach ein Mensch!“ erwiderte Sophie, milde lächelnd.

„Das kann sein!“ antwortete Rybin. „Die Hunde sollen früher auch Wölfe gewesen sein . . . Aber jetzt will ich das erst verstecken . . .“

Ignat und Jakob traten zu ihm und streckten die Hände aus.

„Gib uns auch etwas!“ bat Ignat.

„Sind alle Schriften gleich?“ fragte Rybin Sophie.

„Nein, es sind verschiedene. Es ist auch eine Zeitung dabei.“

„Oho!“

Alle drei traten schnell in die Hütte.

„Der Bauer ist Feuer und Flamme!“ sagte die Mutter leise, ihnen nachdenklich nachschauend.

„Ja“, erwiderte Sophie leise. „Ich habe noch nie ein solches Gesicht gesehen. Wie ein Märtyrer! Wir wollen auch hineingehen, ich möchte zusehen . . .“

„Seien Sie ihm nicht böse, weil er so strenge ist . . .“ bat die Mutter leise.

Sophie lachte.

„Was sind Sie für eine prächtige Frau, Nilowna . . .“

Als sie in die Tür traten, erhob Ignat den Kopf, blickte flüchtig nach ihnen hin, versenkte die Finger in sein Lockenhaar und beugte sich über die auf seinen Knien liegende Zeitung. Rybin stand da und las, die Lippen bewegend, in einem Sonnenstrahl, der durch eine Dachritze in die Hütte drang. Jakob lag auf den Knien, lehnte mit der Brust gegen den Rand der Pritsche und las ebenfalls.

Die Mutter trat in die Ecke der Hütte und setzte sich; Sophie legte ihren Arm um ihre Schultern und beobachtete.

„Onkel Michailo, man schimpft uns Bauern!“ sagte Jakob halblaut. Rybin drehte sich um und antwortete lachend:

„Aus Liebe!“

Ignat zog die Luft ein, erhob den Kopf und sagte mit geschlossenen Augen:

„Hier steht: Die Bauern haben aufgehört, Menschen zu sein . . . Allerdings, das haben sie!“

Über sein einfaches, offenes Gesicht glitt ein Schatten von Unzufriedenheit.

„Steck du mal in meiner Haut, dann wollen wir einmal sehen, wie es dir geht . . . Schlaukopf!“

„Ich lege mich jetzt hin!“ sagte die Mutter leise zu Sophie. „Ich bin doch etwas müde, und mein Kopf dreht sich von dem starken Geruch. Und Sie?“

„Ich will nicht!“

Die Mutter streckte sich auf der Pritsche aus und versuchte einzuschlafen. Sophie saß neben ihr, beobachtete die Lesenden, und wenn eine Wespe oder eine Hummel über dem Gesicht der Mutter kreiste, jagte sie sie fort.

Die Mutter sah das mit halbgeschlossenen Augen, und Sophies Besorgtheit freute sie.

Dann trat Rybin herzu und flüsterte:

„Schläft sie?“

„Ja.“

Er schwieg, blickte gespannt in das Gesicht der Mutter, seufzte und sagte leise:

„Sie ist vielleicht die erste, die ihrem Sohne auf seinem Wege gefolgt ist . . . die erste!“

„Wir wollen sie nicht stören, kommen Sie!“ schlug Sophie vor.

„Ja, wir müssen arbeiten . . . ich wollte noch etwas plaudern, aber das hat Zeit bis zum Abend! Kommt, Kinder!“

Sie gingen alle drei fort und ließen Sophie bei der Hütte zurück. Die Mutter aber dachte:

„Nun, Gott sei Dank . . . sie sind Freunde geworden.“

Und sie versank, den scharfen Holz- und Teergeruch einatmend, in ruhigen Schlaf.

VI

Abends kamen die Teerbrenner, zufrieden, daß die Arbeit zu Ende war.

Ihre Stimmen weckten die Mutter. Sie trat gähmend aus der Hütte und lächelte.

„Ihr habt gearbeitet, und ich habe geschlafen wie eine Dame!“ sagte sie freundlich.

„Das wird dir verziehen!“ erwiderte Rybin. Er war jetzt ruhiger, die Müdigkeit hatte seine übermäßige Erregung gedämpft.

„Ignat,“ sagte er, „sorge für Tee . . . Wir führen hier umschichtig die Wirtschaft . . . heute sorgt Ignat für Speise und Trank.“

„Ich möchte meinen Posten wohl abtreten!“ seufzte Ignat und begann Späne und Reisig zum Feuer zu sammeln.

„Gäste sind für alle interessant!“ sagte Jefim und setzte sich neben Sophie.

„Ich helf dir, Ignat!“ rief Jakob leise und trat in die Hütte. Er brachte einen Laib Brot, begann ihn zu schneiden und die Stücke auf dem Tuch auszubreiten.

„Still!“ rief Jefim leise. „Ich höre ihn husten . . .“

Rybin horchte und nickte:

„Ja, er kommt . . .“

Er wandte sich an Sophie und erklärte:

„Gleich kommt ein guter Zeuge . . . Ich möchte ihn wohl in die Städte führen und auf den Märkten zeigen, damit die Leute ihn hören . . . Er sagt stets dasselbe, aber alle müssen es hören . . .“

Die Stille und Finsternis wurden dichter, die Stimmen klangen weicher. Sophie und die Mutter beobachteten die Bauern — sie bewegten sich langsam, schwerfällig, mit einer besonderen Vorsicht und beobachteten auch ihrerseits die Frauen.

Aus dem Walde trat ein hoher, stämmiger Mensch auf den freien Platz. Er ging langsam, fest auf einen Stock gestützt, und man hörte seinen heiseren Atem.

„Da ist Ssaweli!“ rief Jakob.

„Ja, da bin ich!“ sagte er.

Er trug einen langen Paletot, der bis auf die Fersen reichte, unter dem runden, zerknüllten Hut hing gelbliches, schlichtes Haar in dünnen Strähnen schlaff herab. Er hatte ein helles Bärtchen im gelben, knochigen Gesicht, der Mund war halb geöffnet, die Augen unter der Stirn tief eingesunken und fieberhaft in dunklen Höhlen glänzend.

Als Rybin ihn mit Sophie bekannt machte, fragte er sie:

„Ich habe gehört, Sie haben Bücher mitgebracht?“

„Ja.“

„Ich danke schön im Namen des Volkes. Es kann selbst die Wahrheit noch nicht verstehen . . . so will denn ich, der sie verstanden hat, es tun.“

Er atmete schnell, zog die Luft mit kurzen, gierigen Zügen ein. Seine Stimme setzte oft aus, seine knöchigen Finger an den kraftlosen Händen glitten auf der Brust hin und versuchten, die Paletotknöpfe aufzuknöpfen.

„Es schadet Ihnen, so spät im Walde zu sein. Laubwald ist feucht und schwül!“ bemerkte Sophie.

„Mir hilft nichts mehr!“ keuchte er. „Mir hilft nur noch der Tod.“

Es war nicht leicht, ihn anzuhören, und seine ganze Gestalt rief jenes überflüssige Mitleid hervor, das seine eigene Ohnmacht kennt und verdrießlichen Ärger erweckt. Er setzte sich auf ein Faß, beugte die Knie vorsichtig, als fürchtete er, seine Füße könnten brechen, und wischte die schweißige Stirn. Sein Haar war trocken, tot.

Das Feuer flammte auf, ringsum zitterte und schwankte alles, die Schatten flohen furchtsam in den Wald, als hätten sie sich verbrannt, und über dem Feuer schimmerte das runde Gesicht Ignats mit aufgeblasenen Backen. Das Feuer erlosch. Es roch nach Rauch; wieder ballten sich Stille und Nebel lauernd in der Lichtung zusammen und lauschten auf die heiseren Worte des Kranken:

„Aber dem Volk . . . kann ich als Zeuge von Verbrechen noch Nutzen bringen . . . Da, sehen Sie mich an . . . ich bin achtundzwanzig Jahre, aber — ein toter Mann! Und vor zehn Jahren habe ich ohne Mühe zwölf Pud auf den

Schultern getragen . . . Mit der Gesundheit, dachte ich, machst du es siebzig Jahre, ohne zu straucheln. Aber es vergingen zehn — und jetzt kann ich nichts mehr. Die Herren haben mich bestohlen, mir vierzig Jahre meines Lebens geraubt, vierzig Jahre!“

„Das ist sein Lied!“ sagte Rybin dumpf.

Das Feuer flammte wieder auf, aber jetzt kräftiger, heller. Wieder wichen die Schatten in den Wald, wieder schlichen sie ans Feuer heran und zitterten um die Glut in stummem, feindseligem Tanz. Im Feuer knisterte und ächzte nasses Reisig. Die Blätter an den Bäumen flüsterten und rauschten, von der warmen Luftwelle beunruhigt. Lustige, lebendige, gelbe und rote Flammenzungen spielten miteinander, umfingen sich, stiegen in die Höhe, streuten Funken, heiße Blätter flogen auf, und die Sterne am Himmel funkelten lächelnd und lockten . . .

„Das ist mein Lied . . . Tausend Menschen singen es, ohne die heilsame Lehre zu verstehen, die das Volk daraus ziehen kann. Wieviel Wesen werden durch die Arbeit zu Tode gequält, wieviel Krüppel gehen schweigend vor Hunger zugrunde!“ Er hustete, krümmte sich und zitterte am ganzen Leibe.

Jakob stellte einen Eimer Kwas auf den Tisch, warf einen Bund grünen Lauchs hin und sagte zum Kranken:

„Komm, Ssaweli, ich habe dir Milch gebracht.“

Ssaweli schüttelte den Kopf, aber Jakob faßte ihn unter den Arm, hob ihn auf und führte ihn zum Tisch.

„Hören Sie,“ sagte Sophie leise und vorwurfsvoll zu Rybin, „warum haben Sie ihn hierher gerufen? Er kann jede Minute sterben . . .“

„Vielleicht!“ stimmte Rybin ihr bei. „Einstweilen soll er nur reden. Sein Leben ist für nichts und wieder nichts

zugrunde gerichtet — da mag er nun der Menschen wegen noch etwas ausharren, das tut nichts!“

„Sie scheinen Ihr Vergnügen daran zu haben!“ rief Sophie.

Rybin blickte sie an und erwiderte finster:

„Das waren die Herren, die ihr Vergnügen daran hatten, als Christus am Kreuze stöhnte; wir aber lernen von den Menschen und wollen, daß sie auch etwas lernen.“

Die Mutter hob erschreckt die Brauen und sagte:

„Hör doch auf!“

Am Tisch begann der Kranke wieder:

„Sie richten die Menschen durch Arbeit zugrunde, und warum? Sie stehlen den Leuten das Leben — warum? frage ich. Unser Herr — ich habe mein Leben in der Fabrik Nefedow verloren — schenkte einer Sängerin goldenes Waschgeschirr, und sogar ein goldener Nachttopf war dabei. In diesem Topfe steckt meine Kraft, mein Leben . . . dafür ist es hingeopfert. Dafür ist es hingegangen, der Mensch hat mich durch Arbeit getötet, um seiner Geliebten mit meinem Blut eine Freude zu machen . . . einen goldenen Nachttopf hat er ihr für mein Blut gekauft.“

„Der Mensch ist nach Gottes Ebenbild und Ihm gleich geschaffen“, sagte Jefim lachend. „Aber nun haben wir gehört, wozu man gebraucht wird . . . Das ist gut!“

„Dazu schweigen wir nicht!“ rief Rybin und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Das dulden wir nicht!“ fügte Jakob leise hinzu.

Ignat verzog das Gesicht.

Die Mutter bemerkte, daß alle drei Burschen mit der unersättlichen Aufmerksamkeit hungriger Seelen zuhörten, und jedesmal, wenn Rybin sprach, blickten sie ihm lauernd ins Gesicht. Ssawelis Worte riefen auf ihren Ge-

sichtern nur ein höhnisches Lächeln hervor. Mitleid mit dem Kranken war in ihnen nicht zu spüren.

Die Mutter beugte sich zu Sophie hin und fragte leise: „Sagt er wirklich die Wahrheit?“

Sophie antwortete laut:

„Ja, das ist wahr! Von solchem Geschenk hat etwas in den Zeitungen gestanden. Das war in Moskau.“

„Und dafür hat er keine Strafe bekommen“, sagte Rybin dumpf. „Das müßte er doch, er müßte zum Volke hinausgeführt und in Stücke gehauen werden, und sein Fleisch, das verfluchte, müßte man den Hunden vorwerfen. Große Strafgerichte wird das Volk halten, wenn es aufsteht. Viel Blut wird es vergießen, um die erlittene Unbill abzuwaschen. Dieses Blut ist sein Blut, aus seinen Adern gesogen. Das gehört ihm.“

„Es ist kalt!“ sagte der Kranke.

Jakob half ihm aufstehen und führte ihn zum Feuer.

Das Feuer brannte gleichmäßig hell, die gesichtslosen Schatten zitterten ringsum und beobachteten erstaunt sein lustiges Spiel. Saweli setzte sich auf einen Baumstumpf und streckte seine durchsichtigen, trockenen Hände nach dem Feuer aus. Rybin nickte nach seiner Seite hin und sagte zu Sophie:

„Das wirkt besser als Bücher! Wenn eine Maschine einem Arbeiter den Arm abreißt oder ihn tötet, so heißt es, er hat selbst Schuld daran gehabt. Wenn aber einem Menschen das Blut ausgesaugt und er weggeworfen wird, wie Aas, so läßt sich das nicht erklären. Ich begreife jeden Mord, aber Foltern zum Vergnügen — das begreife ich nicht! Warum foltert man die Leute, warum quält man uns alle? Zum Vergnügen, zum Scherz, damit man lustig auf Erden leben, sich für Blut alles kaufen kann — eine

Sängerin, Pferde, silberne Messer, goldenes Geschirr, teures Spielzeug für die Kinder. Du mußt arbeiten, immer mehr arbeiten, ich aber scharre mir durch deine Arbeit Geld zusammen und schenke meiner Geliebten einen goldenen P . . . pott!“

Die Mutter hörte und schaute. Wieder blitzte als heller Streifen in der Finsternis der Weg Pawels und seiner Mitgänger vor ihr auf.

Als das Abendessen beendet war, lagerten sich alle um das Feuer, das vor ihnen geschwind das Holz verzehrte; hinter ihnen hing Finsternis, die Wald und Himmel verhüllte. Der Kranke blickte mit weitgeöffneten Augen auf das Feuer, hustete ununterbrochen und zitterte am ganzen Leibe. Es schien, als brachen die Reste seines Lebens unaufhaltsam aus der Brust hervor und suchten den trockenen, von Krankheit aufgezehrten Körper zu verlassen. Der Abglanz der Flamme zitterte in seinem Gesicht, ohne die tote Haut zu beleben. Nur die Augen des Kranken brannten in erlöschendem Feuer.

„Vielleicht möchtest du in die Hütte gehen, Saweli?“ fragte Jakob, sich über ihn beugend.

„Warum?“ erwiderte er mühsam. „Ich bleibe hier sitzen, ich werde nicht mehr lange unter Menschen sein!“

Er betrachtete alle, schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit schwachem Lächeln fort:

„Bei euch fühle ich mich wohl. Ich sehe euch an und denke — vielleicht nehmen die Rache für uns, die man ausgeplündert hat, für das Volk, das man aus Habgier gemordet hat.“

Er bekam keine Antwort und schlief bald, den Kopf kraftlos auf die Brust gesenkt, ein. Rybin blickte ihn an und sagte leise:

„Da kommt er nun zu uns, sitzt hier und erzählt immer ein und dasselbe, von diesem Hohn auf die Menschen. Darin liegt jetzt seine ganze Seele, als ob man ihm die Augen ausgestochen hat, und er nichts mehr sieht.“

„Was ist denn noch mehr nötig?“ sagte die Mutter nachdenklich. „Wenn die Menschen sich zu Tausenden Tag für Tag mit Arbeit umbringen, damit die Herren das Geld zum Spaß austreuen . . . ist das nicht genug? . . .“

„Langweilig, ihn anzuhören!“ sagte Ignat leise. „Wer das auch nur einmal gehört hat, vergißt es nicht wieder; er aber redet stets ein und dasselbe!“

„In dieser einen Geschichte steckt sein ganzes Leben!“ bemerkte Rybin finster. „Ich habe seine Geschichte zehnmal gehört, aber trotzdem bisweilen gezweifelt. Es kommen milde Stunden, da man an die Gemeinheit der Menschen, ihren Wahnwitz nicht glauben will, wo einem alle leid tun, Reiche wie Arme, und auch der Reiche nur geirrt hat. Der eine ist blind vor Hunger, der andere — vor Goldgier! Ach, Menschen, denkt man, ach, Freunde! Besinnt euch, denkt ehrlich nach, denkt unermüdlich nach!“

Der Kranke schwankte, öffnete die Augen und legte sich auf den Boden. Jakob stand geräuschlos auf, ging in die Hütte, holte einen Pelz, bedeckte seinen Vetter damit, und setzte sich wieder neben Sophie.

Das rote Feuergesicht beleuchtete listig lächelnd die dunklen Gestalten ringsum, und die Menschenstimmen flossen nachdenklich mit dem leisen Knistern und Rauschen der Flamme zusammen.

Sophie erzählte von dem Kampf des Volkes um sein Recht auf der ganzen Welt, von den deutschen Bauernkriegen, von den Leiden der Iren, von den Helden-

taten der französischen Arbeiter in den häufigen Kämpfen um die Freiheit.

In dem von samtener Nacht verhüllten Walde, auf der kleinen, von Bäumen umgebenen, vom dunklen Himmel bedeckten Lichtung, im Antlitz des Feuers, im Kreise feindselig erstaunter Schatten, lebten Geschehnisse auf, die die Welt der Satten und Habgierigen erschüttert hatten, eines nach dem andern zogen die Völker der Erde vorbei, verblutend, erschöpft vom Kampfe, klangen die Namen der Streiter für Freiheit und Wahrheit.

Leise klang die dumpfe Stimme der Frau. Wie ein Wesen aus der Vergangenheit erweckte sie Hoffnungen und flößte Zuversicht ein, und die Menschen hörten schweigend die Kunde von ihren Brüdern im Geiste. Sie blickten in das hagere und blasse Gesicht des Weibes, und vor ihnen leuchtete immer heller die heilige Sache aller Völker der Welt, der nie endende Kampf um die Freiheit.

Der Mensch sah seine Wünsche und Gedanken hinter dem dunklen blutigen Vorhang der fernen Vergangenheit unter unbekannten Fremden, und näherte sich innerlich, mit Verstand und Herz, der Welt, fand in ihr Freunde, die sich schon längst einmütig und fest vorgesetzt hatten, die Wahrheit auf Erden zu erkämpfen, die ihren Entschluß durch unzählige Leiden geheiligt sahen, die Ströme von Blut vergossen hatten für den Triumph eines neuen, hellen, frohen Lebens. Es entstand und wuchs das Gefühl geistiger Nähe mit allen, ein neues Herz der Erde, erfüllt von dem heißen Bestreben, alles zu verstehen, alles in sich zu vereinen.

„Es wird der Tag kommen, da die Arbeiter aller Länder das Haupt erheben und entschlossen sprechen werden: Genug! Wir wollen dieses Leben nicht länger!“ klang

überzeugt Sophies Stimme. „Und dann wird die Scheinmacht der durch ihre Habgier Starken zusammenbrechen, der Boden wird unter ihren Füßen weichen, und keine Stütze werden sie mehr haben.“

„So wird es sein!“ sagte Rybin, sein Haupt neigend. „Wer sich selbst nicht schont, überwindet alles.“

Die Mutter hörte lächelnd zu, und ihr Gesicht zeigte freudiges Erstaunen. Sie sah, daß alles Scharfe, Laute, Ungebundene, alles Überflüssige jetzt in Sophie verschwunden, in dem heißen, gleichmäßigen Strom ihrer Erzählung ertrunken war. Ihr gefiel die stille Nacht, das Spiel des Feuers, das Gesicht Sophies, aber am meisten die gespannte Aufmerksamkeit der Bauern. Sie saßen unbeweglich, besorgt, den ruhigen Fluß der Erzählung nicht zu unterbrechen, den hellen Faden, der sie mit der Welt verband, nicht zu zerreißen. Nur bisweilen legte jemand behutsam Holz ins Feuer, und wenn Funken und Rauch aufstiegen, wehrte sie ein Bursche mit der Hand von den Frauen ab.

Einmal stand Jakob auf und fragte leise:

„Wartet einen Augenblick!“

Er ging in die Hütte, brachte von dort Kleidungsstücke, und schweigend hüllte er mit Ignat Füße und Schultern der Frauen ein. Wieder sprach Sophie, malte den Tag des Sieges, flößte den Menschen Vertrauen in ihre eigene Kraft ein, weckte in ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen, die ihr Leben fruchtloser Arbeit für den dummen Zeitvertreib der Übersättigten opfern. Ihre Worte erregten die Mutter nicht, aber das durch Sophies Erzählung erweckte, alle erfassende Gefühl erfüllte auch ihre Brust mit dankbar betendem Gedenken an die Menschen, die durch Gefahren hindurch zu denen gehen, die

in den Ketten der Arbeit schmachten und ihnen die Gabe des ehrlichen Verstandes, der Liebe zur Wahrheit bringen.

„Helfe Gott dazu!“ dachte sie, die Augen schließend.

Als es dämmerte, schwieg Sophie müde und blickte lächelnd in die nachdenklichen, hellen Gesichter ringsum.

„Es ist Zeit, daß wir gehen!“ sagte die Mutter.

„Ja, es ist Zeit!“ erwiderte Sophie müde.

Einer von den Burschen seufzte laut.

„Schade, daß Sie gehen!“ sagte Rybin ungewöhnlich weich. „Sie sprechen gut . . . und es ist etwas Großes darum, die Menschen miteinander verwandt zu machen! Wenn wir wissen, daß Millionen dasselbe wollen wie wir, werden die Herzen besser. Und in der Güte liegt die große Kraft!“

„Du kommst mit Liebe und holst dir Liebe!“ sagte Jefim mit leisem Lächeln und sprang schnell auf. „Es ist Zeit, daß sie gehen, Onkel Michailo, ehe sie jemand sieht. Wenn wir die Bücher verteilen, wird die Obrigkeit suchen, woher sie gekommen sind. Dann fällt jemand ein: es waren Pilgerinnen da!“

„Nun, ich danke dir, Mutter, für deine Bemühungen!“ sagte Rybin, Jefim unterbrechend. „Ich denke immer an Pawel, wenn ich dich sehe; du hast es gut gemacht!“

Ein mildes Lächeln glitt über sein breites Gesicht. Es war kühl, aber er stand ohne Rock, mit offenem Kragen und mit entblößter Brust da. Die Mutter betrachtete seine große Gestalt und riet ihm freundlich:

„Du solltest etwas anziehen, es ist kalt!“

„Ich bin von innen warm!“ antwortete er.

Die drei Burschen standen am Feuer und unterhielten sich leise, zu ihren Füßen aber lag der mit Pelzen bedeckte Kranke. Der Himmel wurde blaß, die Schatten schwan-

den dahin, und die Blätter zitterten in Erwartung der Sonne.

„Also, leben Sie wohl!“ sagte Rybin, Sophie die Hand drückend. „Wie kann man Sie in der Stadt finden?“

„Such mich nur auf!“ sagte die Mutter.

Die Burschen gingen langsam, alle zugleich, zu Sophie und drückten ihr plump-freundlich und schweigend die Hand. In jedem war Dankbarkeit und Zufriedenheit zu erkennen, und dieses Gefühl machte sie verlegen, weil es ihnen wohl neu war. Mit den nach der schlaflosen Nacht trockenen Augen blickten sie schweigend in Sophies Gesicht und traten von einem Fuß auf den andern.

„Wollen Sie nicht noch etwas Milch auf den Weg?“ fragte Jakob.

„Ist denn noch was da?“ meinte Jefim.

„Etwas ist noch da.“

Aber Ignat strich verlegen sein Haar zurecht und erklärte:

„Nein, ich habe sie fortgegossen.“

Und alle drei lachten.

Sie sprachen von der Milch, aber die Mutter fühlte, daß sie an etwas anderes dachten, und Sophie und ihr selbst ohne alle Worte Gutes wünschten. Das rührte Sophie offenbar und machte auch sie verlegen, so daß sie nichts anderes sagen konnte als ein leises:

„Ich danke euch, Genossen!“

Sie blickten sich an, als wenn dieses Wort sie tief getroffen hätte.

Der Kranke hustete schwer. Die letzte Glut des Feuers erlosch.

„Lebt wohl!“ sagten die Bauern leise, und der schwer-mütige Abschiedsgruß klang den Frauen lange im Ohr.

Sie schritten ohne Hast in der Morgendämmerung auf dem Waldwege vorwärts und die Mutter, die hinter Sophie dahinschritt, sagte:

„Wie schön ist das alles, wie im Traum, so schön! Die Menschen wollen die Wahrheit wissen, meine Liebe, sie wollen wirklich! Es ist wie in der Kirche, vor der Frühmesse an einem hohen Feiertag . . . der Priester ist noch nicht da, es ist noch dunkel und still in der Kirche und bange ums Herz — aber die Leute kommen schon, da wird die Kerze vor einem Heiligen angezündet, jetzt brennen sie dort, und allmählich wird die Finsternis verjagt und Gottes Haus hell gemacht.“

„Ja, wirklich!“ antwortete Sophie fröhlich. „Nur ist hier die ganze Erde Gottes Haus.“

„Die ganze Erde!“ nickte nachdenklich die Mutter. „Wie schön ist das, und man kann es kaum glauben! So schön haben Sie gesprochen, meine Liebe, sehr schön! Ich hatte Sorge gehabt, es würde denen nicht gefallen!“

Sophie schwieg einen Augenblick und antwortete leise und nicht froh:

„Mit ihnen wird man einfacher.“ Sie gingen dahin und unterhielten sich über Rybin, über den Kranken und über die Burschen, die so aufmerksam zugehört, und so ungeschickt, aber beredt ihre Freundschaft durch kleine Liebesdienste den Frauen gegenüber ausgedrückt hatten. Sie gelangten auf das freie Feld. Vor ihnen ging die Sonne auf. Noch unsichtbar für das Auge, breitete sie am Himmel einen durchsichtigen Fächer von rosigen Strahlen aus; Tautropfen erglänzten im Grase und spiegelten in ihrem bunten Funkeln muntere Frühlingsfreude wieder. Die Vögel erwachten und belebten den Morgen mit lustigem Gesang. Geschäftig kräczend und schwerfällig mit den

Flügeln klatschend, flogen dicke Krähen dahin, irgendwo pfiß ängstlich eine Goldamsel. Die fernen Weiten öffneten sich und zogen vor der Sonne die nächtlichen Schatten von ihren Hügeln.

„Manchmal redet und redet ein Mensch, und man versteht ihn nicht, bis er ein ganz einfaches Wort findet, das plötzlich alles klar macht!“ erzählte nachdenklich die Mutter. „So ist es auch mit dem Kranken. Ich weiß selbst ganz genau, wie die Arbeiter in den Fabriken und überall ausgenutzt werden. Aber von Kindheit an ist man das gewohnt, und es rührt nicht einmal sehr! Und da sagt dieser plötzlich so etwas Häßliches, Abscheuliches . . . Mein Gott! opfern dazu die Menschen ihr ganzes Leben der Arbeit, damit die Herren ihren Spott mit ihnen treiben? Dafür gibt es keine Rechtfertigung!“

Die Mutter hatte sich mit ihren Gedanken in den Einzelfall vertieft, und dieser beleuchtete ihr mit seinem stumpfen, aufdringlichen Glanz eine Reihe von Fällen, die sie früher erlebt und dann vergessen hatte.

„Sie sind offenbar schon völlig übersättigt, und alles ist ihnen zuwider! Ich weiß von einem Landhauptmann, der die Bauern zwang, sich vor seinem Gaul zu verbeugen, wenn der durchs das Dorf geführt wurde; wer das nicht tat, kam ins Loch. Was hatte er denn nur davon? Es ist nicht zu verstehen!“

Sophie sang halblaut ein morgenfrisches Lied.

VII

Nilownas Leben floß eigentümlich ruhig dahin. Diese Ruhe erregte bisweilen ihre Verwunderung. Ihr Sohn saß im Gefängnis, sie wußte, daß schwere Strafe seiner wartete, aber jedesmal, wenn sie daran dachte, rief ihr Ge-

dächtnis ihr wider Willen Andrej, Fedja und all die übrigen vor die Augen. Die Gestalt ihres Sohnes sog alle seine Schicksalsgenossen in sich auf und wuchs in ihren Augen, sie verlieh ihr ein besonderes Anschauungsvermögen, indem sie alle Gedanken an Pawel unwillkürlich und unmerklich erweiterte und sie nach allen Seiten ablenkte. Sie zerflossen überallhin wie feine, ungleiche Strahlen, berührten alles, versuchten alles zu beleuchten, in ein Bild zu sammeln, und ließen die Mutter nicht bei einer Einzelheit verweilen, verhinderten, daß die Sehnsucht nach dem Sohn, die Furcht um ihn feste Formen annahm.

Sophie verreise bald, kehrte nach fünf Tagen munter und lebhaft zurück, verschwand nach einigen Stunden abermals, um zwei Wochen später zurückzukehren. Es schien, als wenn sie sich in Kreisen bewegte, und bisweilen nach ihrem Bruder sah, um seine Wohnung mit ihrem frischen Wesen und ihrer Musik zu erfüllen.

Die Musik machte der Mutter Freude. Sie fühlte warme Wellen in ihre Brust dringen, in ihr Herz strömen. Es schlug gleichmäßiger, und wie ein reichbefeuchtetes Samenkorn in tiefaufgepflügtem Boden wuchsen in ihm mutige Gedanken, und blühten durch die Kraft der Töne geweckte Worte leicht und schön auf.

Es wurde der Mutter schwer, sich mit Sophies Unordnung auszusöhnen, die ihre Sachen, Zigarettenreste und Asche überall hinstreute, und noch schwerer, mit ihren ungebundenen Reden fertig zu werden. Das alles fiel neben der ruhigen Sicherheit Nikolais und dem unveränderlichen weichen Ernst seiner Worte allzu sehr in die Augen. Sophie erschien ihr wie ein halbwüchsiges Ding, das sich für erwachsen ausgeben will, die Menschen aber als niedliches Spielzeug ansieht. Sie sprach viel von der Heiligkeit der

Arbeit, und vermehrte durch ihre Unordnung die Arbeit der Mutter, sprach über die Freiheit und bedrückte alle durch ihre Unduldsamkeit und ihr beständiges Streiten. In ihr waren viele Gegensätze, und die Mutter verhielt sich ihr gegenüber zurückhaltend vorsichtig, ohne die gleichbleibende Herzenswärme, die Nikolai in ihr wachrief.

Nikolai führte tagaus tagein ein gleichmäßiges, genau eingeteiltes Leben. Um acht Uhr morgens trank er Tee, las die Zeitung und berichtete der Mutter die Neuigkeiten. Die Mutter erkannte dann mit erstaunlicher Deutlichkeit, wie die schwere Maschine des Lebens die Menschen unerbittlich zu Geld zermahlt. Sie fühlte in ihm ähnliche Züge wie in Andrej. Gerade wie der Kleinrusse sprach er ohne Erbitterung über die Menschen, hielt alle für mitschuldig an dem schlimmen Leben; seine Zuversicht auf ein neues Leben war aber nicht so warm und klar wie bei Andrej. Er sprach stets ruhig im Ton eines guten, rechtschaffenen und strengen Richters, und wenn er einmal über schreckliche Dinge redete, so erschien in seinem Gesicht ein feines, mitleidiges Lächeln, während seine Augen kalt und fest glänzten. Die Mutter begriff, daß dieser Mann niemandem und nichts verzeiht, nichts verzeihen könne. Sie fühlte, daß für Nikolai selbst diese Festigkeit schwer zu ertragen sei, und bedauerte ihn. Und er gefiel ihr immer besser.

Um neun Uhr ging er zum Dienst, sie räumte die Zimmer auf, bereitete das Mittagessen, wusch sich, zog ein reines Kleid an, und besah in ihrem Zimmer Bücher mit Illustrationen. Sie hatte schon lesen gelernt, aber es kostete sie stets große Anstrengung, und sie ermüdete beim Lesen schnell. Das Besehen von Bildern aber machte ihr

Vergnügen wie einem Kinde. Die Bilder eröffneten ihr eine verständliche, fast greifbare, neue und wunderbare Welt. Da erstanden riesige Städte, schöne Gebäude, Maschinen, Schiffe, Denkmäler, ungezählte Reichtümer, die die Menschen hervorgebracht hatten, und eine sinnverwirrende Schaffenskraft der Natur. Das Leben erweiterte sich ständig, jeden Tag eröffnete sich dem Blick etwas Riesenhaftes, Unbekanntes, Wunderbares, und es regte die hungrige Seele der Frau immer stärker an durch den Überfluß seiner Reichtümer und unzähliger Schönheiten. Sie besah besonders gern den großen zoologischen Atlas, und obwohl er in fremder Sprache gedruckt war, übermittelte er ihr doch die klarste Vorstellung von der Schönheit, dem Reichtum und der Unendlichkeit der Erde.

„Wie ist die Erde so groß!“ sagte sie einmal zu Nikolai.

Am meisten interessierten sie die Insekten und besonders die Schmetterlinge; sie betrachtete verwundert die Abbildungen und sagte:

„Diese Schönheit, Nikolai Iwanowitsch! Wieviel solche Schönheit gibt es doch überall, und das alles ist uns verborgen, und alles fliegt vorbei, ohne daß wir es sehen. Die Menschen jagen hin und her und wissen nichts, können sich an nichts freuen, weil sie keine Zeit und keine Lust dazu haben. Wieviel Freuden könnten sie doch haben, wenn sie wüßten, wie reich die Erde ist, wieviel wunderbare Geschöpfe auf ihr leben. Und alles — für alle, jedes Wesen — für das Ganze — nicht wahr?“

„So ist es!“ sagte Nikolai lächelnd. Und er brachte ihr neue Bücher mit Abbildungen.

Abends kamen oft Gäste. Es kam Alexej Wassiljewitsch, ein hübscher Mensch mit blassem Gesicht und schwarzem Bart, ernst und schweigsam; Roman Petrowitsch, rund-

köpfig mit Pickeln im Gesicht, der stets bedauernd mit den Lippen schmatzte; Iwan Danilowitsch, hager und klein, mit Spitzbart und feiner Stimme, zänkisch, laut und spitz; Jegor, der sich immer über sich selbst, die Genossen und sein immer zunehmendes Leiden lustig machte. Es erschienen auch Leute aus entfernten Städten. Nikolai führte lange, ruhige Unterhaltungen mit ihnen, immer über dasselbe Thema, über die Arbeiter der ganzen Welt. Man disputierte, ereiferte sich, gestikulierte, trank viel Tee, und bisweilen verfaßte Nikolai mitten in der lärmenden Unterhaltung schweigend Proklamationen. Er las sie dann den Genossen vor, sie wurden an Ort und Stelle mit Druckbuchstaben niedergeschrieben, die Mutter sammelte sorgfältig die übriggebliebenen Manuskriptfetzen und verbrannte sie.

Sie goß Tee ein und wunderte sich über den Eifer, mit dem sie über das Leben und das Los der Arbeiter sprachen, sowie darüber, wie man am schnellsten und besten Gedanken über die Wahrheit unter sie säen, ihren Mut heben könnte. Oft gab es Streit und Zorn, gegenseitige Beschuldigungen und Kränkungen, und dann wurde wieder weiter disputiert.

Die Mutter fühlte, daß sie das Leben der Arbeiter besser kannte als diese Leute, daß sie deutlicher als jene den Riesenumfang der Aufgabe erfaßte, die die Freunde auf sich genommen, und dieser Umstand ließ sie allen gegenüber eine gewisse nachsichtige Freundlichkeit an den Tag legen, und das etwas wehmütige Gefühl eines Erwachsenen Kindern gegenüber, die Mann und Frau spielen, ohne das Drama zu ahnen, das diese Beziehungen bergen. Sie verglich unwillkürlich ihre Reden mit denen ihres Sohnes und Andrejs, und fühlte einen Unterschied, den sie

anfangs nicht begreifen konnte. Bisweilen hatte sie das Gefühl, daß man hier lauter schrie, als je in der Vorstadt, und sie erklärte sich das folgendermaßen:

„Sie wissen mehr, da reden sie lauter . . .“

Aber allzuoft sah sie, daß all diese Menschen sich scheinbar absichtlich in Wut brachten und erhitzen, als wollte jeder seinen Genossen zeigen, daß ihm die Wahrheit vertrauter und teurer sei als den andern; die andern nahmen das übel, wollten ihrerseits beweisen, wie nahe sie der Wahrheit ständen und begannen heftig und grob zu streiten. Jeder wollte anscheinend höher hinaus als die übrigen, und das rief in ihr Unruhe und Kummer hervor. Sie bewegte die Brauen, betrachtete alle mit flehenden Blicken und dachte:

„Pascha und seine Genossen habt ihr vergessen . . .“

Während sie stets mit großer Aufmerksamkeit dem Streit zuhörte und ihn natürlich nicht verstand, suchte sie das Gefühl, das hinter den Worten steckte und sah: wenn man in der Vorstadt über das Gute gesprochen, hatte man es heil und ganz genommen, hier aber zerschlug man es in kleine Stücke; dort hatte man tiefer und stärker gefühlt, hier war das Reich scharfsinniger, alles zerschneidender Gedanken. Hier sprach man mehr von der Zerstörung des Alten, dort träumte man mehr von dem Neuen, daher waren ihr die Reden ihres Sohnes und Andrejs näher, verständlicher . . .

Sie bemerkte, daß Nikolais Auftreten ungewöhnlich zwanglos wurde, wenn Arbeiter zu ihm kamen: ein süßlicher Zug erschien in seinem Gesicht, und er sprach anders als sonst, fast gröber und nachlässiger.

„Er gibt sich Mühe, daß man ihn versteht!“ dachte sie.

Aber das tröstete sie nicht, und sie sah, daß der besuchende Arbeiter sich ebenfalls wie gebunden hin und her wand, und nicht so leicht und frisch sprechen konnte wie mit ihr, der einfachen Frau. Eines Tages, als Nikolai ausging, sagte sie zu einem Burschen:

„Was ängstigst du dich? Bist doch kein Junge im Examen . . .“

Der Bursche lachte breit:

„Aus Verlegenheit werden selbst die Krebse rot . . . Er ist doch immerhin nicht unseresgleichen . . .“

Manchmal kam Saschenka. Sie saß niemals lange, sprach stets sachlich, lachte nicht und fragte beim Fortgehen jedesmal die Mutter:

„Was macht Pawel Michailowitsch — geht es ihm gut?“

„Gott sei Dank!“ sagte die Mutter. „Er ist ganz munter.“

„Grüßen Sie ihn!“ bat das junge Mädchen und verschwand.

Wenn die Mutter klagte, daß man Pawel solange im Gefängnis festhielt, ihn nicht aburteilte, machte Saschenka ein finsternes Gesicht und schwieg; ihre Finger aber bewegten sich geschwind hin und her.

Nilowna empfand den Wunsch, ihr zu sagen:

„Mein gutes Kind, ich weiß ja, du liebst ihn . . . ich weiß es!“

Sie konnte sich dazu aber nicht entschließen. Das strenge Gesicht des jungen Mädchens, ihre fest zusammengepreßten Lippen und die trockene Sachlichkeit ihrer Rede, schlossen von vornherein jede Zärtlichkeit aus. Seufzend drückte die Mutter ohne Worte die hingestreckte Hand und dachte:

„Du armes Ding . . .“

Eines Tages kam Natascha. Sie freute sich sehr, die Mutter zu sehen, küßte sie und teilte ihr unter anderem leise mit:

„Meine Mutter ist gestorben . . . die Ärmste . . .“

Sie schüttelte den Kopf, wischte sich mit einer schnellen Handbewegung die Augen und fügte hinzu:

„Sie tut mir leid, sie war noch keine fünfzig Jahre alt und hätte noch lange leben können. Aber andererseits denkt man unwillkürlich, der Tod ist wohl leichter als dieses Leben! Immer allein, allen fremd, niemand nötig, eingeschüchtert durch die Schreierei meines Vaters — war das etwa ein Leben? Man lebt, wenn man etwas Gutes erwartet, aber sie hatte nichts zu erwarten, außer Kränkungen . . .“

„Sie haben recht, Natascha!“ sagte die Mutter nach kurzem Nachdenken. „Man lebt nur, wenn man auf etwas Gutes wartet, aber wenn nichts zu erwarten ist — was ist das für ein Leben?“ Und sie streichelte freundlich die Hand des Mädchens und fragte nach kurzem Schweigen: „Sind Sie jetzt allein?“

„Ja,“ antwortete Natascha leichthin.

Die Mutter schwieg und sagte dann plötzlich lächelnd:

„Das macht nichts! Ein braver Mensch bleibt nicht allein, dem helfen stets andere . . .“

VIII

Natascha wurde Lehrerin in einer Weberei, und die Nizowna brachte ihr verbotene Bücher, Aufrufe und Zeitungen.

Das war jetzt ihre Beschäftigung. Einigemal im Monat fuhr oder ging sie mit einem Sack auf dem Rücken oder

einem Koffer in der Hand aufs Land, verkleidet als Spitzenhändlerin oder Nonne, als wohlhabende Bäuerin oder Pilgerin. In der Eisenbahn und auf Dampfboten, in Hotels und Gasthöfen benahm sie sich stets einfach und ruhig, begann zuerst die Unterhaltung mit Unbekannten und lenkte furchtlos durch ihre freundliche Redeweise und das sichere Auftreten einer erfahrenen Frau, die viel gesehen hat, die Aufmerksamkeit auf sich.

Es machte ihr Vergnügen, mit den Leuten zu sprechen, ihre Erzählungen vom Leben, ihre Klagen, ihre Zweifel anzuhören. Ihr Herz strömte jedesmal vor Freude über, wenn sie starke Unzufriedenheit in jemand bemerkte, jene Unzufriedenheit, die sich gegen die Schicksalsschläge auflehnt und eifrig Antworten auf Fragen sucht, die sich im Verstande schon gebildet haben. Vor ihr entwickelte sich immer breiter und bunter ein Bild des menschlichen Lebens, des geschäftigen, unruhigen Lebens im Kampf um den Bissen Brot. Überall herrschte das rohe, nackte, ganz offene Bestreben, den Nächsten zu betrügen, ihn auszuplündern, aus ihm möglichst viel Nutzen für sich selbst zu ziehen, ihm sein Blut auszusaugen. Und sie sah, daß alles reichlich auf Erden vorhanden war, daß aber das Volk Not litt und unmittelbar neben unermeßlichen Reichtümern darbt. In den Städten standen Kirchen, die von Gold und Silber strotzten, dessen Gott nicht bedurfte; auf den Kirchenstufen zitterten Bettler, die darauf lauerten, daß man ihnen eine kleine Kupfermünze in die Hand schob. Sie hatte das schon früher gesehen — die reichen Kirchen und die goldgestickten Meßgewänder der Popen, die elenden Hütten des armen Volkes und seine schändlichen Lumpen; aber früher war ihr das natürlich erschienen, jetzt dagegen sah sie darin eine tödliche Krän-

kung der Armen, denen — das wußte sie — die Kirche näher und notwendiger war als den Reichen.

Nach Bildern, die Christus darstellten, und aus Erzählungen von ihm wußte sie, daß er, der Freund der Armen, sich einfach gekleidet hatte; in den Kirchen aber, wohin die Armen kamen Trost zu suchen, sah sie ihn mit lautem Gold und Seidenstoffen ausgeputzt, wie er beim Anblick der Armut nur verächtlich rauschte. Und unwillkürlich fielen ihr stets Rybins Worte ein:

„Sogar mit Gott haben sie uns betrogen!“

Ohne es selbst zu merken, begann sie weniger zu beten, dachte aber immer mehr über Christus und die Menschen nach, die zwar seinen Namen nicht erwähnten und nichts von ihm wußten, aber doch nach seinen Geboten lebten und gleich ihm die Erde für das Reich der Armen hielten und alle Reichtümer der Erde gleichmäßig unter die Menschen verteilen wollten. Darüber dachte sie viel nach, und dieser Gedanken wuchs in ihr, wurde tiefer und umfing alles, was sie sah, was sie hörte; er wuchs und nahm das helle Antlitz eines Gebetes an und überströmte mit gleichmäßigem Feuer die dunkle Welt, das ganze Leben und alle Menschen. Und ihr schien, daß Christus selbst, den sie stets unklar geliebt hatte mit einem Gefühl, in dem Furcht eng mit Hoffnung und Rührung mit Kummer verknüpft war, ihr jetzt nähergetreten war und schon als ein anderer, höher und sichtbarer, freudiger und mit hellerem Antlitz dastand, als sei Er tatsächlich zum Leben auferstanden, entsühnt und neu belebt durch das heiße Blut, das in Seinem Namen vergossen war.

Von ihren Reisen kehrte sie erregt durch das, was sie unterwegs gesehen und gehört, mutig und zufrieden mit der erledigten Arbeit zu Nikolai zurück.

„Es ist schön, überall hinzufahren und viel zu sehen!“ sagte sie zu ihm. „Da versteht man, wie das Leben eingerichtet ist. Das Volk wird bis ans äußerste Ende gedrängt und gestoßen, und da wimmelt es nun und denkt, warum ist das alles so? Warum drängt man mich fort? Warum muß ich, obwohl von allem viel da ist, hungern? Und wie bin ich dumm und unwissend, wo doch überall soviel Verstand herrscht? Und wo ist er, der gnädige Gott, vor dem es weder reich noch arm gibt, dem alle seinem Herzen liebe Kinder sind? Das Volk empört sich allmählich wegen seines Lebens, fühlt, daß es unrechterweise unterdrückt wird, wenn es nicht selbst für sich sorgt!“

Immer häufiger empfand sie den dringenden Wunsch, mit eigenen Worten zu den Menschen über die Ungerechtigkeit des Lebens zu sprechen, und es wurde ihr manchmal schwer, diesen Wunsch zu unterdrücken.

Nikolai, der sie oft über Bildern antraf, erzählte ihr stets freundlich irgend etwas Wunderbares. Die Kühnheit der Aufgaben, die die Menschen sich gestellt, überraschte sie, und so fragte sie unsicher:

„Aber wie ist das möglich?“

Und er erzählte ihr mit unerschütterlicher Zuversicht in die Wahrheit seiner Prophezeiungen Märchen von der Zukunft.

„Die Wünsche des Menschen kennen kein Maß, seine Kraft ist unerschöpflich! Aber die Welt wird trotzdem sehr langsam reicher an Geist, weil jetzt jeder, um sich unabhängig zu machen, nicht Wissen, sondern Geld aufhäufen muß. Wenn die Menschen nur erst die Habsucht töten, sich aus der Gefangenschaft der Zwangsarbeit befreien . . .“

Sie verstand den Sinn seiner Worte, aber das Gefühl ruhigen Glaubens, der jene Worte belebte, wurde ihr immer mehr zugänglich.

„Es gibt zu wenig freie Menschen auf der Welt, das ist ihr Unglück!“ sagte er.

Das war verständlich; sie kannte Menschen, die sich von Habgier und Bosheit frei gemacht; sie begriff, daß, wenn solcher mehr wären, das dunkle und schreckliche Lebensantlitz freundlicher und einfacher, gütiger und heller werden würde.

„Der Mensch muß unwillkürlich grausam werden!“ sagte Nikolai traurig.

Sie nickte; ihr fielen die Worte des Kleinrussen ein.

IX

Einmal kam der stets pünktliche Nikolai viel später als sonst aus dem Dienst, und sich erregt die Hände reibend erzählte er schnell, ohne sich auszukleiden:

„Denken Sie sich, Nilowna, heute ist einer von unseren Freunden aus dem Gefängnis entsprungen. Wer es ist, konnte ich nicht erfahren.“

Die Mutter schwankte vor Erregung, ließ sich auf einen Stuhl nieder und fragte leise:

„Vielleicht Pawel?“

„Möglich!“ antwortete Nikolai achselzuckend. „Aber wie kann man ihn verstecken, wo soll man ihn finden? Ich bin eben durch die Straßen gegangen, dachte ihm zu begegnen. Das ist natürlich dumm, aber man muß doch irgend etwas tun! Ich gehe wieder fort.“

„Ich auch!“ rief die Mutter.

„Gehen Sie zu Jegor, vielleicht weiß er etwas!“ schlug Nikolai vor und verschwand.

Sie warf ein Tuch über den Kopf und trat voll Hoffnung hinter ihm auf die Straße. Es flimmerte ihr vor den Augen, ihr Herz klopfte hastig und ließ sie fast laufen. Sie schritt, auf alles mögliche gefaßt, fast gedankenlos dahin.

„Vielleicht ist er schon bei Jegor . . .“ blitzte ein Hoffnungsstrahl in ihr auf und trieb sie vorwärts.

Es war heiß, sie keuchte vor Müdigkeit, und als sie bei der Treppe von Jegors Wohnung ankam, blieb sie stehen; ihre Kräfte waren zu Ende. Sie wandte sich um und schrie erstaunt auf, denn es war ihr, als wenn Nikolai Wessowtschikow mit den Händen in der Tasche im Torweg stand. Als sie aber wieder hinblickte, war niemand da.

„Habe mich vielleicht doch geirrt!“ sagte sie sich in Gedanken, schritt die Stufen hinauf und horchte. Unten auf dem Hof hörte man langsame Schritte. Sie blieb an einer Treppenbiegung stehen, bückte sich, blickte hinunter und sah wieder das pockennarbige Gesicht, das ihr zulächelte.

„Nikolai . . . Nikolai . . .“ rief die Mutter und stieg die Treppe hinunter; ihr Herz aber schmerzte vor Enttäuschung.

„Geh doch! Geh . . .“ antwortete er, langsam mit der Hand abwehrend.

Sie lief schnell die Treppe hinauf, trat in Jegors Zimmer, und als sie ihn auf dem Sofa liegen sah, flüsterte sie schwer atmend:

„Nikolai ist aus dem Gefängnis fortgelaufen . . .“

„Welcher?“ fragte Jegor heiser und erhob den Kopf vom Kissen. „Da sind zwei . . .“

„Wessowtschikow . . . Er kommt hierher . . .“

„Wundervoll!“

Da trat Nikolai schon ins Zimmer, hakte die Tür zu, nahm seine Mütze ab und lachte leise, während er sich das Haar glatt strich. Jegor stützte die Ellbogen auf das Sofa, erhob sich und hustete kopfnickend.

„Bitte!“

Wessowtschikow trat mit breitem Lächeln zur Mutter und ergriff ihre Hand:

„Wenn ich dich nicht gesehen hätte, könnte ich nur wieder ins Loch wandern! Ich kenne niemanden in der Stadt, und wenn ich in die Vorstadt ginge, so würden sie mich sofort fassen. Ich ging so meines Weges und dachte: Bist du ein Schafskopf! Warum bist du fortgelaufen? Plötzlich sehe ich, da läuft ja Nilowna. Ich hinterher . . .“

„Wie bist du entkommen?“ fragte die Mutter.

Er setzte sich ungeschickt auf den Sofarand und sagte, verlegen die Achseln zuckend:

„Der Zufall hat mitgespielt! Ich ging spazieren . . . da fingen die Kriminellen an, einen Aufseher zu verprügeln. Da ist ein früherer Gendarm, der wegen Diebstahls aus dem Dienst gejagt ist, der spioniert, treibt Angeberei und läßt keinen in Ruhe! Sie verhauen ihn, ein Wirrwarr entsteht, die Aufseher erschrecken, laufen fort, pfeifen . . . ich sehe, der Torweg steht offen; der Platz, die Stadt . . . Und ich ging ganz gemächlich, wie im Schlaf . . . Aber bald besann ich mich — wohin? Ich sehe mich um, das Gefängnistor war schon geschlossen . . .“

„Hm!“ sagte Jegor. „Ja, mein Herr, Sie hätten umkehren sollen, höflichst an die Türe klopfen und um Einlaß bitten; Sie sollten sagen: Entschuldigen Sie gütigst, ich habe mich hinreißen lassen . . .“

„Ja,“ fuhr Nikolai lächelnd fort, „das wäre auch eine Dummheit. Trotzdem ist es den Freunden gegenüber

nicht recht. Ich hatte niemand Bescheid gesagt. Ich gehe also weiter. Dann sehe ich, wie ein Leichenzug vorüberkommt, ein Kind. Ich gehe hinter dem Sarge her, senke den Kopf und blicke niemand an, saß dann eine Weile auf dem Kirchhof, der Wind durchwehte mich und mir kam ein Gedanke . . .“

„Einer?“ sagte Jegor und setzte seufzend hinzu: „Na, der wird ja wohl Platz gehabt haben! . . .“

Wessowtschikow lachte ohne jede Empfindlichkeit und schüttelte den Kopf.

„Mein Kopf ist jetzt nicht mehr so leer wie früher; aber du, Jegor Iwanowitsch, bist immer noch krank?“

„Jeder tut, was er kann!“ erwiderte Jegor feucht hustend. „Fahr fort!“

„Dann kam ich ins Museum, lief dort umher, sah mir die Sachen an und dachte immer: was nun, wohin jetzt gehen? War sogar böse auf mich . . . und hatte großen Hunger! Ich trete auf die Straße, gehe vorwärts, ärgere mich . . . sehe schon, wie die Polizisten alle Leute angucken . . . nun, denke ich, mit meiner Visage bin ich bald geliefert! Plötzlich kommt mir die Nilowna entgegen gelaufen, ich gehe beiseite, folge ihr . . . das ist alles!“

„Und ich habe dich gar nicht bemerkt!“ meinte die Mutter, als wollte sie sich entschuldigen. Sie betrachtete Wessowtschikow, und es war ihr, als wenn er leichter geworden wäre.

„Sicher sind die Freunde in Sorge“, sagte er, sich den Kopf krauend.

„Und die Obrigkeit tut dir nicht leid? Sie ist doch auch in Unruhe!“ bemerkte Jegor. Er öffnete den Mund und begann die Lippen zu bewegen, als kaute er Luft. „Aber Scherz beiseite, wir müssen dich verstecken, was

zwar sehr angenehm, doch nicht bequem ist. Wenn ich nur aufstehen könnte!“ Er röchelte, warf die Hände auf die Brust und begann diese mit schwachen Bewegungen zu reiben.

„Du bist recht krank, Jegor Iwanowitsch!“ sagte Wessowtschikow und senkte den Kopf. Die Mutter seufzte und überflog mit den Augen unruhig das kleine, enge Zimmer.

„Das ist meine Privatsache!“ antwortete Jegor. „Erkundigen Sie sich nur ruhig nach Pawel, Mama, was soll die Verstellung!“

Wessowtschikow lachte breit.

„Pawel geht's gut! Er ist ganz gesund. Er ist soviel wie unser Obmann; spricht mit den Vorgesetzten und führt überhaupt das Kommando. Alle verehren ihn — und haben auch Grund dazu!“

Die Wlassowa schüttelte den Kopf und blickte seitwärts auf Jegors geschwollenes, bläuliches Gesicht. In seiner Unbeweglichkeit und Ausdruckslosigkeit erschien es sonderbar platt, und nur die Augen in ihm blitzten lebhaft und vergnügt.

„Wenn man mir nur etwas zu essen geben wollte, weiß Gott, ich habe großen Hunger!“ rief Nikolai plötzlich.

„Mama, auf dem Wandbrett liegt Brot; dann gehen Sie auf den Korridor und klopfen Sie links an die zweite Tür. Öffnet eine Frau, dann sagen Sie ihr, sie möchte hierher kommen und alles, was sie an Eßbarem hat, mitbringen.“

„Was soll das — alles?“ protestierte Wessowtschikow.

„Reg dich nicht auf, es ist nicht viel.“

Die Mutter ging hinaus, klopfte an die Tür, und während sie horchte, dachte sie bekümmert an Jegor.

„Der stirbt . . .“

„Wer ist da?“ fragte drinnen jemand.

„Ich komme von Jegor Iwanowitsch!“ antwortete die Mutter halblaut. „Er bittet Sie zu sich.“

„Ich komme sofort!“ antwortete jemand, ohne zu öffnen. Sie wartete einen Augenblick und klopfte wieder. Da wurde schnell geöffnet, und in den Korridor trat ein großes Weib mit einer Brille. Sie zog hastig den zerknitterten Taillenärmel zurecht und fragte die Mutter verdrießlich:

„Was ist Ihnen gefällig?“

„Ich komme von Jegor Iwanowitsch . . .“

„So! Kommen Sie! . . . Ah, ich kenne Sie ja schon!“ rief die Frau leise. „Wie geht es Ihnen! Hier ist es dunkel!“

Die Wlassowa blickte sie an, und ihr fiel ein, daß diese Frau bisweilen bei Sophie gewesen war.

„Alles unsere Leute!“ ging es ihr durch den Kopf.

Die Frau ließ die Nilowna vorausgehen und fragte: „Geht es ihm schlecht?“

„Ja, er liegt. Er läßt Sie bitten, etwas zu essen mitzubringen . . .“

„Das ist überflüssig . . .“

Als sie bei Jegor eintraten, begrüßte er sie mit heiserem Krächzen:

„Ich versammle mich zu meinen Vätern. Ludmila Wasiljewna, dieser Herr hat sich ohne Erlaubnis der Obrigkeit aus dem Gefängnis entfernt! Frech, nicht? Geben Sie ihm vor allen Dingen zu essen, dann verstecken Sie ihn auf zwei Tage irgendwo.“

Die Frau nickte, blickte aufmerksam in das Gesicht des Kranken und sagte strenge:

„Jegor, Sie hätten sofort zu mir schicken sollen, als Sie Besuch bekamen! Sie haben auch, wie ich sehe, zweimal die Medizin nicht genommen, was ist das für eine Nachlässig-

keit? Genosse, kommen Sie mit! Es kommen sofort Leute aus dem Krankenhause, um Jegor abzuholen.“

„Soll ich doch ins Krankenhaus?“ fragte dieser.

„Ja. Ich werde bei Ihnen bleiben . . .“

„Auch dort? O Gott!“

„Machen Sie keinen Unsinn!“

Während der Unterhaltung zog die Frau die Bettdecke auf Jegors Brust zurecht, blickte Wessowtschikow gespannt an und maß die Arznei in der Flasche. Sie sprach gleichmäßig, nicht laut, ihre Bewegungen waren leicht, ihr Gesicht blaß, und die dunklen Brauen liefen an der Nasenwurzel fast zusammen. Ihr Gesicht gefiel der Mutter nicht: sie schien hochmütig, und ihre Augen blickten unfreundlich und glanzlos. Und sie sprach, als wenn sie kommandierte.

„Also wir gehen jetzt!“ fuhr sie fort. „Ich komme bald zurück. Geben Sie Jegor einen Eßlöffel von dem da und lassen Sie ihn nicht reden.“

„Ein wundervolles Frauenzimmer!“ seufzte Jegor. „Ein prächtiges Weib. Man sollte Sie eine Weile hierher dirigieren, Mama, die ist sehr müde.“

„Rede nicht. Nimm lieber ein! . . .“ bat die Mutter weich.

Er verschluckte die Arznei und fuhr, mit einem Auge blinzeln, fort:

„Ich sterbe ja doch, auch wenn ich schweige!“

Mit dem andern Auge blickte er der Mutter ins Gesicht, und seine Lippen bewegten sich lächelnd. Die Mutter senkte den Kopf, sie empfand heftiges Mitleid, und ihr kamen Tränen in die Augen.

„Macht nichts, das ist ganz naturgemäß . . . Das Vergnügen, zu leben, zieht stets die Verpflichtung nach sich, zu sterben . . .“

Die Mutter legte die Hand auf seinen Kopf und bat leise:

„Schweig doch! . . .“

Er schloß die Augen, als horchte er auf das Röcheln in seiner Brust, und fuhr eigensinnig fort:

„Es hat keinen Sinn zu schweigen . . . Was gewinne ich dadurch! Ein paar Sekunden Todeskampf, dagegen verliere ich das große Vergnügen, mit einem guten Menschen noch etwas zu plaudern. Ich denke, in jener Welt gibt es nicht so gute Menschen wie in dieser.“

Die Mutter unterbrach ihn unruhig:

„Da kommt die Dame, sie wird mich schelten, weil du sprichst.“

„Sie ist keine Dame, sondern eine Revolutionärin, eine Genossin, eine prächtige Seele. Schimpfen wird sie sicher, das stimmt. Sie schimpft stets und ständig.“

Er bewegte mühsam die Lippen und begann die Lebensgeschichte seiner Hausgenossin zu erzählen. Seine Augen lächelten. Die Mutter sah, daß er sie absichtlich ärgerte, sie blickte in sein von einem feuchten, blauen Schimmer überzogenes Gesicht und dachte unruhig: „Er stirbt . . .“

Ludmila trat ein, schloß die Tür sorgfältig und wandte sich an die Wlassowa:

„Ihr Bekannter muß sich unbedingt umkleiden und möglichst schnell fort. Also gehen Sie sofort, verschaffen Sie ihm Kleider und bringen Sie alles hierher. Schade, daß Sophie nicht hier ist. Es ist ihre Spezialität, Leute zu verstecken.“

„Sie kommt morgen!“ bemerkte die Wlassowa, sich ein Tuch über die Schultern werfend.

Jedesmal, wenn sie einen Auftrag erhielt, spürte sie den heftigen Wunsch, ihn schnell und gut auszuführen, und

sie konnte an nichts anderes mehr denken. Auch jetzt fragte sie geschäftig und besorgt:

„Wie wollen wir ihn denn kleiden, was denken Sie?“

„Ganz gleich! Er geht nachts.“

„Nachts ist es gefährlicher, es sind weniger Leute auf den Straßen, da wird mehr aufgepaßt, und er ist nicht mehr sehr geschickt . . .“

Jegor lachte heiser.

„Darf ich ins Krankenhaus zu dir kommen?“ fragte die Mutter.

Er hustete und nickte. Ludmila blickte mit ihren dunklen Augen der Mutter ins Gesicht und schlug ihr vor:

„Wollen Sie abwechselnd mit mir bei ihm wachen, ja? Gut! Aber jetzt gehen Sie schnell!“

Sie nahm die Mutter freundlich, aber fest beim Arm, führte sie vor die Tür und sagte dort leise:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie so herauswerfe! . . . Aber das Sprechen schadet ihm, und ich habe noch Hoffnung.“

Diese Erklärung verwirrte die Mutter, und sie murmelte:

„Aber ich bitte Sie!“

Sie preßte die Hände zusammen, ihre Finger knackten, und die Lider sanken müde über die Augen.

„Geben Sie acht, ob keine Spione da sind!“ sagte die Frau leise. Sie rieb sich die Schläfen, ihre Lippen zitterten, und ihr Gesicht wurde milder . . .

„Ich weiß Bescheid!“ antwortete die Mutter stolz.

Als sie aus dem Torweg trat, blieb sie einen Augenblick stehen, zog ihr Tuch zurecht und hielt unmerklich, aber scharf nach allen Seiten Umschau. Sie erkannte Spione auf der Straße bereits fast unfehlbar. Die absichtliche

Sorglosigkeit im Gang, die krampfhaft Ungezwungenheit im Benehmen, der Ausdruck der Müdigkeit und Langleike im Gesicht und das hinter all diesen Eigenschaften schlecht versteckte zaghafte, befangene Blinzeln mit den unruhigen, unangenehm scharfen Augen war ihr wohl-knownnt.

Dieses Mal bemerkte sie kein bekanntes Gesicht und ging gemächlich die Straße entlang, nahm dann einen Wagen und ließ sich nach dem Markt fahren. Beim Einkauf der Kleider handelte sie schrecklich mit den Verkäufern und schalt auf ihren betrunkenen Mann, den sie fast jeden Monat ganz neu kleiden müsse. Dieser Einfall hatte bei den Verkäufern wenig Wirkung, ihr selbst aber gefiel er ausgezeichnet. Unterwegs schon hatte sie überlegt, daß die Polizei in der Annahme, Wessowtschikow müsse seine Kleidung wechseln, Geheimpolizisten auf den Markt schicken würde. Unter Beobachtung solcher naiver Vorsichtsmaßregeln kehrte sie in Jegors Wohnung zurück; dann fiel ihr die Aufgabe zu, den Entflohenen ans Ende der Stadt zu geleiten. Sie gingen beide auf verschiedenen Seiten der Straße, und es kam der Mutter lächerlich vor und machte ihr Vergnügen, wie Wessowtschikow schwerfällig mit gesenktem Kopf dahinschritt, sich mit den Beinen in den langen Schößen des fuchsroten Paletots verwickelte, und wie er den Hut zurückschob, der ihm bis auf die Nase rutschte. In einer öden Straße trafen sie mit Saschenka zusammen, die Mutter verabschiedete sich mit Kopfnicken von Wessowtschikow und ging nach Hause.

„Aber mein Pascha sitzt nach wie vor im Gefängnis . . . und Andrej ebenfalls . . .“ dachte sie traurig.

Nikolai Iwanowitsch kam ihr mit dem unruhigen Ausruf entgegen:

„Wissen Sie schon, Jegor geht es sehr, sehr schlecht! Er ist im Krankenhaus. Ludmila war hier; sie läßt bitten, dorthin zu kommen . . .“

„Ins Krankenhaus?“

Nikolai rückte mit einer nervösen Bewegung seine Brille zurecht, half ihr die Jacke anziehen, drückte mit seiner trockenen, warmen Hand die ihre und sagte mit zitternder Stimme:

„Ja! Und nehmen Sie das Paket da mit! Alles in Ordnung mit Wessowtschikow?“

„Jawohl.“

„Ich komme auch zu Jegor.“

Der Mutter drehte sich vor Müdigkeit alles im Kopf, und die Unruhe Nikolais erweckte in ihr die traurige Vorahnung eines Dramas.

„Er stirbt . . .“ hämmerte ein düsterer Gedanke in ihrem Kopf.

Als sie aber in das kleine, saubere, helle Zimmer trat und sah, wie Jegor im Bette saß und in seinem weißen Kissenhaufen heiser lachte, wurde sie sofort ruhiger. Während sie noch lächelnd in der Tür stand, hörte sie, wie der Kranke zum Arzt sagte:

„Jede Kur ist eine Reform . . .“

„Treib keine Possen, Jegor!“ rief der Doktor mit dünner Stimme.

„Ich bin aber ein Revolutionär und hasse alle Reformen.“

Der Doktor legte behutsam Jegors Hand auf seine Knie, stand auf, zupfte sich nachdenklich den Bart und begann

mit dem Finger die geschwollenen Stellen im Gesicht des Kranken zu befühlen.

Die Mutter kannte den Doktor gut, er war einer der nächsten Freunde Nikolais und hieß Iwan Danilowitsch. Sie trat zu Jegor. Der streckte ihr die Zunge aus. Der Doktor wandte sich um:

„Ah, Nilowna! Ich grüße Sie! Setzen Sie sich! Was haben Sie in der Hand?“

„Wohl Schriften!“

„Er darf nicht lesen!“ sagte der kleine Doktor.

„Er will mich zum Idioten machen!“ klagte Jegor.

Kurze, schwere Seufzer rangen sich mit feuchtem Krächzen aus Jegors Brust; sein Gesicht war mit feinen Schweißperlen bedeckt; er hob langsam die schweren, ungehorsamen Hände und wischte mit der Handfläche die Stirn. Die seltsam unbeweglichen, geschwollenen Backen entstellten sein breites, gutes Gesicht; alle Züge verschwanden unter der Todesmaske, und nur die tief in die Höhle gesunkenen Augen blickten hell lächelnd drein.

„Du Wissenschaftler! Ich bin müde . . . darf ich mich hinlegen?“ fragte er.

„Nein!“ sagte der Arzt kurz.

„Na, ich lege mich hin, wenn du fortgehst.“

„Nilowna, Sie erlauben ihm das nicht! Legen Sie das Kissen zurecht und sprechen Sie, bitte, nicht mit ihm, das schadet ihm.“

Die Mutter nickte. Der Arzt ging mit schnellen, kleinen Schritten fort. Jegor warf den Kopf zurück, schloß die Augen und blieb unbeweglich; nur seine Finger rührten sich leise. Von den weißen Wänden des kleinen Zimmers schwebte trockene Kälte und trüber Kummer herab . . . In das große Fenster blickten krause Lindenwipfel; an den

dunklen, staubigen Blättern glänzten helle, gelbe Flecken, Spuren der kalten Hand des nahenden Herbstes.

„Der Tod kommt langsam zu mir, er hat keine rechte Lust“, sagte Jegor, ohne sich zu bewegen und ohne die Augen zu öffnen. „Augenscheinlich tue ich ihm ein wenig leid, ich war solch ein prächtiger, verträglicher Bursche . . .“

„Du sollst doch schweigen, Jegor Iwanowitsch!“ bat die Mutter und streichelte leise seine Hand.

„Warte, ich schweige bald.“

Er keuchte, brachte die Worte mit Anstrengung heraus und fuhr in seiner, von langen Schwächepausen unterbrochenen Rede fort:

„Das ist ausgezeichnet, daß Sie mit uns zusammengehen. Ich sehe Ihr Gesicht gern . . . Wie enden Sie einmal? — frage ich mich. — Trauriger Gedanke, daß Ihrer, wie aller anderen, Gefängnis, Verbannung und alle mögliche Schweinerei wartet. Sie fürchten sich doch nicht vor dem Gefängnis?“

„Nein!“ antwortete sie einfach.

„Nun ja, natürlich . . . aber trotzdem ist das Gefängnis eine Gemeinheit, es hat mich zum Krüppel gemacht. Offen gesagt, ich will gar nicht sterben . . .“

„Vielleicht stirbst du noch nicht!“ wollte sie erwidern, schwieg aber, als sie in sein Gesicht blickte.

„Wenn ich noch arbeiten könnte! Darf man aber nicht mehr arbeiten, so hat das Leben keinen Zweck und ist zu dumm.“

„Zwar richtig, aber nicht tröstlich!“ fielen der Mutter unwillkürlich Andrejs Worte ein, und sie seufzte schwer. Sie war von dem Tage sehr ermüdet und hätte gern gegessen. Das eintönige, feuchte Geflüster des Kranken erfüllte das Zimmer und glitt hilflos an den platten

Wänden hin. Die Lindenwipfel vor dem Fenster glichen tief herabhängenden Wolken, und ihre traurige, schwarze Farbe wirkte wunderbar. In der düsteren Unbeweglichkeit und wehen Erwartung der Nacht erstarb alles eigenartig . . .

„Wie mir schlecht ist!“ sagte Jegor, schloß die Augen und verstummte.

„Schlaf ein!“ rief die Mutter. „Vielleicht wird dir dann besser.“

Dann horchte sie auf seinen Atem, blickte um sich, saß einige Minuten von eisigem Kummer ergriffen unbeweglich da und träumte.

Vorsichtiges Geräusch an der Tür weckte sie, sie fuhr zusammen und sah Jegors offene Augen.

„Ich bin eingeschlafen, verzeih!“ sagte sie leise.

„Verzeih du mir auch“, gab er ebenso zurück.

In das Fenster blickte die Abenddämmerung, trübe Kälte bedrückte die Augen, alles wurde unheimlich düster, das Gesicht des Kranken war dunkel.

Jetzt ertönte Geräusch und die Stimme Ludmilas.

„Da sitzen sie im Dunkeln und flüstern. Wo ist denn hier der Knopf?“

Das Zimmer wurde plötzlich von weißem, unfreundlichem Licht erfüllt. Mitten in ihm stand Ludmila, ganz schwarz, groß, gerade.

Jegor fuhr zusammen und hob die Hand an die Brust.

„Was ist?“ rief Ludmila und lief zu ihm.

Er blickte die Mutter starr an, seine Augen blieben stehen, und jetzt erschienen sie groß und sonderbar hell.

Den Mund weit öffnend, hob er den Kopf in die Höhe und streckte die Hand nach vorne aus. Die Mutter nahm vorsichtig seine Hand, hielt den Atem an und blickte ihm

ins Gesicht. Mit einer krampfhaften starken Halsbewegung warf er den Kopf zurück und sagte laut:

„Ich kann nicht, es ist aus!“

Sein Körper zitterte weich, der Kopf fiel kraftlos auf die Schulter, und in den weitgeöffneten Augen spiegelte sich das kalte Licht der über dem Bett brennenden Lampe.

„Du Lieber!“ flüsterte die Mutter.

Ludmila trat langsam vom Bette fort, blieb beim Fenster stehen, blickte vor sich hin und sagte mit einer der Wlassowa fremden, ungewöhnlich lauten Stimme:

„Er ist tot . . .“

Sie beugte sich nieder, stützte die Ellbogen auf die Fensterbank, und plötzlich sank sie, als hätte man sie auf den Kopf geschlagen, kraftlos auf die Knie, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte gepreßt und dumpf.

Die Mutter faltete Jegors schwere Hände auf seiner Brust zusammen, legte den auffallend schweren Kopf auf dem Kissen zurecht, wischte sich die Tränen ab, trat zu Ludmila, beugte sich über sie und streichelte leise ihr dichtes Haar. Die Frau wandte sich langsam zu ihr; ihre matten Augen waren krankhaft weit geöffnet, sie erhob sich und flüsterte:

„Wir haben zusammen in der Verbannung gelebt, sind zusammen hingekommen, haben im Gefängnis gesessen. Bisweilen war es unerträglich, abscheulich, viele haben den Mut verloren.“

Trockenes, lautes Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu, sie unterdrückte es mit Mühe und näherte ihre durch ein Gefühl zärtlicher Trauer gemilderten und verjüngten Züge dem Gesicht der Mutter.

„Er aber war immer unermüdlich, lustig, scherzte, lachte, verbarg männlich sein Leiden, bemühte sich stets,

die Schwachen zu ermutigen. Dort in Sibirien richtet Un-
tätigkeit die Menschen zugrunde, ruft oft böse Gefühle
gegen das Leben wach — wie verstand er dagegen zu
kämpfen! Sein eigenes Leben war schwer und qualvoll,
aber niemand hat Klagen von ihm gehört, niemand, nie-
mals! Ich war sein bester Freund, ich bin ihm in mei-
nem Herzen tief verpflichtet, sein Verstand hat mir alles
gegeben, was er geben konnte; aber er hat, einsam und
müde, nie Zärtlichkeit oder Aufmerksamkeit verlangt!“

Sie trat zu Jegor, beugte sich nieder, küßte seine Hand
und sagte bekümmert und halblaut:

„Mein teurer, lieber Genosse, ich danke dir, danke dir von
ganzem Herzen! Leb wohl! Ich werde arbeiten wie du, un-
ermüdlich, ohne Schwanken, das ganze Leben. Leb wohl!“

Schluchzen erschütterte ihren Körper, und schwer-
atmend legte sie den Kopf zu Jegors Füßen auf das Bett.
Die Mutter weinte schweigend heiße Tränen. Sie bemühte
sich, sie zurückzuhalten; sie wollte Ludmila ganz besonders
innig lieblosen, wollte mit schönen, lieben, traurigen Wor-
ten von Jegor sprechen . . . Durch ihre Tränen sah sie sein
eingefallenes Gesicht, seine von den gesenkten Lidern
schläfrig bedeckten Augen und die dunklen Lippen, auf
denen ein leichtes Lächeln erstarrt war. Es war still und
bedrückend hell . . .

Hastig und wie immer mit kleinen Schritten trat Iwan
Danilowitsch ein, blieb plötzlich mitten im Zimmer
stehen, schob mit einer schnellen Bewegung die Hände
in die Taschen und fragte nervös und laut:

„Schon lange? . . .“

Man gab ihm keine Antwort. Er wiegte sich leise auf
den Füßen, wischte die Stirn, trat zu Jegor, drückte seine
Hand und ging beiseite.

„Kein Wunder, mit seinem Herzen. Das mußte schon vor einem halben Jahre eintreten . . .“

Seine hohe, unangebracht laute, gezwungen ruhige Stimme riß plötzlich ab. Den Rücken gegen die Wand gelehnt, drehte er mit geschwinden Fingern seinen Bart und blickte unsicher auf die Gruppe am Bett.

„Noch einer . . .“ sagte er leise.

Ludmila stand auf, trat zum Fenster, öffnete es. Eine Minute später standen alle drei dicht beieinander am Fenster und blickten in die finstere Herbstnacht. Über den schwarzen Baumwipfeln glänzten die Sterne und ließen die Himmelsweite unendlich tief erscheinen . . .

Ludmila faßte die Mutter bei der Hand und lehnte schweigend den Kopf gegen ihre Schulter. Der Doktor beugte den Kopf tief herab und wischte mit dem Taschentuch seinen Kniefer. Durch die Stille vor dem Fenster zog müde der Abendlärm der Stadt; die Kälte wehte ins Gesicht und bewegte das Haar auf dem Kopfe. Ludmila schrak zusammen, über ihre Wange rollte eine Träne. Im Korridor des Krankenhauses ertönten unterdrückte, erschreckte Laute, hastiges Scharren von Füßen, Stöhnen, trauriges Flüstern. Die drei standen unbeweglich am Fenster, blickten in die Dunkelheit und schwiegen.

Die Mutter fühlte sich überflüssig, machte behutsam ihre Hand frei, verneigte sich vor Jegor und trat zur Tür.

„Gehen Sie fort?“ fragte der Doktor leise, ohne sie anzublicken.

„Ja.“

Auf der Straße dachte sie an Ludmila, und ihr fielen deren spärliche Tränen ein:

„Sie kann nicht einmal weinen!“

Jegors letzte Worte ließen sie noch einmal aufseufzen.

Als sie langsam auf der Straße dahinschritt, dachte sie an seine lebhaften Augen, seine Späße, seine Erzählungen aus dem Leben.

„Einem guten Menschen wird das Leben schwer, der Tod leicht. Wie werde ich wohl sterben?“

Dann stellte sie sich Ludmila und den Doktor am Fenster des weißen, überhellen Zimmers und die toten Augen Jegors hinter ihnen vor; wehes Mitleid mit den Menschen ergriff sie, sie atmete schwer und ging schneller; ein unklares Gefühl trieb sie vorwärts.

„Ich muß schneller gehen!“ dachte sie, dem traurigen aber lebhaften Drang nachgebend, der sie im Innern sanft antrieb.

XI

Den ganzen folgenden Tag verbrachte die Mutter in reger Geschäftigkeit, traf Vorkehrungen für das Begräbnis; abends aber, als sie, Nikolai und Sophie Tee tranken, erschien Saschenka, eigentümlich laut und lebhaft. Ihre Wangen brannten rot, ihre Augen glänzten fröhlich, und ihr ganzes Wesen war, wie der Mutter schien, von freudiger Hoffnung erfüllt. Diese Stimmung drängte sich scharf und stürmisch in die traurigen Erinnerungen an den Toten und verwirrte alle, blendete sie wie ein Feuer, das plötzlich in der Finsternis auflodert. Nikolai klopfte nachdenklich mit dem Finger auf den Tisch und sagte:

„Sie sind heute so anders, Sascha . . .“

„Ja, vielleicht“, antwortete sie und lachte glücklich.

Die Mutter sah sie mit einem stillen Vorwurf an, Sophie aber meinte belehrend:

„Wir sprachen von Jegor Iwanowitsch . . .“

„Ein prächtiger Mensch, nicht wahr?“ rief Sascha. „Ich

habe ihn nie anders gesehen als mit einem Lächeln im Gesicht, einen Scherz in Bereitschaft, und wie hat er gearbeitet! Er war ein Künstler der Revolution, er beherrschte den revolutionären Gedanken wie ein großer Meister. Mit welcher Einfachheit und Kraft zeichnete er Bilder der Lüge, der Gewalt, der Unwahrheit!“

Sie sprach halblaut mit nachdenklichem Lächeln, aber dieses brachte die deutlich sichtbare, triumphierende Freude in ihrem Blick nicht zum Erlöschen.

So wollten auch Nikolai und Sophie die Trauer über den Freund nicht Saschas Gefühl der Freude opfern, verteidigten unbewußt ihr trauriges Recht auf Kummer und bemühten sich unwillkürlich, das Mädchen in ihre Stimmung hineinzuziehen.

„Und nun ist er tot!“ sagte Sophie mit Nachdruck und blickte sie aufmerksam an.

Sascha maß alle mit einem schnellen, fragenden Blick, und ihre Stirn verfinsterte sich. Sie senkte den Kopf, schwieg und ordnete mit einer langsamen Handbewegung ihr Haar.

„Er ist tot“, sagte sie laut nach einer Pause und blickte wieder alle herausfordernd an. „Was heißt das, er ist tot? Was ist tot? Ist etwa meine Verehrung für Jegor, meine Liebe zu ihm, dem Genossen, meine Erinnerung an seine Gedankenarbeit tot, ist etwa diese Arbeit tot, sind etwa die Gefühle nicht mehr, die er in meinem Herzen hervorgerufen hat, ist meine Vorstellung von ihm als einem mannhaften, rechtschaffenen Menschen zertrümmert? Ist das alles etwa tot? Mir scheint, wir haben es allzu eilig, von jemandem zu sagen, er sei tot. Seine Lippen sind tot, aber sein Wort soll ewig in lebendigen Herzen weiterleben.“

Sie setzte sich erregt wieder an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und fuhr leiser fort:

„Vielleicht ist das dumm, was ich sage, — aber ich glaube an die Unsterblichkeit aller guten Menschen, an die Unsterblichkeit derer, denen ich das Glück verdanke, das schöne Leben zu leben, das ich lebe, das mich freudig mit seiner wunderbaren Vielseitigkeit berauscht, mit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und dem Wachsen der Ideen, die mir teuer sind wie mein Herz. Wir gehen vielleicht mit unsern Gefühlen zu sparsam um, leben zu sehr mit Gedanken, und das verdirbt uns — wir werten nur und fühlen nicht!“

„Sie haben Schönes erlebt?“ fragte Sophie.

„Ja!“ nickte Sascha. „Etwas sehr Gutes, scheint mir! Ich habe mich die ganze Nacht mit Wessowtschikow unterhalten... ich habe ihn früher nicht geliebt, er schien mir roh und finster. Ja, er war zweifellos so. Starrer, düsterer Groll gegen alle lebte in ihm; er stellte sich stets mit einer Art tödlicher Schwere in den Mittelpunkt aller Dinge und redete roh und böse von seinem Ich. Darin lag etwas Philiströses, das gegen ihn aufbrachte.“

Sie überflog wieder alle mit einem strahlenden Blick:

„Jetzt sagt er: Genossen! und man muß hören, wie er das sagt, mit einer verlegenen, weichen Liebe, es ist nicht mit Worten wiederzugeben. Er ist erstaunlich einfach und aufrichtig geworden und ganz voll vom Wunsch nach Arbeit. Er hat sich selbst gefunden, weiß, was ihm nicht gegeben ist. In ihm ist ein wahres, kameradschaftliches Gefühl entstanden.“

Die Wlassowa hörte Saschas Worte, und sie freute sich, das strenge Mädchen so milde und freundlich zu sehen. Aber gleichzeitig regte sich tief in ihrer Seele ein eifersüchtiger Gedanke:

„Und Pascha?“

„Er ist ganz von Gedanken an die Gefangenen in Anspruch genommen“, fuhr Sascha fort. „Und wissen Sie, wovon er mich überzeugt hat? Von der Notwendigkeit, ihnen zur Flucht zu verhelfen . . . ja! Es sei sehr einfach und leicht . . .“

Sophie erhob den Kopf und sagte lebhaft:

„Wie denken Sie, Sascha? Ist das nicht ein Gedanke!“

Die Teetasse in der Hand der Mutter zitterte. Sascha runzelte die Stirn, unterdrückte ihre Erregung, hielt einen Augenblick inne und gab dann mit ernster Stimme, jedoch freudig lächelnd, die ausweichende Antwort:

„Wenn alles so ist, wie er sagt, müssen wir es versuchen. Das ist unsere Pflicht.“

Sie errötete, ließ sich auf einen Stuhl nieder und schwieg.

„Mein liebes Kind“, dachte die Mutter lächelnd. Sophie lächelte auch, während Nikolai milde in Saschas Gesicht blickte und still vor sich hinlachte. Da blickte das junge Mädchen auf, sah alle strenge an und sagte bleich, mit funkelnden Augen, kalt und in gekränktem Ton:

„Ihr lacht . . . ich verstehe euch . . . Ihr haltet mich für persönlich an der Flucht interessiert?“

„Warum, Sascha?“ fragte Sophie listig und trat zu ihr. Diese Frage erschien der Mutter überflüssig und kränkend für das Mädchen, sie seufzte und blickte Sophie vorwurfsvoll an.

„Aber ich verzichte!“ rief Sascha. „Ich will die Frage nicht mitentscheiden, wenn ihr so urteilt . . .“

„Hören Sie auf, Sascha!“ sagte Nikolai ruhig.

Die Mutter trat ebenfalls zu ihr, beugte sich nieder und streichelte behutsam ihren Kopf. Sascha ergriff ihre Hand, und ihr errötendes Gesicht aufhebend, blickte sie die Mut-

ter verlegen an. Die lachte, und weil ihr nichts einfiel, was sie Sascha sagen konnte, seufzte sie bekümmert.

Sophie aber setzte sich neben das Mädchen, legte den Arm um ihre Schultern, sah ihr mit einem neugierigen Lächeln in die Augen und sagte:

„Sie sind ein wunderliches Mädchen! . . .“

„Ja, ich habe wohl eine Dummheit gemacht!“

„Wie konnten Sie denken? . . .“ fuhr Sophie fort.

Nikolai unterbrach sie ganz sachlich und ernst:

„Über die Flucht, wenn sie möglich ist, kann man nicht verschiedener Ansicht sein. Vor allem müssen wir wissen, ob die gefangenen Genossen damit einverstanden sind.“

Sascha senkte den Kopf.

Sophie rauchte eine Zigarette an, warf einen Blick auf ihren Bruder und warf das Streichholz mit einer raschen Bewegung in die Ecke.

„Wie sollten sie damit nicht einverstanden sein?“ fragte die Mutter seufzend. „Aber ich glaube nicht, daß es geht . . .“

Alle schwiegen. Aber sie wollte so gern noch mehr über die Möglichkeit der Flucht hören.

„Ich muß Wessowtschikow sehen!“ sagte Sophie.

„Morgen sage ich Ihnen, wann und wo“, erwiderte Sascha leise.

„Was wird er tun?“ fragte Sophie, im Zimmer auf und ab gehend.

„Er soll Setzer in der neuen Druckerei werden. Bis dahin wohnt er beim Waldhüter.“

Saschas Stirn verfinsterte sich, ihr Gesicht nahm den gewöhnlichen ernstesten Ausdruck an, und ihre Stimme klang kalt.

Nikolai aber trat zur Mutter, die die Tassen abwusch, und sagte zu ihr:

„Sie gehen übermorgen zu Besuch hin, dann müssen Sie Pawel einen Brief übergeben, verstehen Sie? Das ist, um Bescheid zu bekommen.“

„Ich verstehe, verstehe!“ erwiderte sie hastig. „Werde ihn schon besorgen.“

„Ich gehe!“ erklärte Sascha, schüttelte rasch allen schweigend die Hand und entfernte sich mit besonders festen Tritten, gerade und kalt.

Sophie legte die Hände auf die Schulter der Mutter, wiegte sie auf dem Stuhl hin und her und fragte lächelnd:

„Nilowna, würden Sie eine solche Tochter lieben? . . .“

„O Gott! Wenn ich die beiden nur einen Tag zusammen sähe!“ rief die Wlassowa, beinahe in Tränen ausbrechend.

„Ja, etwas Glück ist gut für jeden!“ bemerkte Nikolai halblaut. „Aber es gibt keine Menschen, die sich nur etwas Glück wünschen, und wenn es viel wird, ist es wohlfeil.“

Sophie setzte sich ans Klavier und spielte ein wehmütiges Stück.

XII

Am nächsten Tage standen ein paar Dutzend Männer und Frauen am Eingang des Krankenhauses und warteten auf den Sarg ihres Genossen. Um sie herum schlichen behutsam Spione, die mit gespitzten Ohren einzelne Ausrufe auffingen und sich die Gesichter, Manieren und Worte der Leute einprägten; von der anderen Straßenseite aber blickte eine Abteilung Polizisten mit Revolvern am Gürtel herüber. Die Frechheit der Spione, das spöttische Lächeln der Polizisten und ihre Bereitschaft, ihre Macht zu zeigen, erregte die Menge. Die einen verbargen ihre Unruhe und scherzten, die anderen blickten finster zu Boden und be-

mühten sich, das kränkende Benehmen nicht zu bemerken; wieder andere, die ihren Zorn nicht zurückhalten konnten, lachten ironisch über eine Obrigkeit, die sich vor Feinden fürchtete, deren einzige Waffe in Worten bestand. Ein blaßblauer Herbsthimmel blickte hell auf die mit runden, grauen Steinen gepflasterte und mit gelben Blättern besäte Straße; der Wind wirbelte die Blätter in die Höhe und warf sie den Menschen unter die Füße.

Die Mutter stand in der Menge, beobachtete die bekannten Gesichter und dachte voll Kummer:

„Ihr seid wenige, nur wenige. Und die Arbeiter fehlen fast ganz!“

Das Tor öffnete sich, der Sargdeckel mit Kränzen, an denen rote Bänder befestigt waren, wurde auf die Straße getragen. Die Menschen nahmen alle einmütig die Hüte ab: es war, als wenn ein schwarzer Vogelschwarm über ihre Köpfe flog. Ein großer Polizeioffizier mit dichtem, schwarzem Schnurrbart im roten Gesicht schritt schnell in die Menge hinein, hinter ihm stießen die Soldaten ohne viel Federlesen die Menge beiseite. Der Offizier sagte in schrillum Kommandoton:

„Bitte, die Bänder zu entfernen!“

Männer und Frauen umringten ihn, sagten ihm etwas, bewegten die Hände und stießen sich erregt hin und her. Vor den Augen der Mutter schimmerten blasse, erregte Gesichter mit bebenden Lippen; über das Gesicht einer Frau rollten Tränen wie über erlittene Unbill.

„Nieder mit der Gewalt!“ schrie eine junge Stimme, die sich dann einsam in dem lärmenden Gezänk verlor.

Die Mutter empfand auch Bitterkeit und wandte sich empört zu ihrem Nachbarn, einem ärmlich gekleideten jungen Menschen:

„Nicht einmal begraben lassen sie die Leute, wie ihre Freunde es wünschen!“

Die feindselige Stimmung wuchs. Über den Häuptern schwankte der Sargdeckel, der Wind spielte mit den Bändern, und man hörte das trockene und knisternde Rauschen der Seide.

Furcht vor einem möglichen Zusammenstoß ergriff die Mutter, sie sprach schnell und hastig halblaut nach rechts und links:

„Laßt sie doch nur lieber die Bänder abnehmen, lieber nachgeben . . .“

Eine laute, scharfe Stimme übertönte den Lärm:

„Wir verlangen, daß man uns nicht hindert, dem von Ihnen zu Tode Gequälten das letzte Geleit zu geben . . .“

Jemand sang mit hoher, zarter Stimme:

„Ihr seid im Kampf als Opfer gefallen!“

„Ich bitte, die Bänder fortzunehmen! Jakowlew, schneide sie ab!“

Man hörte das Klirren eines herausgezogenen Säbels. Die Mutter erwartete einen Schrei und schloß die Augen, aber es wurde still, die Menschen murrten und knurrten wie gehetzte Wölfe. Dann bewegten sie sich schweigend mit gesenkten Köpfen, vom Bewußtsein ihrer Ohnmacht bezwungen, vorwärts und erfüllten die Straße mit dem Geräusch ihrer Schritte.

Vor auf schwankte durch die Luft der geplünderte Sargdeckel mit zerknüllten Kränzen, und im Sattel hin und her schwankend, ritten Polizisten nebenher. Die Mutter ging auf dem Fußweg. In der dichten, sie eng umringenden Menge, die merklich anwuchs und bald die ganze Straßenbreite einnahm, konnte sie den Sarg nicht sehen. Hinter der Menge erhoben sich ebenfalls die grauen

Gestalten Berittener. An den Seiten schritten, die Hand am Säbel, Polizisten zu Fuß, und überall blitzten der Mutter bekannte, scharfe Spionenaugen entgegen, die sich aufmerksam auf die Gesichter der Leute hefteten.

„Leb' wohl, du Genosse, leb' wohl . . .“
sangen schwermütig zwei schöne Stimmen.

„Nicht nötig!“ ertönte ein Ruf. „Wir wollen schweigen, Genossen!“

In diesem Ruf lag etwas Strenges, Gebietendes. Das traurige Lied brach ab, die Unterhaltung wurde leiser, und nur die festen Schritte auf den Steinen erfüllten die Straße mit dumpfem, gleichmäßigem Klang. Er erhob sich über die Köpfe der Menschen, schwebte in den durchsichtigen Himmel und erschütterte die Luft, wie der Widerhall des ersten Donners bei einem noch entfernten Gewitter. Kalter Wind, der stets an Heftigkeit zunahm, wehte den Menschen den Staub und Schutt der Straßen feindselig entgegen, blies Kleider und Haare auf, blendete die Augen, fuhr gegen Brust und Füße.

Dieses schweigende Begräbnis ohne Popen und ohne Gesang, die finsternen Gesichter riefen in der Mutter ein unheimliches Gefühl hervor; ihre Gedanken aber kreisten langsam umher und kleideten die Eindrücke in traurige Worte:

„Ihr seid nur wenige, die für die Wahrheit sind.“

Sie schritt mit gesenktem Kopf dahin, und es war ihr, als wenn man nicht Jegor beerdigte, sondern etwas anderes, ihr Vertrautes, Nahes und Notwendiges. Ihr war traurig und unbehaglich zumute. Ihr Herz wurde allmählich erfüllt von einem unruhigen, ängstlichen Gefühl des Zwiespalts mit den Menschen, die Jegor das Geleit gaben.

„Natürlich,“ dachte sie, „Jegor hat nicht an Gott geglaubt, und sie alle ebensowenig.“

Aber sie wollte ihren Gedanken nicht zu Ende führen, sie seufzte und suchte die Last von der Seele zu wälzen.

„O Gott, Jesus Christus . . . soll ich wirklich auch so . . .“

Man kam auf dem Kirchhof an und irrte lange auf den schmalen Pfaden zwischen den Gräbern umher, bis man auf einen freien Platz gelangte, der mit niedrigen, weißen Kreuzen besät war. Die Leute drängten sich um das Grab zusammen und verstummten. Das mürrische Schweigen der Lebenden zwischen den Gräbern stellte etwas Schreckliches in Aussicht, wovor das Herz der Mutter zitterte und vor Erwartung stillstand. Zwischen den Kreuzen pfiiff und heulte der Wind. Auf dem Sargdeckel zitterten traurig zerknüllte Blumen . . .

Die Polizisten gaben scharf acht und stellten sich auf, den Blick auf den Vorgesetzten gerichtet: am Grabe stand ein großer, junger Mann ohne Mütze mit langem, schwarzem Haar, schwarzen Augenbrauen und blasser Gesichtsfarbe. Und im selben Augenblick ertönte die schrille Stimme des Polizeikommandanten:

„Meine Herrschaften . . .“

„Genossen!“ begann der mit den schwarzen Brauen laut und klangvoll.

„Erlauben Sie!“ rief der Polizeioffizier. „Ich erkläre Ihnen, daß ich Reden nicht gestatten kann . . .“

„Ich werde nur einige Worte sagen!“ erwiderte der junge Mann ruhig. „Genossen, laßt uns am Grabe unseres Lehrers und Freundes schwören, niemals sein Vermächtnis zu vergessen — unaufhörlich der bösen Gewalt, die unser Vaterland bedrückt, dem Selbstherrschertum, ein Grab zu graben!“

„Nehmt ihn fest!“ rief der Polizeioffizier, aber seine Stimme wurde von einem wüsten Geschrei übertönt:

„Nieder mit dem Selbstherrschertum!“

Die Polizisten jagten die Menge auseinander, stürzten auf den Redner los; der aber schrie, von allen Seiten dicht umringt:

„Es lebe die Freiheit!“

Die Mutter wurde beiseite gestoßen; sie lehnte sich voll Angst an ein Kreuz und schloß in Erwartung von Schlägen die Augen. Stürmisch durcheinanderwirbelnde mißtönende Klänge betäubten sie, die Erde schwankte unter den Füßen, der Wind und die Angst erschwerten den Atem. Unruhig drang das Pfeifen der Polizisten durch die Luft, eine rohe Kommandostimme erscholl, Frauen schrien hysterisch, die hölzerne Einfriedigung krachte, und dumpf klang das schwere Stampfen der Füße auf der trockenen Erde. Das dauerte lange, und das Stehen mit geschlossenen Augen wurde der Mutter schließlich unerträglich.

Sie blickte geradeaus und stürzte mit ausgestreckter Hand schreiend vorwärts. Nicht weit vor ihr, auf einem schmalen Wege zwischen Gräbern, hatten Polizisten den langhaarigen Menschen umringt und trieben die von allen Seiten auf sie eindringende Menge zurück. In der Luft blitzten weiß und kalt die Säbel; sie flogen über die Köpfe hin und fielen schnell nieder. Spazierstöcke und Zaunlatten tauchten auf, und in wildem Tanz tobten die Schreie der zusammengeballten Menschen; es erhob sich das blasse Gesicht des jungen Menschen; seine feste Stimme übertönte den Sturm wütender Erregung:

„Genossen! Wozu vergeudet ihr eure Kraft? . . .“

Er trug den Sieg davon. Die Menschen warfen die Stöcke hin, sprangen einer nach dem anderen fort; die

Mutter aber drang vorwärts, von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben und sah, wie Nikolai, den Hut in den Nacken geschoben, die vor Wut sinnlosen Menschen zurückdrängte. Sie hörte seine tadelnde Stimme:

„Ihr habt den Verstand verloren . . . so seid doch ruhig!“

Es schien ihr, als wenn seine eine Hand rot war . . .

„Nikolai Iwanowitsch, gehen Sie fort!“ schrie sie, auf ihn zustürzend.

„Wohin wollen Sie? Man wird Sie schlagen . . .“

Jemand griff die Mutter an die Schulter. Neben ihr stand Sophie, ohne Hut, mit aufgelöstem Haar; sie stützte einen jungen Burschen, der fast noch Knabe war. Er wischte mit der Hand sein zerschlagenes, blutbeflecktes Gesicht ab und murmelte mit zitternden Lippen:

„Lassen Sie, es ist nichts!“

„Nehmen Sie sich seiner an, führen Sie ihn nach Hause zu uns. Da ist ein Tuch, verbinden Sie sein Gesicht!“ sagte Sophie schnell, legte die Hand des Burschen in die der Mutter und lief weiter, indem sie rief:

„Gehen Sie schnell fort, Sie werden sonst verhaftet! . . .“

In allen Richtungen eilten die Menschen auf dem Kirchhof auseinander, hinter ihnen gingen mit schweren Schritten zwischen den Gräbern die Polizisten, die sich ungeschickt in ihren Mantelschößen verwickelten, schimpften und die Säbel schwangen. Der Bursche begleitete sie mit einem Wolfsblick.

„Kommen Sie schnell!“ rief die Mutter leise und wischte dabei mit dem Tuch sein Gesicht ab.

Er spuckte Blut und murmelte:

„Machen Sie sich keine Sorge, es tut nicht weh. Er hat mich mit dem Säbelgriff . . . Nun, ich habe ihn auch . . .

wie habe ich ihn mit dem Stock verhauen! Gebrüllt hat er sogar!“

Und die blutige Faust schüttelnd, schloß er mit versagender Stimme:

„Wartet nur! Es kommt noch ganz anders! Wir zertreten euch ganz, ohne Prügelei, wenn wir uns einmal erheben, wir, das ganze arbeitende Volk.“

„Schnell!“ drängte die Mutter und schritt geschwind zu der kleinen Pforte in der Kirchhofseinfriedigung. Es war ihr, als wenn dort vor dem Zaun im Felde die Polizei sich versteckt hätte und sie erwartete, und sich, sobald sie hinaus kämen, auf sie stürzen und sie schlagen würde. Als sie aber vorsichtig die kleine Tür geöffnet hatte und auf das Feld blickte, das in das graue Gewebe der Herbstdämmerung gekleidet war, beruhigten die Stille und Menschenleere sie sofort.

„Kommen Sie her, ich will Ihnen das Gesicht verbinden!“ sagte sie.

„Ist nicht nötig, ich schäme mich gar nicht!“

Die Mutter verband schnell die Wunde. Der Anblick des Blutes erfüllte ihre Brust mit Mitleid und als ihre Finger die feuchte Wärme fühlten, packte sie ein Schauer des Entsetzens. Sie führte den Verwundeten schweigend rasch über das Feld, indem sie seine Hand festhielt. Er machte seinen Mund frei und sagte lächelnd:

„Aber wohin schleppen Sie mich denn, Genossin? Ich kann allein gehen!“

Sie sah aber, daß er schwankte und unsicher auftrat, daß seine Hand zitterte. Mit schwächer werdender Stimme fuhr er fort:

„Ich bin der Klempner Iwan, und wer sind Sie? Wir waren unserer drei im Kreise Jegor Iwanowitschs, drei

Klempner, im ganzen aber elf. Wir haben ihn sehr geliebt. Gott hab' ihn selig! Wenn ich auch nicht an Gott glaube!“

In einer Straße nahm die Mutter einen Wagen, setzte Iwan hinein und flüsterte ihm zu:

„Jetzt schweigen Sie!“ Sie verhüllte seinen Mund vorsichtig mit dem Tuch.

Er erhob die Hand zum Gesicht und konnte den Mund schon nicht mehr freimachen, die Hand fiel kraftlos auf die Knie. Trotzdem murmelte er durch das Tuch hindurch weiter:

„Diese Schläge vergesse ich euch nicht, meine Lieben. Vor ihm hat der Student Titowitsch mit uns gearbeitet, Nationalökonomie. Dann wurde er verhaftet.“

Die Mutter umarmte Iwan, legte seinen Kopf an ihre Brust, und der Bursche wurde plötzlich schwer und schwieg. Halbtot vor Angst blickte sie finster zur Seite; es war ihr so, als wenn wieder Polizisten um die Ecke kämen.

„Hat er zuviel getrunken?“ fragte der Kutscher, sich auf dem Bock umwendend, mit gutmütigem Lächeln

„Hat sich vollgesoffen!“ erwiderte die Mutter seufzend.

„Ihr Sohn?“

„Ja, er ist Schuster . . . und ich bin Köchin . . .“

„Plagst dich ab, was?“

Die Peitsche schwingend, wandte er sich wieder um und fuhr leiser fort:

„Weißt du, da auf dem Kirchhof war eben eine Schlägerei. Man hat nämlich einen Politischen begraben, von denen, die gegen die Obrigkeit sind. Solche haben ihn auch begraben, wohl seine Freunde, na, und da schrien sie los: Nieder mit der Obrigkeit, sie macht das Volk unglück-

lich! Die Polizei schlug drein, sie soll einige totgeschlagen haben. Na, bei der Polizei hat's auch was gesetzt!“

Er schwieg, und bekümmert den Kopf schüttelnd sagte er in absonderlichem Tonfall:

„Die Toten stören sie, die Toten wecken sie auf!“

Die Droschke rasselte lärmend über die Steine hin, Iwans Kopf stieß weich gegen die Brust der Mutter. Der Kutscher murmelte halb umgewandt nachdenklich:

„Es geht eine Erregung durchs Volk, Unordnung kommt auf, ja! Gestern nacht sind zu unserem Nachbar Gendarmen gekommen, haben bis zum Morgen gekramt und dann einen Schmied mitgenommen. Es heißt, sie führen ihn nachts zum Fluß und ertränken ihn heimlich. Der Schmied war ein ordentlicher Mann!“

„Wie hieß er?“ fragte die Mutter.

„Der Schmied? Ssaweli, mit Familiennamen Jewtschenko. Er war noch jung, hatte aber schon viel begriffen. Das scheint jetzt aber verboten zu sein! Er kam manchmal zu uns und sagte: Was führt ihr für ein Leben, ihr Kutscher? Gewiß, sagen wir, unser Leben ist schlimmer als ein Hundeleben . . . ja . . .“

„Halt!“ rief die Mutter.

Iwan erwachte von dem Stoß und stöhnte leise.

„Es hat den Burschen untergekiegt!“ bemerkte der Kutscher. „Ach, du Schnaps, mein liebes Schnäpslein . . .“

Mühsam setzte Iwan die Füße, schritt, mit dem ganzen Körper schwankend, über den Hof und sagte:

„Laßt nur . . . ich kann schon . . .“

XIII

Sophie war bereits zu Hause, sie kam der Mutter hastig und erregt entgegen, mit der Zigarette im Munde.

Nachdem sie den Verwundeten aufs Sopha gepackt, löste sie geschickt den Verband von seinem Kopf und traf ihre Anordnungen.

„Iwan Danilowitsch, da hat man jemand gebracht. Sind Sie müde, Nilowna? Haben Sie sich erschreckt, ja? Nun, ruhen Sie aus! Nikolai, gib Nilowna schnell ein Glas Portwein!“

Die Mutter war von den erlebten Ereignissen betäubt. Sie holte schwer Atem und fühlte schmerzhaft Stiche in der Brust.

„Meinetwegen machen Sie sich keine Mühe“, murmelte sie.

Und dabei heischte ihr ganzes Wesen Aufmerksamkeit und ruhige Zärtlichkeit.

Aus dem Nebenzimmer kam Nikolai mit verbundener Hand und der Doktor Iwan Danilowitsch, ganz zerzaust und borstig, wie ein Igel. Er trat schnell zu dem Burschen, beugte sich über ihn und sagte:

„Wasser, viel Wasser . . . reine Leinenlappen, Watte . . .“

Die Mutter wollte zur Küche, aber Nikolai faßte sie mit der linken Hand am Arm, führte sie zum Eßzimmer und sagte freundlich:

„Das gilt nicht Ihnen, sondern Sophie. Sie sind sehr erregt, was?“

Die Mutter begegnete seinem festen, teilnehmenden Blick, und mit Schluchzen, das sie nicht unterdrücken konnte, rief sie aus:

„Was da gewesen ist! Oh, mein Lieber! Dreingehauen haben sie, in die Menschen dreingehauen!“

„Ich habe es gesehen“, nickte ihr Nikolai zu und reichte ihr Wein. „Auf beiden Seiten ist man etwas zu hitzig gewesen. Aber beunruhigen Sie sich nicht, sie haben mit der

flachen Klinge geschlagen und anscheinend hat es nur einen ernstlich Verwundeten gegeben. Er wurde vor meinen Augen verletzt, und ich habe ihn aus dem Getümmel gezogen.“

Nikolais Gesicht und seine Stimme wie auch die Wärme und das Licht im Zimmer beruhigten die Wlassowa. Mit einem dankbaren Blick fragte sie:

„Hat man Sie auch geschlagen?“

„Das habe ich wohl selbst getan, ich bin unvorsichtig mit der Hand gegen etwas gestoßen und habe mir die Haut aufgerissen. Trinken Sie Tee, es ist kalt, und Sie sind leicht gekleidet.“

Sie streckte die Hand nach der Tasse aus und sah, daß ihre Finger mit geronnenem Blut bedeckt waren; unwillkürlich ließ sie die Hand auf die Knie sinken, ihr Rock war feucht. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie auf ihre Finger; in ihrem Kopf drehte sich alles und in ihrem Herzen hämmerte es:

„So können sie auch Pascha behandeln . . .“

Iwan Danilowitsch trat in bloßer Weste, mit aufgekräpelten Hemdsärmeln ein und sagte auf die schweigende Frage Nikolais mit seiner dünnen Stimme:

„Im Gesicht eine unbedeutende Wunde, aber ein Schädelbruch, wenn auch nicht schlimm. Der Bursche ist gesund, hat aber viel Blut verloren. Wollen wir ihn ins Krankenhaus bringen?“

„Warum? Er kann hier bleiben!“ rief Nikolai.

„Heute geht es, meinetwegen auch morgen, aber dann ist es für mich bequemer, wenn er im Krankenhause liegt. Visiten zu machen, habe ich keine Zeit! Du schreibst ein Flugblatt über die Vorfälle auf dem Kirchhof?“

„Natürlich!“ antwortete Nikolai.

Die Mutter stand leise auf und ging in die Küche.

„Wohin wollen Sie, Nilowna?“ hielt er sie unruhig zurück. „Sophie kommt allein zurecht!“

Sie blickte ihn an und erwiderte zitternd, mit einem eigenen Lächeln:

„Ich bin voll Blut . . .“

Während sie sich in ihrem Zimmer umkleidete, dachte sie noch einmal an die Ruhe dieser Menschen, an ihre Fähigkeit, schnell mit schrecklichen Erlebnissen fertig zu werden. Das ernüchterte sie und verscheuchte die Furcht aus ihrem Herzen. Als sie ins Zimmer trat, wo der Verwundete lag, beugte sich gerade Sophie über ihn und sagte zu ihm:

„Das sind ja Dummheiten, Genosse!“

„Aber ich falle Ihnen zur Last!“ erwiderte er schwach.

„Schweigen Sie, das ist Ihnen nützlicher!“

Die Mutter trat hinter Sophie, legte die Hände auf ihre Schulter, blickte lächelnd in das blasse Gesicht des Verwundeten und erzählte, wie er im Wagen phantasiert und sie durch seine unvorsichtigen Worte erschreckt hatte. Iwan hörte zu, seine Augen brannten fieberhaft, er schmatzte mit den Lippen und rief leise und verlegen:

„Ach, was bin ich für ein Schafskopf! . . .“

„Nun, wir lassen Sie allein!“ erklärte Sophie, nachdem sie die Bettdecke zurechtgezogen hatte. „Ruhen Sie sich aus!“

Beide gingen ins Eßzimmer und plauderten dort lange über die Tagesereignisse. Dieses Drama erschien ihnen schon wie etwas Fernliegendes, sie blickten zuversichtlich in die Zukunft und überlegten mutig die Arbeit des nächsten Tages. Ihre Gesichter waren müde, aber ihre Gedanken frisch, und indem sie über ihre Aufgabe spra-

chen, verbargen sie nicht ihre Unzufriedenheit mit sich selbst. Der Doktor rückte nervös auf seinem Stuhl hin und her, dämpfte mühsam seine feine, scharfe Stimme und sagte:

„Propaganda, nur Propaganda! Das genügt nicht. Die jungen Arbeiter haben recht! Wir müssen die Agitation auf breitere Basis stellen. Die Arbeiter haben recht, sage ich nochmals.“

Nikolai erwiderte finster im gleichen Ton:

„Von allen Seiten kommen Klagen über ungenügendes Schriftenmaterial, und wir können noch immer keine gute Druckerei einrichten. Ludmila ist am Ende ihrer Kraft, sie wird krank, wenn wir ihr nicht Hilfe schaffen . . .“

„Wie ist es denn mit Wessowtschikow?“ fragte Sophie.

„Der kann nicht in der Stadt wohnen, er fängt erst in der neuen Druckerei an zu arbeiten, und für die fehlt noch ein weiterer Mann.“

„Kann ich da nicht helfen?“ fragte die Mutter leise. Alle drei blickten sie an und schwiegen einige Sekunden.

„Ein guter Gedanke!“ rief Sophie.

„Nein, das ist zu schwer für Sie!“ meinte Nikolai trocken. „Sie müßten außerhalb der Stadt leben, die Besuche bei Pawel einstellen und überhaupt . . .“

Die Nilowna erwiderte mit einem Seufzer:

„Für Pascha ist das kein großer Verlust, und mir zerreißen diese Besuche das Herz! Sprechen darf man dort über nichts, man steht wie dumm seinem Sohn gegenüber, die Beamten gucken einem in den Hals und lauern darauf, daß man etwas zu viel sagt.“

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten sie ermüdet, und als sie jetzt von der Möglichkeit hörte, außerhalb der Stadt, fern von diesen Trauerspielen zu wohnen, ergriff sie begierig die Gelegenheit.

Aber Nikolai brach das Gespräch ab.

„Woran denkst du, Iwan?“ wandte er sich an den Doktor.

Dieser erhob den tief über den Tisch gebeugten Kopf und antwortete verdrießlich:

„Wir sind zu wenig, das ist die Sache! Wir müssen unbedingt energischer arbeiten und Pawel und Andrej dazu bringen, daß sie fliehen; sie sind beide zu wertvoll, um untätig zu sitzen.“

Nikolai runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und blickte flüchtig auf die Mutter. Sie merkte, daß es ihm schwer wurde, in ihrer Gegenwart über ihren Sohn zu sprechen, verabschiedete sich und ging in ihr Zimmer, leicht gekränkt darüber, daß die Freunde ihren Wunsch so wenig würdigten. Als sie mit offenen Augen im Bett lag, kam während des leisen Geflüsters heftige Unruhe über sie.

Der verflossene Tag war düster, unverständlich und voll böser Vorzeichen. Sie mochte nicht an ihn zurückdenken; sie wehrte die finsternen Eindrücke von sich ab und richtete ihre Gedanken auf Pawel. Sie wünschte ihn frei zu sehen und erschrak gleichzeitig davor; sie fühlte, daß sich ringsum alles zuspitzte, und daß scharfe Zusammenstöße drohten. Die stumme Geduld der Menschen war verschwunden, an ihre Stelle war gespannte Erwartung getreten, die Aufregung wuchs merklich, von allen Seiten wehte etwas Neues, Beunruhigendes heran . . . Jeder Aufruf hatte auf dem Markt, in den Läden, unter Angestellten und Handwerkern lebhaftere Erörterungen zur Folge; jede Verhaftung in der Stadt erzeugte ein scheues, unklares Echo, bisweilen aber auch unbewußte Sympathie mit den Festgenommenen und rege Dispute über die Ursachen der Verhaftung.

Immer häufiger hörte die Mutter unter einfachen Leuten Worte, die sie einst erschreckt hatten: Aufruhr, Sozialisten, Politik. Sie wurden spöttisch ausgesprochen, aber hinter dem Spott versteckte sich ungeschickt Neugierde; — mit Erbitterung, und dahinter klang Furcht; — oder nachdenklich, und das bedeutete Hoffnung und Drohung! Langsam, aber in weiten Kreisswellen verbreitete sich die Erregung im Stillstand des dunklen Lebens, Gedanken, die geschlummert hatten, wurden wach, die gewöhnliche Ruhe gegenüber den Tagesereignissen geriet ins Schwanken.

Die Mutter sah alles das klarer als andere, denn sie kannte besser als jene das stets gleiche Antlitz des Alltagslebens, und als sie jetzt in ihm Falten des Nachdenkens und der Erbitterung wahrnahm, freute sie sich und erschrak gleichzeitig. Sie freute sich, weil sie das für das Werk ihres Sohnes hielt, und fürchtete sich, weil sie wußte, daß er, sobald er aus dem Gefängnis kam, an die gefährlichste Stelle treten und zugrunde gehen würde.

Bisweilen wuchs das Bild des Sohnes bis zur Größe eines Märchenhelden vor ihr auf; er vereinigte in sich alle redlichen, kühnen Worte, die sie gehört, alle Menschen, die ihr gefielen, alles Heldenhafte und Strahlende, das sie kannte. Dann empfand sie Rührung und Stolz, liebte in stillem Entzücken dieses Bild und dachte hoffnungsvoll: „Alles wird gut, alles!“

Ihre Liebe, ihre Mutterliebe entbrannte, bedrückte fast schmerzhaft ihr Herz, dann beeinträchtigte bald das Mütterliche in ihr das Wachsen des Menschlichen, brannte es aus, und an Stelle des erhabenen Gefühls regte sich in der grauen Asche der Unruhe der schüchterne, traurige Gedanke:

„Er geht zugrunde . . . kommt um . . .“

Gegen Mittag saß sie im Gefängnisbureau vor Pawel, betrachtete durch den Nebel vor ihren Augen sein bärtiges Gesicht und wartete auf eine Gelegenheit, ihm den Brief zu übergeben, den sie fest zwischen den Fingern hielt.

„Ich selbst bin wohl und alle anderen ebenfalls!“ sagte er leise. „Nun, und wie geht's dir?“

„Ganz gut! Jegor Iwanowitsch ist tot!“ sagte sie mechanisch.

„Ja?“ rief Pawel und senkte leise den Kopf.

„Beim Begräbnis hat die Polizei dreingehauen und einen verhaftet!“ fuhr sie treuherzig fort. Der Gehilfe des Gefängnisdirektors schmatzte empört mit den dünnen Lippen, sprang von seinem Stuhl auf und brummte:

„Das ist verboten, verstehen Sie doch! Es ist verboten, über Politik zu sprechen!“

Die Mutter erhob sich ebenfalls und meinte in entschuldigendem Tone, als hätte sie ihn nicht verstanden:

„Ich spreche nicht von Politik, sondern von einer Schlägerei! Geschlagen haben sie, das ist wahr, sie haben sogar einem den Kopf zerschlagen!“

„Ganz gleich, ich bitte Sie, zu schweigen! Das heißt, über alles zu schweigen, was Sie persönlich nicht angeht, Ihre Familie und überhaupt Ihr Haus.“

Er fühlte, daß er mit seiner Rede nicht zurechtkäme, setzte sich an den Tisch, ordnete Papiere und fügte griesgrämig und müde hinzu:

„Ich trage die Verantwortung, ja . . .“

Die Mutter blickte sich um, schob schnell den Brief in Pawels Hand und seufzte erleichtert.

„Man weiß gar nicht, worüber man reden soll.“

Pawel lächelte.

„Ich weiß es auch nicht.“

„Dann sind die Besuche ja überflüssig!“ bemerkte der Beamte erregt. „Zu reden haben Sie nichts, aber dabei kommen Sie hierher gelaufen und stören uns.“

„Findet die Gerichtsverhandlung bald statt?“ fragte die Mutter nach kurzem Schweigen.

„Neulich war der Staatsanwalt da, der sagte, es wäre bald soweit . . .“

Sie wechselten unbedeutende, überflüssige Worte; doch die Mutter sah, wie Pawels Augen ihr milde und liebevoll ins Gesicht blickten. Er war gleichmäßig und ruhig, wie immer, hatte sich nicht verändert, nur der Bart war stark gewachsen und machte ihn älter, und die Hände waren weißer geworden. Sie wollte ihm eine Freude machen und von Nikolai sprechen und fuhr nun im selben Ton, in dem sie die unnötigen und uninteressanten Bemerkungen gemacht hatte, fort:

„Ich habe dein Patenkind gesehen.“

Pawel blickte ihr unverwandt, stumm fragend in die Augen. Um ihn an das pockennarbige Gesicht Wessowtschikows zu erinnern, tippte sie sich mit dem Finger an die Backe . . .

„Es geht ihm gut, der Junge ist munter und gesund, bekommt bald eine Stelle.“

Der Sohn verstand sie, nickte und antwortete mit listigem Lächeln in den Augen:

„Das ist ja schön!“

„Nun, siehst du!“ meinte sie befriedigt und durch seine Freude gerührt.

Beim Abschied drückte er ihr fest die Hand.

„Ich danke dir, Mutter!“

Ein freudiges Empfinden, daß sie sich im Herzen so nahe standen, berauschte sie fast, sie fand nicht die Kraft,

ihm laut zu antworten und erwiderte mit einem schweigenden Händedruck.

Zu Hause traf sie Sascha. Das junge Mädchen kam gewöhnlich an den Tagen, an denen die Mutter zu Besuch gewesen war. Sie fragte niemals nach Páwel, und wenn die Mutter selbst nicht von ihm sprach, begnügte sie sich damit, gespannt in ihr Gesicht zu blicken. Aber jetzt trat sie ihr mit der unruhigen Frage entgegen:

„Nun, wie geht es ihm?“

„Ganz gut, er fühlt sich wohl.“

„Haben Sie den Brief abgegeben?“

„Natürlich. Ich habe ihn ihm sehr geschickt zugesteckt.“

„Hat er ihn gelesen?“

„Wo denn? Wie wäre das möglich!“

„Ach, ich habe nicht daran geachtet!“ sagte das junge Mädchen langsam. „Wir wollen noch eine Woche warten . . . Aber was glauben Sie: wird er einverstanden sein?“

Sie runzelte die Stirn und blickte unbeweglich in das Gesicht der Mutter.

„Ja . . . Ich weiß nicht . . .“ erwiderte die Mutter nachdenklich. „Warum soll er nicht fortlaufen, wenn er das ohne Gefahr kann?“

Sascha schüttelte den Kopf und fragte dann trocken:

„Wissen Sie nicht, was der Kranke essen darf? Er bittet um etwas zu essen.“

„Alles darf er essen, alles! Sofort gebe ich ihm etwas.“

Sie ging in die Küche; Sascha folgte ihr langsam.

„Darf ich Ihnen helfen?“

„Ich danke Ihnen; wozu das?“

Die Mutter beugte sich über den Ofen, um den Topf zu holen. Das junge Mädchen sagte leise zu ihr:

„Warten Sie!“

Ihr Gesicht war blaß, die Augen sehnüchtig weit geöffnet, und ihre zitternden Lippen flüsterten mit Anstrengung leidenschaftlich und schnell:

„Ich möchte Sie um etwas bitten. Ich weiß, er wird nein sagen! Reden Sie ihm zu! Er ist notwendig! Sagen Sie ihm, daß er für die Sache notwendig ist, daß ich fürchte, er wird krank. Sie sehen ja, die Gerichtsverhandlung ist noch immer nicht festgesetzt.“

Es wurde ihr augenscheinlich schwer, zu reden; sie hielt sich angestrengt gerade, blickte zur Seite und ihre Stimme klang ungleichmäßig. Sie senkte müde die Lider, biß sich auf die Lippen, und die Finger ihrer zusammengepreßten Hände knackten.

Die Mutter war durch diesen Ausbruch heftig betroffen, verstand ihn aber, umarmte Sascha erregt und antwortete traurig:

„Mein liebes Mädchen! Er gehorcht niemand als sich allein, niemand!“

Beide schwiegen einen Augenblick, eng aneinander geschmiegt. Dann befreite Sascha behutsam ihre Schultern von den Händen der Mutter und sagte zitternd:

„Ja, Sie haben recht! Das ist alles Dummheit, Nerven.“

Und sie schloß plötzlich ernst und einfach:

„Aber kommen Sie, wir wollen dem Verwundeten zu essen geben.“

Als sie neben Iwans Bett saß, fragte sie besorgt und freundlich:

„Tut der Kopf weh?“

„Nicht sehr, nur ist alles so trübe! Und die Schwäche“, antwortete Iwan, zog die Bettdecke verlegen bis zum Kinn herauf und blinzelte mit den Augen, wie vor hellem Licht. Als Sascha bemerkte, daß er sich nicht entschließen

konnte, in ihrer Gegenwart zu essen, stand sie auf und ging fort.

Iwan richtete sich im Bette auf, blickte ihr nach und sagte zwinkernd:

„Ist die aber hübsch!“

Seine Augen waren hell und lustig, die Zähne klein und fest, er wechselte noch die Stimme.

„Wie alt sind Sie?“ fragte die Mutter nachdenklich.

„Siebzehn.“

„Wo leben Ihre Eltern?“

„Im Dorf; ich bin seit meinem zehnten Jahre hier. Als ich mit der Schule fertig war, bin ich hierhergekommen! Wie heißen Sie, Genossin?“

Die Mutter fühlte sich stets erheitert und gerührt, wenn dieses Wort ihr gegenüber gebraucht wurde. Und jetzt fragte sie lächelnd:

„Wozu wollen Sie das wissen?“

Der junge Mann schwieg einen Augenblick befangen und erklärte:

„Sehen Sie, der Student aus unserem Kreise, das heißt, der mit uns gelesen hat . . . hat uns von der Mutter des Arbeiters Pawel Wlassow erzählt. Wissen Sie, von der Demonstration am ersten Mai?“

Sie nickte mit dem Kopf und spitzte die Ohren.

„Er hat zuerst offen die Fahne unserer Partei erhoben!“ erklärte der Jüngling stolz, und sein Stolz erweckte im Herzen der Mutter ein Echo.

„Ich war nicht dabei, wir wollten damals hier unsere eigene Demonstration veranstalten — das ist nicht gelungen! Wir waren zu wenig. Aber dieses Jahr — geben Sie acht! Sie werden sehen!“

Er verschluckte sich vor Erregung, im Vorgeschmack

der zukünftigen Ereignisse, schwang den Löffel in der Luft und fuhr fort:

„Also, Wlassows Mutter, sage ich. Die ist danach auch der Partei beigetreten. Das soll eine Frau sein, einfach wunderbar!“

Die Mutter lächelte behaglich, es freute sie, das begeisterte Lob des Jungen zu hören. Es freute sie und war ihr doch auch peinlich. Sie wollte ihm sogar sagen: „Ich bin die Wlassowa“ — sie bezwang sich aber und meinte mit leichtem Spott und Kummer zu sich selbst:

„Ach, du alte Närrin! . . .“

„Aber Sie müssen mehr essen, dann kommen Sie eher wieder zu Kräften für die gute Sache!“ rief sie plötzlich erregt und beugte sich zu ihm nieder.

Die Tür öffnete sich, es duftete nach feuchter Herbstkälte. Sophie trat ein, rot und lustig.

„Die Spione sind hinter mir her, wie die Freier hinter einer reichen Braut, auf Ehre! Ich muß fort. Nun, wie geht's, Wanja? Gut? Was macht Pawel, Nilowna? Ist Sascha hier?“

Sie rauchte ihre Zigarette, fragte, erwartete keine Antworten und warf der Mutter und dem jungen Mann freundliche Blicke aus ihren grauen Augen zu. Die Mutter sah sie an und dachte innerlich lächelnd:

„So bin ich jetzt auch unter gute Menschen gekommen.“

Dann beugte sie sich wieder zu Iwan:

„Werden Sie bald gesund, Söhnchen!“

Und ging ins Eßzimmer. Dort erzählte Sophie Sascha:

„Sie hat schon dreihundert Exemplare fertig. Sie bringt sich um mit der Arbeit! Das ist wirklich Heroismus! Wissen Sie, Sascha, es ist wirklich ein großes Glück, unter

solchen Menschen zu leben, ihr Genosse zu sein, mit ihnen zu arbeiten.“

„Ja“, antwortete das junge Mädchen leise.

Abends beim Tee sagte Sophie zur Mutter:

„Nilowna, Sie müssen wieder aufs Land.“

„Warum nicht! Wann?“

„In drei Tagen. Können Sie?“

„Gut . . .“

„Tun Sie es!“ riet Nikolai ihr leise. „Nehmen Sie Postpferde und fahren Sie einen anderen Weg, über den Nikolsker Bezirk.“

Er schwieg und runzelte die Stirn. Das paßte nicht zu seinem Gesicht und veränderte dessen stets ruhigen Ausdruck unschön und eigentümlich.

„Über Nikolskoje ist es weit!“ bemerkte die Mutter. „Und teuer mit Pferden.“

„Wissen Sie was?“ fuhr Nikolai fort, „ich bin überhaupt gegen diese Reise. Es ist unruhig in der Gegend, es sind schon Verhaftungen vorgekommen, ein Lehrer ist festgenommen; da muß man vorsichtig sein. Wir sollten noch etwas warten.“

Sophie klopfte mit den Fingern auf den Tisch und bemerkte:

„Es ist wichtig für uns, daß in der Verbreitung der Schriften keine Unterbrechung eintritt. Sie haben doch keine Angst vor der Reise, Nilowna?“ fragte sie plötzlich.

Die Mutter fühlte sich gekränkt.

„Wann habe ich jemals Angst gehabt? Ich habe das auch das erstemal ohne Angst getan, und nun sollte ich plötzlich . . .“ Sie brachte ihre Bemerkung nicht zu Ende und senkte den Kopf. Jedesmal, wenn man sie fragte, ob sie keine Furcht hätte, ob es ihr recht wäre, dieses oder jenes

zu tun, hörte sie aus solchen Fragen eine Bitte heraus; es kam ihr vor, als wenn sich diese Menschen ihr gegenüber anders benähmen als untereinander.

„Sie müssen mich nicht fragen, ob ich Angst habe . . .“ sagte sie seufzend. „Untereinander fragen Sie auch nicht, ob einer Angst hat.“

Nikolai nahm schnell seine Brille ab, setzte sie wieder auf und blickte unverwandt in das Gesicht der Schwester. Das unbehagliche Schweigen beunruhigte die Wlassowa; sie erhob sich befangen, wollte etwas sagen; Sophie aber berührte ihre Hand und bat leise:

„Verzeihen Sie mir, ich werde es nie wieder tun!“

Das brachte die Mutter zum Lachen, und einige Minuten darauf sprachen alle drei eifrig und einmütig über die Fahrt aufs Land.

XV

In der Dämmerung schwankte die Mutter in einem Postfuhrwerk auf dem vom Herbstregen aufgeweichten Wege dahin. Ein feuchter Wind wehte, der Schmutz spritzte auf, und der Kutscher, der halb umgewandt auf dem Wagenrande saß, klagte nachdenklich mit näselnder Stimme:

„Ich sage also zu meinem Bruder: wir wollen teilen! Und wir fingen an zu teilen!“

Er schlug plötzlich das linke Pferd mit der Peitsche und rief wütend:

„N—na! Vorwärts, verdammtes Aas! . . .“

Fette Herbstkrähen schritten besorgt über die kahlen Äcker; mit kaltem Pfeifen strich der Wind über sie hin. Die Krähen boten den Windstößen die Seite, der Wind blies ihr Gefieder auf, warf sie um, dann gaben sie nach

und flogen mit trägen Flügelschlägen an eine andere Stelle.

„Na, bei der Teilung hat er mich gehörig reingelegt. Ich sehe, da ist für mich nichts mehr zu machen“, sagte der Fuhrmann.

Die Mutter hörte seine Worte wie im Traum. Ihre Erinnerung stellte eine lange Reihe von Ereignissen vor sie hin, die sie in den letzten Jahren erlebt hatte, und wenn sie auf die zurückblickte, sah sie überall sich selbst. Früher verlief das Leben in der Ferne, sie wußte nicht für wen und für was, und jetzt geschieht so vieles vor ihren Augen und mit ihrer Hilfe. Und das rief in ihr ein wirres Gefühl von Mißtrauen mit sich selbst und von Selbstzufriedenheit hervor, von Zweifel und stiller Schwermut.

Alles ringsum schwankte und bewegte sich langsam; am Himmel zogen graue Wolken und überholten sich gegenseitig, zu den Seiten des Weges tauchten nasse Büsche auf, die ihre kahlen Wipfel wiegten, ringsum weiteten sich Felder und traten Hügel hervor, die wieder zerflossen.

Die näselnde Stimme des Fuhrmanns, das Läuten der Schellen, das feuchte Pfeifen und Lärmen des Windes, alles floß in einen Strom zusammen, der sich unruhig, mit gleichbleibender Kraft durch das Feld dahinschlängelte.

„Den Reichen ist selbst das Paradies zu klein . . . Das ist schon einmal so. Er fing an, mich zu bedrücken. Mit der Obrigkeit stand er gut“, fuhr der Kutscher fort.

Als man auf der Station ankam, spannte er die Pferde aus und sagte ganz verzweifelt zu der Mutter:

„Du solltest mir doch einen Fünfer geben, daß ich wenigstens einen trinken kann.“

Sie gab ihm ein Geldstück, er schüttelte es in der Hand und meinte zur Mutter im selben Ton:

„Für drei Kopeken trinke ich Schnaps, für zwei esse ich Brot.“

Nachmittags kam die Mutter zerschlagen und durchfroren in das große Dorf Nikolskoje, ging ins Posthaus, bestellte sich Tee und setzte sich ans Fenster, nachdem sie ihren schweren Koffer unter die Bank gestellt hatte. Vom Fenster aus konnte man einen kleinen, mit einem zertretenen, gelben Grasteppich bedeckten Platz übersehen und das Bezirksamt — ein dunkelgraues Haus mit schrägem Dach. Auf der Treppe des Bezirksamtes saß ein langbärtiger, kahlköpfiger Bauer im bloßen Hemde und rauchte eine Pfeife. Auf dem Rasen erging sich ein Schwein. Es wackelte unzufrieden mit den Ohren, steckte den Rüssel in die Erde und schüttelte den Kopf.

Die Wolken eilten in dunklen Massen dahin und türmten sich aufeinander. Es war still, finster und langweilig, als ob sich das Leben versteckt hätte und auf etwas lauerte.

Plötzlich sprengte ein Wachtmeister der Landpolizei im Galopp auf den Platz, hielt seinen Fuchs an der Treppe des Bezirksamtes an und schrie, indem er mit der Knute in der Luft fuchtelte, den Bauern an. Das Geschrei fuhr gegen die Fensterscheiben, aber Worte konnte man nicht hören. Der Bauer stand auf, deutete mit ausgestrecktem Arm in die Ferne, der Wachtmeister sprang ab, schwankte auf den Füßen, warf dem Bauer die Zügel hin, griff mit den Händen nach dem Treppengeländer, stieg schwerfällig die Stufen hinauf und verschwand in der Tür des Bezirksamtes.

Wieder herrschte Stille. Das Pferd schlug zweimal mit dem Huf die weiche Erde. Ins Zimmer trat ein halbwüchsiges Mädchen mit kurzem, gelbem Zopf im Nacken und freundlichen Augen im runden Gesicht. Mit zusammen-

gebissenen Lippen brachte sie auf den ausgestreckten Armen ein großes Teebrett mit verbogenen Ecken, auf dem Geschirr stand, verbeugte sich und nickte mehrmals mit dem Kopf.

„Guten Tag, mein kluges Mädchen!“ sagte die Mutter freundlich.

„Guten Tag!“

Während sie die Teller und das Teegeschirr auf den Tisch stellte, erklärte das Mädchen plötzlich lebhaft:

„Eben haben sie einen Räuber gefangen, den bringen sie jetzt!“

„Was ist das für ein Räuber?“

„Ich weiß nicht.“

„Was hat er denn getan?“

„Ich weiß nicht!“ wiederholte das Mädchen. „Ich habe nur gehört, daß sie ihn gefangen haben. Der Wächter ist gelaufen, um den Polizeikommissar zu holen.“

Die Mutter blickte zum Fenster hinaus. Auf dem freien Platz erschienen Bauern. Die einen gingen langsam und bedächtig, andere knöpften eilig im Gehen ihre Pelze zu. An der Treppe des Bezirksamtes blieben alle stehen und blickten nach links.

Das kleine Mädchen sah ebenfalls auf die Straße, lief aus dem Zimmer und schlug die Tür laut zu. Die Mutter fuhr zusammen, schob ihren Koffer tiefer unter die Bank, warf ihren Schal über den Kopf und ging hastig zur Tür: ein ganz unverständlicher Wunsch, schneller zu gehen, zu laufen, überkam sie plötzlich, und sie konnte ihn nur mühsam unterdrücken.

Als sie auf die Treppe hinaustrat, schlug ihr scharfe Kälte gegen die Augen und die Brust, sie keuchte und ihre Beine wurden wie hölzern: mitten über den Platz schritt

Rybin mit auf dem Rücken gebundenen Händen, neben ihm zwei Dorfpolizisten, die im Takt mit ihren Stöcken gegen den Erdboden schlugen. An der Amtstreppe stand ein Menschenhaufe und wartete schweigend.

Betäubt blickte die Mutter unverwandt hin — Rybin sagte etwas, sie hörte seine Stimme, aber seine Worte verschwanden ohne Widerhall in der dunklen, zitternden Leere ihres Herzens.

Sie blickte sich um, holte Atem. An der Treppe stand ein Bauer mit breitem, hellem Bart und sah ihr mit seinen blauen Augen gerade ins Gesicht. Hüstelnd und indem sie den Hals mit vor Furcht kraftlosen Händen rieb, fragte sie ihn mühsam:

„Was ist los?“

„Da sehen Sie es . . .“ antwortete der Bauer und wandte sich ab. Noch einer trat herzu und stellte sich daneben.

Die Dorfpolizisten machten vor der Menge halt, die schnell anwuchs, aber schwieg, und jetzt erhob sich über ihr plötzlich die tiefe Stimme Rybins:

„Rechtgläubige! Ihr habt von den Schriften gehört, in denen die Wahrheit über unser Bauernleben geschrieben steht? Also für diese Schriften muß ich leiden. Ich habe sie unter das Volk verteilt!“

Die Leute umringten Rybin dichter. Seine Stimme klang ruhig gemessen. Das ernüchterte die Mutter.

„Hörst du?“ fragte leise der eine Bauer, indem er den Blauäugigen in die Seite stieß. Dieser antwortete nicht, hob den Kopf und blickte der Mutter ins Gesicht. Dann gingen beide von der Treppe zur Seite.

„Sie haben Angst!“ bemerkte die Mutter unwillkürlich.

Ihre Aufmerksamkeit nahm zu. Oben von der Treppe herab sah sie deutlich das zerschlagene, schwarze Gesicht Rybins, unterschied den heißen Glanz seiner Augen. Sie wünschte, er möchte auch sie sehen, erhob sich auf den Füßen und streckte den Hals nach ihm aus.

Die Leute blickten ihn finster, mißtrauisch an und schwiegen. Nur in den hinteren Reihen der Menge hörte man halblautes Gespräch.

„Bauern!“ sagte Rybin mit seiner vollen und straffen Stimme. „Glaubt diesen Schriften! Ich nehme jetzt vielleicht den Tod dafür auf mich. Man hat mich geschlagen, gefoltert, man wollte herausbekommen, wo ich sie her hatte, und wird mich noch mehr schlagen. Ich halte alles aus! Weil in diesen Schriften die Wahrheit dargestellt ist; diese Wahrheit muß uns teurer sein als das liebe Brot, jawohl!“

„Warum sagt er das?“ rief einer von den Bauern an der Treppe leise. Der Blauäugige antwortete langsam:

„Jetzt ist alles gleich — einmal kann der Mensch nur sterben, und das bleibt ihm nicht erspart.“

Die Leute standen schweigend da, blickten zweifelnd und finster drein, auf allen lastete gleichsam etwas Unsichtbares, aber Schweres.

Auf der Treppe erschien der Wachtmeister und brüllte, hin und her schwankend, mit trunkener Stimme:

„Wer redet da?“

Er lief plötzlich die Treppe hinunter, packte Rybin am Haar, zog seinen Kopf nach vorne, stieß ihn zurück und schrie:

„Das sagst du, du Hundesohn?“

Die Menge geriet in Bewegung und fing an zu murren. Die Mutter senkte in ohnmächtigem Kummer den Kopf. Und wieder ertönte Rybins Stimme:

„Da seht, ihr lieben Leute . . .“

„Halt's Maul!“ Der Wachtmeister schlug ihm ins Gesicht. Rybin schwankte und bewegte die Schultern.

„Sie haben euch gebunden und quälen euch, wie sie wollen.“

„Polizisten! Führt ihn hinauf! Geht auseinander, Leute!“

Der Wachtmeister sprang wie ein Kettenhund vor einem Stück Fleisch vor Rybin hin und her, schlug ihn mit den Fäusten ins Gesicht, gegen die Brust, den Bauch.

„Schlag ihn nicht!“ rief jemand aus der Menge.

„Warum schlägst du ihn?“ griff eine andere Stimme ein.

„Komm!“ sagte der blauäugige Bauer und nickte mit dem Kopf. Beide gingen langsam zum Amt, die Mutter aber sah ihnen mit einem freundlichen Blick nach. Sie atmete erleichtert auf. Der Wachtmeister lief wieder schwerfällig die Treppe hinauf und brüllte von da, indem er die Faust schüttelte, wie rasend:

„Bringt ihn her!“ sage ich.

„Ist nicht nötig!“ ertönte eine starke Stimme in der Menge. Die Mutter begriff, daß der Bauer mit den blauen Augen das sagte. „Laßt es nicht zu, Kinder! Bringen sie ihn dorthin, dann schlagen sie ihn zu Tode und sagen dann von uns, wir hätten ihn totgeschlagen . . . Laßt das nicht zu . . .“

„Bauern!“ ertönte Rybins Stimme. „Seht ihr denn nicht, wie euer Leben ist, begreift ihr nicht, wie sie euch ausplündern, euch betrügen, euer Blut trinken? Nur durch euch hat alles Halt, ihr seid die erste Macht auf Erden, ihre ganze Kraft. Und welche Rechte habt ihr? Vor Hunger zu verrecken — das ist euer einziges Recht!“

Die Bauern schrien plötzlich, indem sie sich gegenseitig unterbrachen.

„Er hat recht!“

„Ruft den Kommissar! Wo ist der Kommissar?“

„Der Wachtmeister ist hingeritten . . .“

„Der ist ja betrunken!“

„Es ist nicht unsere Sache, die Obrigkeit zu holen.“

Der Lärm wuchs beständig.

„Rede weiter, wir lassen dich nicht schlagen.“

„Bindet ihm die Hände los . . .“

„Gebt acht . . . Daß wir nichts Verbotenes tun!“

„Die Hände tun mir weh!“ sagte Rybin, alle Stimmen übertönend. „Ich laufe nicht fort, Bauern! Ich verstecke mich nicht vor meiner Wahrheit! Sie lebt in mir . . .“

Einige Leute traten gemessen nach verschiedenen Seiten von der Menge fort, unterhielten sich halblaut und schüttelten die Köpfe. Aber es kamen immer mehr schlecht und hastig angekleidete, aufgeregte Menschen zusammengelaufen. Sie wogten wie dunkler Schaum um Rybin auf, der mitten unter ihnen wie eine Kapelle im Walde stand, die Arme über dem Kopf erhob, schüttelte und in die Menge schrie:

„Ich danke euch, brave Leute, danke euch! Wir müssen uns selbst gegenseitig die Hände frei machen . . . ja! Wer hilft uns denn sonst?“

Er wischte seinen Bart ab und erhob wieder die ganz mit Blut bedeckte Hand.

„Hier ist mein Blut . . . das fließt für die Wahrheit! . . .“

Die Mutter stieg die Treppe herunter, aber von der ebenen Erde aus konnte sie Michailo, der vom Volke eingezwängt wurde, nicht sehen, und so stieg sie wieder die Stufen hinauf. In ihrer Brust war es heiß und eine unklare Freude zitterte in ihr.

„Bauern! Sucht die Schriften zu bekommen, lest sie, glaubt der Obrigkeit und den Popen nicht, wenn sie euch sagen, daß die Menschen, die uns die Wahrheit bringen, gottlose Aufwiegler sind. Die Wahrheit geht heimlich über die Erde, sie sucht sich Nester im Volke. Der Obrigkeit ist sie soviel wie Messer und Feuer, die kann sie nicht annehmen, denn die Wahrheit sticht sie, brennt sie. Euch ist sie ein guter Freund, aber der Obrigkeit ein Todfeind! Deshalb verbirgt sie sich!“

Wieder ertönten in der Menge Ausrufe.

„Hört, Rechtgläubige!“

„Ach, Bruder, du gehst zugrunde . . .“

„Wer hat dich angezeigt?“

„Der Pope!“ sagte einer von den Dorfpolizisten.

Zwei Bauern schimpften derb.

„Aufgepaßt, Kinder!“ ertönte ein warnender Ruf.

XVI

Auf die Menge zu schritt der Polizeikommissar, ein großer, stämmiger Mann mit rundem Gesicht. Seine Mütze war auf die Seite geschoben, die eine Schnurrbarthälfte war aufwärts gewirbelt, die andere hing herab, und davon erschien sein Gesicht schief und wie durch ein stumpfes, totes Lächeln entstellt. In der linken Hand trug er den Säbel, mit der rechten aber fuchtelte er in der Luft umher. Man hörte seine schweren, festen Tritte. Die Menge wich vor ihm auseinander. Ein finsterer und bedrückter Zug erschien in den Gesichtern. Der Lärm verstummte, legte sich, als wenn er in die Erde kröche. Die Mutter fühlte, daß ihre Stirnhaut zitterte und ihre Augen heiß wurden. Sie wollte wieder unter die Menge gehen, beugte sich vor und blieb unbeweglich in einer gespannten Stellung.

„Was ist das?“ fragte der Kommissar, blieb vor Rybin stehen und maß ihn mit den Augen. „Warum sind die Hände nicht gebunden? Polizisten, redet!“

Seine Stimme war hoch und hell, aber farblos.

„Sie waren gebunden . . . das Volk hat sie losgebunden!“ antwortete ein Dorfpolizist.

„Was? Das Volk? Welches Volk?“

Er blickte auf die im Halbkreise vor ihm stehenden Menschen. Und mit derselben eintönigen Stimme, nicht höher und nicht tiefer, fuhr er fort:

„Wer ist das — das Volk?“

Er stieß den blauäugigen Bauern mit dem Degengriff gegen die Brust.

„Bist du das Volk, Tschumakow? Nun, wer noch? Du etwa, Mischin?“

Und er zauste jemandem mit der rechten Hand am Bart.

„Schert euch fort, Pack! . . . Sonst werde ich euch . . . werde ich euch schon zeigen!“

In seiner Stimme, in seinem Gesicht lag weder Erregung noch Drohung. Er sprach ruhig, und schlug die Leute mit gewohnten, gleichmäßigen Bewegungen seiner festen langen Hände. Die Menschen traten vor ihm zurück, senkten die Köpfe, wandten die Gesichter zur Seite.

„Nun? Wird's bald?“ wandte er sich an die Polizisten. „Bindet ihn!“

Er schimpfte unflätig, blickte Rybin wieder an, und sagte laut zu ihm:

„Hände zurück . . . du!“

„Ich will nicht gebunden werden!“ sagte Rybin. „Ich denke nicht daran, wegzulaufen und schlage euch nicht. Warum wollt ihr mich binden?“

„Was?“ fragte der Kommissar, und trat dichter an ihn heran.

„Ihr habt das Volk genug gequält, ihr wilden Tiere!“ fuhr Rybin mit erhöhter Stimme fort. „Bald kommt auch für euch der rote Tag.“

Der Kommissar stand vor ihm und blickte in sein Gesicht, wobei er den Schnurrbart bewegte. Dann trat er einen Schritt zurück und sang in pfeifendem Ton erstaunt:

„A—a—ach, du Hundesohn! Was sagst du da?“ und schlug Rybin plötzlich schnell und schwer ins Gesicht.

„Mit der Faust schlägst du die Wahrheit nicht tot!“ rief Rybin auf ihn zutretend. „Und mich zu schlagen, hast du kein Recht, du räudiger Hund!“

„Was? Ich?“ heulte der Kommissar langgezogen, und holte wieder aus, indem er nach Rybins Kopf zielte. Rybin hockte nieder, der Schlag traf ihn nicht. Der Kommissar schwankte und blieb kaum auf den Beinen. In der Menge prustete jemand laut los, und wieder ertönte Michailos zorniger Ruf:

„Wage es nicht, mich zu schlagen, Teufel, sage ich!“

Der Kommissar blickte sich um — die Leute schlossen sich finster und schweigend zu einem engen, dunklen Ring zusammen.

„Nikita!“ rief er laut, indem er sich umsah. „Nikita!“

Aus der Menge trat ein stämmiger, mittelgroßer Bauer in kurzem Pelz. Er hatte den großen zottigen Kopf gesenkt und blickte zu Boden.

„Nikita!“ sagte der Kommissar, den Schnurrbart drehend. „Hau ihm eine runter . . . aber kräftig!“

Der Bauer trat vor, blieb vor Rybin stehen und erhob den Kopf. Rybin schleuderte ihm die wuchtigen treffenden Worte unmittelbar ins Gesicht:

„Da seht, Leute, wie die wilden Tiere euch mit euren eigenen Händen erwürgen! . . . Seht zu und denkt nach!“

Der Bauer erhob langsam die Hand und schlug ihn träge gegen den Kopf.

„So machst du es, du Hundesohn?“ heulte der Kommissar.

„Du, Nikita! . . .“ rief jemand halblaut aus der Menge.
„Denk an Gott!“

„Schlag zu, sage ich!“ schrie der Offizier und stieß den Bauern gegen den Hals.

Der schritt beiseite und sagte mürrisch:

„Ich will nicht mehr . . .“

„Was?“

Das Gesicht des Kommissars verzerrte sich, er stampfte mit den Füßen auf und stürzte schimpfend auf Rybin zu. Dumpf klatschte der Schlag. Michailo strauchelte, holte mit der Hand aus, aber mit einem zweiten Schlag warf ihn der Kommissar zu Boden, sprang mit Gebrüll um ihn herum, und versetzte ihm Fußtritte gegen die Brust, gegen die Seite, gegen den Kopf.

Die Menge murrte feindselig, schwankte, bewegte sich auf den Kommissar zu; der bemerkte das, sprang zurück und riß den Säbel aus der Scheide.

„So seid ihr? Ihr wollt rebellieren? Ach so! . . .“

Seine Stimme zitterte, winselte und zerbrach gleichsam. Mit der Stimme verlor er plötzlich seine Kraft, zog den Kopf zwischen die Schultern, krümmte sich, wandte seine leeren Augen nach allen Seiten, wich zurück und fühlte vorsichtig mit den Füßen den Boden hinter sich. Im Zurückweichen schrie er heiser und ängstlich:

„Gut! Nehmt ihn. Ich gehe. Aber wißt ihr denn, verfluchtes Pack, daß er ein politischer Verbrecher ist, gegen

unseren Zaren angeht, Aufruhr stiftet, wißt ihr das? Und ihr wollt ihn verteidigen, wie? Ihr wollt auch rebellieren? ... Aha—a ...“

Unbeweglich, ohne mit den Augen zu blinzeln, kraft- und gedankenlos stand die Mutter, von Angst und Mitleid zerschmettert, wie in einem schweren Traum da. In ihrem Kopfe summten wie Hummeln die finsternen, bösen Stimmen der Bauern, zitterte die Stimme des Kommissars, raunte Geflüster ...

„Wenn er was verbrochen hat, bring ihn vor Gericht!“

„Begnadigen Sie ihn, Euer Wohlgeboren!“

„Was tun Sie, Sie handeln ja gegen jedes Gesetz?“

„Wie geht das wohl? Wenn jeder so schlagen wollte, was wird dann?“

Die Leute teilten sich in zwei Gruppen — die eine, die den Kommissar umringte, schrie und redete auf ihn ein, die andere, an Zahl geringere, blieb um den Geschlagenen herum stehen und murrte dumpf und finster. Ein paar Leute hoben ihn vom Boden auf. Die Dorfpolizisten wollten ihn wieder binden.

„Wartet doch, ihr Teufel!“ schrie man ihnen zu.

Michailo wischte sich den Schmutz und das Blut vom Gesicht und sah sich schweigend um. Sein Blick glitt über das Gesicht der Mutter — sie zitterte, wollte zu ihm treten, winkte unwillkürlich — er wandte sich ab. Aber nach einigen Minuten blieben seine Augen wieder auf ihrem Gesichte haften. Es war ihr, als wenn er sich gerade aufgerichtete, den Kopf erhob, als wenn die blutbefleckten Wangen zitterten.

„Hat er mich erkannt ... wirklich erkannt? ...“

Sie nickte ihm zu und bebte in qualvoller Freude. Aber im nächsten Moment sah sie, daß der blauäugige Bauer

neben ihm stand und sie ebenfalls anstarrte. Sein Blick erweckte für eine Minute das Bewußtsein von Gefahr in ihr.

„Was tue ich da? Auf die Weise werde ich auch noch festgenommen!“

Der Bauer sagte etwas zu Rybin, dieser schüttelte den Kopf und meinte mit zitternder Stimme, aber deutlich und mutig:

„Das macht nichts! Ich bin nicht allein auf Erden . . . Alle Wahrheit fangen sie doch nicht ein! Wo ich war, gedenkt man meiner . . . jawohl! Wenn sie auch das Nest zerstört haben und keine Freunde und Genossen mehr dort sind . . .“

„Das sagt er meinetwegen!“ folgerte die Mutter schnell.

„Aber einst kommt der Tag, da die Adler ausfliegen, dann wird das Volk frei!“

Ein Weib brachte einen Eimer Wasser und begann stöhnend und klagend Rybins Gesicht zu waschen. Ihre zarte, jammernde Stimme mischte sich in Michailos Worte, und diese blieben der Mutter unverständlich. Der Bauernhaufe mit dem Kommissar trat vor, jemand schrie laut:

„Holt einen Wagen für den Arrestanten! Wer ist an der Reihe?“

Dann ertönte von neuem die Stimme des Kommissars, wie beleidigt:

„Ich darf dich schlagen, aber du mich nicht, das darfst du nicht, du Rindvieh.“

„So! Wer bist du denn? Bist du Gott?“ rief Rybin.

Ein Durcheinander von halblauten Ausrufen übertönte seine Stimme.

„Streite nicht, Onkelchen! Er ist nun einmal die Obrigkeit.“

„Seien Sie nicht böse, Euer Wohlgeboren! Der Mensch ist nicht bei Sinnen . . .“

„Schweig doch, du Querkopf!“

„Sie bringen dich gleich in die Stadt.“

„Da geht es mehr nach dem Gesetz.“

Die Rufe der Menge klangen begütigend, bittend, sie flossen zu einem undeutlichen Lärm zusammen, in dem alles hoffnungslos und kläglich war. Die Dorfpolizisten führten Rybin an den Armen die Amtstreppe hinauf und verschwanden in der Tür. Die Bauern auf dem Platz gingen langsam auseinander. Die Mutter sah, daß der Blauäugige sich ihr zuwandte und sie verstohlen anblickte. Ihr zitterten die Füße, ein jämmerliches Gefühl drückte ihr das Herz ab und Übelkeit überkam sie.

„Ich darf nicht weggehen!“ dachte sie. „Ich darf nicht!“

Sie klammerte sich fest an das Treppengeländer und wartete.

Der Polizeikommissar stand auf der Amtstreppe und redete gestikulierend mit vorwurfsvoller, schon wieder farbloser, seelenloser Stimme:

„Ihr seid Schafsköpfe, Hundsfotte! Ohne jede blasse Ahnung mischt ihr euch in solche Sachen, in Staatsangelegenheiten! Viehzeug! Ihr müßt mir danken, mir zu Füßen fallen wegen meiner Gutmütigkeit! Wenn ich will, marschiert ihr alle ins Zuchthaus.“

Etwa zwei Dutzend Bauern standen mit den Mützen in der Hand da und hörten zu. Es wurde dunkel, die Wolken senkten sich tiefer herab.

Der Blauäugige trat zur Treppe und sagte seufzend:

„So geht es bei uns zu . . .“

„Ja—a“, antwortete die Mutter leise.

Er blickte sie offen an und fragte:

„Was ist deine Beschäftigung?“

„Ich kaufe Spitzen bei den Bauernfrauen, und Leinen.“

Der Bauer strich langsam seinen Bart. Dann meinte er, mit einem Blick nach dem Bezirksamt, träge und halblaut:

„Das findest du bei uns nicht.“

Die Mutter sah ihn von oben herab an und wartete auf den Augenblick, wo sie schicklich ins Zimmer gehen konnte. Das Gesicht des Bauern war nachdenklich, hübsch, die Augen traurig. Der breitschultrige, große Mann trug einen überall geflickten Kaftan, ein sauberes Kattunhemd, fuchsrote Hosen aus Bauerntuch und schlechte Stiefel auf den bloßen Füßen.

Die Mutter seufzte erleichtert. Plötzlich fragte sie ihn mehr instinktiv als überlegend:

„Kann ich bei dir übernachten?“

Sie fragte ihn, und alles in ihr straffte sich, Muskeln und Knochen. In ihrem Kopfe blitzten schnell stechende Gedanken auf:

„Nikolai Iwanowitsch stürze ich ins Verderben. Pascha bekomme ich lange nicht wieder zu sehen. Mich selbst wird man schlagen!“

Der Bauer blickte zur Erde, knöpfte seinen Kaftan zu und antwortete langsam:

„Übernachten? Das kannst du. Warum nicht? Aber meine Hütte ist nur schlecht.“

„Ich bin nicht verwöhnt!“ antwortete die Mutter ohne Überlegung.

„Das kannst du!“ wiederholte der Bauer und maß sie mit einem forschenden Blick.

Es war schon dunkel, und in der Dämmerung glänzten seine Augen kalt, das Gesicht schien sehr blaß. Die Mutter sagte schnell, als liefe sie einen Berg hinunter, halblaut:

„Also ich komme sofort, und du . . . und du nimmst meinen Koffer“

„Gut.“

Er schob die Schultern vor, schlug den Kaftan auf der Brust zusammen und sagte leise:

„Da kommt der Wagen.“

Auf der Amtstreppe erschien Rybin, seine Hände waren wieder gebunden, sein Kopf und Gesicht grau verhüllt.

„Lebt wohl, liebe Leute!“ klang seine Stimme in der kalten Abenddämmerung. „Sucht die Wahrheit, behütet sie, glaubt dem Menschen, der euch das reine Wort bringt, schont euch nicht, wenn es die Wahrheit gilt!“

„Halt's Maul, du Hund!“ schrie von irgendwo die Stimme des Kommissars. „Polizist, treib die Pferde an, Schafskopf!“

„Was gebt ihr denn auf? Was führt ihr für ein Leben?“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Rybin, an dessen beiden Seiten die Polizisten saßen, rief dumpf:

„Weshalb geht ihr an Hunger zugrunde? Bemüht euch um die Freiheit, — sie gibt euch Brot wie Wahrheit. Lebt wohl, ihr lieben Leute!“

Der hastige Lärm der Räder, das Stampfen der Pferde, die Stimme des Kommissars verschlangen seine Worte, übertönten und erdrückten sie.

„Jetzt ist's zu Ende!“ sagte der Bauer kopfschüttelnd, wandte sich an die Mutter und fuhr halblaut fort:

„Bleib noch ein wenig im Posthaus, ich komme gleich.“

Die Mutter trat ins Zimmer, setzte sich an den Tisch vor den Samowar, nahm ein Stück Brot in die Hand, blickte es an und legte es langsam wieder auf den Teller. Sie mochte nicht essen, wieder verspürte sie Übelkeit. Ein

widerwärtiges Wärmegefühl schwächte sie, trieb das Blut aus dem Herzen und verursachte ihr Schwindel. Vor sich sah sie das Gesicht des blauäugigen Bauern, geheimnisvoll wie etwas Unfertiges flöbte es kein Vertrauen ein. Sie wollte nicht denken, er könne sie verraten, doch war ihr dieser Gedanke schon gekommen und bedrückte dumpf und starr ihr Herz.

„Er hat mich erkannt“, dachte sie träge und kraftlos.
„Er hat's erraten . . .“

Weiter kam ihr Gedanke nicht, sondern ertrank in qualvoller Niedergeschlagenheit, in dem weichlichen Übelkeitsgefühl.

Schüchterne Stille, die sich vor dem Fenster versteckte, löste den Lärm ab. Sie ließ im Dorf etwas Unterdrücktes, Erschrecktes ahnen, verschärfte in der Brust das Gefühl der Einsamkeit und füllte die Seele mit Finsternis, die grau und weich wie Asche war.

Das kleine Mädchen trat ein, blieb an der Tür stehen und fragte:

„Soll ich das Rührei bringen?“

„Nicht nötig, mein Kind! Ich will nicht mehr, das Geschrei hat mich so erschreckt.“

Das Mädchen trat zum Tisch und erzählte erregt:

„Wie hat der Kommissar ihn geschlagen! Ich stand dicht dabei, ich habe es gesehen. Alle Zähne sind heraus. Er spuckt Blut, ganz dickes und dunkles Blut! Augen hat er gar nicht mehr, ja—a. Er ist Teerbrenner . . . Der Wachtmeister liegt da bei uns, ganz betrunken, und will immer noch Branntwein haben. Er sagt, es war eine ganze Bande, und der mit dem Bart war der erste, also der Ataman. Drei haben sie gefaßt, aber einer ist entkommen. Dann haben sie noch einen Lehrer abgefaßt, ja—a! Der ist auch mit

dabei. Sie glauben nicht an Gott und überreden andere, daß sie alle Kirchen plündern. Solche Leute sind das! Unseren Bauern hat der Mann leid getan, aber manche sagen — man muß ihn totmachen! Wir haben so böse Bauern — o weh!“

Die Mutter hörte der unzusammenhängenden, schnellen Erzählung aufmerksam zu und bemühte sich, ihre Unruhe zu unterdrücken und ihre trüben Ahnungen zu zerstreuen. Das kleine Mädchen aber freute sich wahrscheinlich darüber, daß sie zuhörte, und schwatzte mit immer größerer Lebhaftigkeit weiter:

„Papa sagt, das kommt alles daher, daß nichts wächst! Unser Land trägt schon zwei Jahre nicht, alle Leute sind ganz matt. Davon sind die Bauern so böse — o weh! Sie schreien in der Versammlung und hauen sich . . . Neulich, als bei Wassjukow wegen Steuerschulden Sachen verkauft wurden, wie hat er da den Dorfältesten ins Gesicht gehauen! — Da hast du meine Steuern, sagte er . . .“

Vor der Tür ertönten schwere Schritte. Die Mutter stützte die Hände auf den Tisch und erhob sich.

Der blauäugige Bauer trat ein und fragte, ohne die Mütze abzunehmen:

„Wo ist das Gepäck?“

Er hob den Koffer leicht auf, schüttelte ihn und sagte:

„Leer! Marka, bring die Fremde nach meiner Hütte.“

Und ging fort, ohne sich umzusehen.

„Bleibst du über Nacht hier?“ fragte das kleine Mädchen.

„Ja! Ich komme wegen Spitzen. Ich kaufe Spitzen.“

„Bei uns wird nicht geklöppelt! In Tinkowo, in Darjino, bei uns aber nicht!“ erklärte das Mädchen.

„Dahin will ich morgen.“

Als sie den Tee bezahlte, gab sie der Kleinen drei Kopfen und erfreute sie damit sehr. Mit ihren bloßen Füßen flink über die feuchte Erde patschend, sagte sie draußen:

„Soll ich nach Darjino laufen und den Frauen sagen, daß sie ihre Spitzen hierherbringen? Dann kommen sie, und Sie brauchen nicht hinzufahren. Es sind immerhin zwölf Werst . . .“

„Nicht nötig, liebes Kind!“ antwortete die Mutter, neben ihr herschreitend. Die kalte Luft erfrischte sie, und in ihrer Seele formte sich langsam ein unklarer Entschluß. Undeutlich, aber doch etwas versprechend, entwickelte er sich nur schwerfällig weiter; die Mutter wollte ihn rascher zur Reife bringen und legte sich die ernste Frage vor:

„Was nun? Soll ich ganz offen und aufrichtig . . .“

Es war dunkel und kalt. Die Fenster der Hütten glänzten trübe in rötlichem, unbeweglichem Lichte. In der Stille brüllte schläfrig das Vieh, und kurze Rufe ertönten. Düstere, gedrückte, nachdenkliche Stimmung hüllte das Dorf ein . . .

„Hier ist es!“ sagte das Mädchen. „Sie haben sich ein schlechtes Nachtquartier ausgesucht. Der Bauer ist sehr arm!“

Sie fühlte nach der Tür, öffnete sie und rief munter in die Hütte:

„Tante Tatjana!“

Und lief fort. Aus der Dunkelheit flog ihre Stimme herüber:

„Leben Sie wohl! . . .“

XVII

Die Mutter blieb an der Schwelle stehen, legte die flache Hand an die Augen und hielt Ausschau. Es war eine enge,

kleine, aber saubere Hütte — das fiel sofort in die Augen. Hinter dem Ofen sah ein junges Weib hervor, das sich schweigend verbeugte und dann verschwand. Im Ehrenwinkel brannte auf dem Tisch eine Lampe.

Der Hausherr, der soeben nach Hause zurückgekommen war, saß am Tisch, klopfte mit den Fingern auf den Rand, und blickte unverwandt der Mutter ins Gesicht.

„Treten Sie näher!“ sagte er. Und nach einiger Zeit: „Tatjana, geh, ruf Peter, aber schnell!“

Die Frau ging fort, ohne den Gast anzublicken. Die Mutter setzte sich dem Hausherrn gegenüber auf die Bank und blickte um sich. Ihr Koffer war nicht zu sehen. Quälende Stille erfüllte die Hütte, nur die Flamme in der Lampe knisterte kaum hörbar. Das besorgte, finstere Gesicht des Bauern schwankte vor den Augen der Mutter unbestimmt hin und her und rief ein ärgerliches Gefühl in ihr wach.

„Wo ist mein Koffer?“ fragte sie zu ihrer eigenen Verwunderung laut und streng.

Der Bauer zuckte die Achseln und erwiderte nachdenklich:

„Der geht nicht verloren . . .“

Er dämpfte dann die Stimme und fuhr finster fort:

„Ich habe vorhin, als die Kleine dabei war, absichtlich gesagt, er wäre leer. Nein, er ist nicht leer! Es liegt etwas Schweres darin.“

„Und?“ fragte die Mutter.

Er stand auf, trat zu ihr, bückte sich und fragte leise:

„Kennen Sie jenen Menschen?“

Die Mutter fuhr zusammen, antwortete aber bestimmt:

„Ja!“

Dieses kurze Wort erleuchtete sie gleichsam von innen

und machte außen alles klar. Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, rückte auf der Bank hin und her, und setzte sich zurecht.

Der Bauer lächelte breit.

„Ich habe gesehen, wie Sie ihm ein Zeichen gegeben haben, und er Ihnen. Ich habe ihn leise gefragt: Du siehst wohl eine Bekannte auf der Treppe?“

„Und er?“ fragte die Mutter schnell.

„Er? Wir sind viele, — ja viele, sagte er.“

Er blickte fragend in die Augen der Besucherin und fuhr wieder lächelnd fort:

„Der Mann hat viel Kraft! Ist verwegen, sagt alles ganz offen. Sie schlagen ihn und tun ihm alles mögliche, aber er läßt sich nicht irremachen.“

Die unsichere und nicht sehr kräftige Stimme des Bauern, sein unfertiges Gesicht und die hellen, offenen Augen beruhigten die Mutter immer mehr. Statt der düsteren Sorge fühlte sie jetzt brennendes Mitleid für Rybin. Sie konnte sich nicht mehr halten; erbitterte Wut überkam sie plötzlich, und sie rief mit erstickter Stimme: „Räuber, Untiere!“

Der Bauer ging beiseite und schüttelte den Kopf.

„Die Obrigkeit hat sich Freunde gemacht — ja!“

Plötzlich trat er wieder zu der Mutter und sagte leise zu ihr:

„Ich habe also erraten, daß im Koffer Zeitungen sind . . . Stimmt das?“

„Ja!“ antwortete die Mutter einfach. „Für ihn habe ich sie hergebracht.“

Er runzelte die Stirn, nahm den Bart in die Faust, blickte zur Seite und schwieg einen Augenblick.

„Die Zeitung ist auch zu uns gelangt . . . Und allerhand Bücher . . .“

Der Bauer blieb stehen, dachte nach und fragte dann:
„Was wollen Sie also jetzt damit machen, mit dem Koffer?“

Die Mutter sah ihn an und sagte herausfordernd:

„Den lasse ich auch Ihnen.“

Er wunderte sich nicht, sagte nichts darüber, sondern wiederholte nur kurz:

„Uns . . .“

Er nickte, ließ den Bart aus der Faust, durchfuhr ihn mit den Fingern, und setzte sich.

Mit unerbittlicher, mit eigensinniger Hartnäckigkeit malte die Erinnerung vor den Augen der Mutter die Szene der Mißhandlung Rybins; sein Bild tötete in ihrem Kopfe alle Gedanken. Schmerz und Zorn über die Unbill, die er erlitten, waren stärker als alle Gefühle — sie konnte nicht mehr an ihren Koffer oder sonst etwas denken. Aus ihren Augen floß ein Tränenstrom, aber ihr Gesicht war finster, und die Stimme zitterte nicht, als sie zu ihrem Wirte sagte:

„Sie rauben, würgen, trampeln den Menschen in den Schmutz — die Verfluchten!“

„Sie haben die Macht!“ antwortete der Bauer leise. „Gewaltig ist ihre Macht.“

„Aber wo nehmen sie die her?“ rief sie unwillig aus.
„Aus uns nehmen sie sie, aus dem Volke, alles wird aus uns genommen!“

Dieser Bauer mit seinem hellen, aber unergründlichen Gesicht reizte sie.

„Ja!“ sagte er nachdenklich. „Ein Rat . . .“

Dann horchte er gespannt, beugte den Kopf zur Tür, lauschte und sagte leise:

„Es kommt jemand.“

„Wer?“

„Wohl unsere Leute . . .“

Seine Frau trat ein, hinter ihr schritt ein Bauer. Er warf seine Mütze in die Ecke, trat schnell an den Hausherrn heran und fragte ihn:

„Nun, wie ist's?“

Der nickte bestätigend.

„Stephan!“ sagte seine Frau, die jetzt am Ofen stand, „vielleicht will die Fremde etwas essen?“

„Nein, ich will nicht, danke, liebe Frau!“ erwiderte die Mutter.

Der andere Bauer trat an die Mutter heran und sagte schnell und abgerissen:

„Erlauben Sie also, daß ich mich bekannt mache. Ich heiße Peter Jegorow Rjabinin, mit Spitznamen ‚der Pfriem‘. Von Ihren Angelegenheiten verstehe ich einiges . . . Kann lesen und schreiben und bin kein Schafskopf, sozusagen.“

Er ergriff die dargereichte Hand der Mutter, schüttelte sie und wandte sich an den Hausherrn:

„Da, Stephan, sieh! Barbara Nikolajewna ist sicher eine gute Herrin! Sagt aber von diesen Dingen, das sei Kleinkram und Faselei. Junge Burschen und allerhand Studenten, die das Volk aus Dummheit aufwiegeln! Aber wir beide sehen, wie man eben einen Bauern verhaftet hat, der ein ernsthafter Mensch war, und jetzt haben wir hier die Frau, die doch schon älter ist und offenbar nicht von Herrenblut abstammt. Nehmen Sie es nicht übel, von welcher Abstammung sind Sie?“

Er sprach schnell, eindringlich, ohne Atem zu holen. Sein Bart zitterte nervös, seine Augen prüften blinzelnnd geschwind das Gesicht und die Gestalt der Mutter. Zer-

lumpt, zerzaust, mit wirrem Haar, schien er sich soeben geprügelt und den Gegner niedergedrungen zu haben, und nun von freudiger Siegeserregung ergriffen zu sein. Er gefiel der Mutter mit seiner Munterkeit, und weil er gleich so offen und einfach sprach. Sie blickte ihm freundlich ins Gesicht und antwortete auf seine Frage. Er schüttelte ihr noch einmal die Hand und sagte leise mit einem trockenen, spröden Lachen:

„Siehst du, Stephan, die Sache ist gut! Die Sache ist ausgezeichnet! Ich habe dir gesagt: das Volk fängt eigenhändig an. Unsere Gnädige sagt nicht die Wahrheit, die bringt ihr Schaden. Ich habe Achtung für sie, sie ist ein guter Mensch und wünscht uns Gutes. Das heißt, nicht allzuviel und ohne Nachteil für sich selbst! Das Volk will aber geradeaus gehen und fürchtet weder Nachteil noch Schaden. Für das Volk ist das ganze Leben ein Schaden; es kann nirgends hin; ringsum hört es nichts als — Halt!“

„Das stimmt“, sagte Stephan kopfnickend, und fügte sofort hinzu: „Sie macht sich Sorge wegen ihres Gepäcks . . .“

Peter zwinkerte der Mutter verschmitzt zu und begann wieder mit einer beruhigenden Handbewegung:

„Machen Sie sich keine Sorge! Kommt alles in Ordnung, Mamachen! Ihr Koffer ist bei mir. Vorhin, als er mir von Ihnen erzählte, daß Sie vielleicht auch Mitwisser sind und jenen Menschen kennen — sagte ich ihm: Pass auf, Stephan! In solch schwerem Fall darf man nicht das Maul auf tun! Na, und Sie haben uns auch offenbar gewittert, als wir bei Ihnen standen. Rechtschaffene Leute kann man gleich am Gesicht erkennen, weil nur so wenige auf der Straße gehen. Ihr Kofferchen ist bei mir.“

Er setzte sich neben sie, blickte ihr bittend in die Augen und fuhr fort:

„Wenn Sie ihn etwas erleichtern wollen, helfen wir Ihnen dabei mit Vergnügen! Bücher können wir brauchen.“

„Sie will uns alles geben!“ bemerkte Stephan.

„Das ist ausgezeichnet! Wir wollen schon einen Platz finden!“

Er sprang auf die Füße, schritt schnell in der Hütte auf und ab, und meinte zufrieden:

„Das ist sozusagen ein wunderbarer Zufall! . . . An der einen Stelle ist der Faden gerissen, an der andern wird er angeknüpft. Nicht übel! Die Zeitung ist aber gut, Mama-chen, die putzt die Augen rein. Den Herren ist das unangenehm. Ich arbeite sieben Werst von hier bei einer Dame als Tischler. Eine gute Frau, muß man sagen, sie gibt uns manchmal allerhand zu lesen. Man liest, und es ist wie eine Offenbarung! Überhaupt sind wir ihr dankbar. Aber einmal zeigte ich ihr eine Nummer der Zeitung; das hat sie sogar übelgenommen. Laß das, Peter, sagte sie! Davon wird euer Leid nur größer. Gefängnis und Sibirien steht darauf.“

Er schwieg plötzlich wieder, dachte nach und fragte:

„Sagen Sie mir doch, Mamachen, ist dieser Mensch Ihr Verwandter?“

„Nein, er ist mir fremd“, antwortete die Mutter.

Peter lachte klanglos, wie befriedigt, und nickte mit dem Kopfe; im nächsten Augenblick schien es der Mutter aber, daß das Wort „fremd“ in bezug auf Rybin nicht am Platze sei und ihn kränken müßte.

„Ich bin nicht mit ihm verwandt“, sagte sie, „kenne ihn aber schon lange und verehere ihn, wie einen leiblichen Bruder . . . einen älteren!“

Das richtige Wort fand sich nicht, und das war ihr unangenehm, und sie konnte wieder ein leichtes Schluchzen nicht zurückhalten. Finstere, wie erwartungsvolle Stille herrschte in der Hütte, Peter neigte den Kopf auf die Schulter und stand da, als horche er. Stephan hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und klopfte die ganze Zeit über mit dem Finger nachdenklich auf die Platte. Seine Frau hatte sich im Dunkel an den Ofen gelehnt. Die Mutter fühlte ihren unverwandten Blick und sah ihr bisweilen selbst ins Gesicht — ein ovales, braunes Gesicht mit gerader Nase und kurz und energisch geformtem Kinn. Ihre grünlichen Augen glänzten eindringlich und scharf.

„Also ein Freund,“ meinte Peter leise, „einer mit Charakter. Ja! Der schätzt sich hoch ein, ganz wie sich's gehört. Das ist ein Mensch, Tatjana, was? Du sagst . . .“

„Ist er verheiratet?“ unterbrach ihn Tatjana, die dünnen Lippen ihres kleinen Mundes fest zusammenpressend.

„Er ist Witwer!“ erwiderte die Mutter traurig.

„Deswegen ist er auch so verwegen!“ sagte Tatjana mit tiefer Bruststimme. „Ein Ehemann geht solchen Weg nicht, der fürchtet sich.“

„Aber ich? Ich bin doch auch verheiratet!“ rief Peter.

„Du hör auf, Gevatter!“ sagte die Frau, ohne ihn anzublicken und verzog den Mund. „Was bist du denn? Du redest nur viel und liest mal ein Buch. Die Leute haben wenig Nutzen davon, daß du mit Stephan in den Winkeln herumtuschelst.“

„Auf mich hören viele“, erwiderte der Bauer gekränkt und leise. „Ich bin hier so wie Sauerteig. Du redest da nur so . . .“

Stephan blickte schweigend seine Frau an und senkte wieder den Kopf.

„Warum heiraten die Bauern nur?“ fragte Tatjana. „Sie brauchen eine Arbeiterin, sagen sie. Zu welcher Arbeit denn?“

„Ist es dir noch nicht genug?“ warf Stephan dumpf ein.

„Die Arbeit, von der du sprichst, hat gar keinen Zweck. Hunger leidest du trotzdem Tag für Tag. Wenn Kinder kommen, hat man keine Zeit, nach ihnen zu sehen — immer wegen dieser Arbeit, die doch kein Brot gibt.“

Sie trat zur Mutter, setzte sich neben sie und sprach hart, ohne Mitleid und Kummer:

„Ich hatte zwei Kleine. Einer, ein Zweijähriger, hat sich mit heißem Wasser verbrüht, den anderen habe ich nicht ausgetragen, er ist totgeboren, wegen dieser verfluchten Arbeit! Macht einem das Freude? Ich sage, die Bauern heiraten ganz unnütz, sie binden sich nur die Hände. Wenn sie ledig blieben, könnten sie eine vernünftige Ordnung der Dinge erreichen, könnten sie für die Wahrheit eintreten, wie jener Mensch. Habe ich recht, Mütterchen?“

„Richtig!“ sagte die Mutter. „Richtig, Liebe. Anders bezwingt man das Leben nicht.“

„Haben Sie denn einen Mann?“

„Der ist tot. Ich habe einen Sohn.“

„Und wo ist der, leben Sie zusammen?“

„Er sitzt im Gefängnis!“ antwortete die Mutter, und fühlte dabei, daß diese Worte neben dem gewohnten Kummer ihre Brust mit ruhigem Stolz erfüllten.

„Sie haben ihn schon zum zweitenmal eingesperrt!... Und immer deswegen, weil er Gottes Wahrheit verstanden und sie offen ausgesät hat. Er ist jung und ein hübscher kluger Bursche. Die Zeitung hat er sich ausgedacht und Michailo

Iwanowitsch den rechten Weg gewiesen, obgleich Michailo doppelt so alt ist wie er. Jetzt werden sie über meinen Sohn deswegen Gericht halten und ihn verurteilen. Aber er flieht aus Sibirien und tut dann wieder seine Arbeit“ . . .

Sie sprach, und das Stolzgefühl in ihrer Brust wuchs immer mehr, und wie es das Bild seines Helden malte, suchte es nach Worten, preßte ihr die Kehle. Sie brauchte unbedingt ein helles, sinnvolles Gegengewicht gegen all das Düstere, das sie an diesem Tage gesehen hatte und das ihren Kopf drückte mit sinnlosem Entsetzen, mit schamloser Grausamkeit. Ganz unbewußt gab sie diesem Bedürfnis ihrer gesunden Seele nach, trug alles Helle und Reine, das sie gesehen hatte, zu einem Feuer zusammen, das sie durch seine klare Glut blendete.

„Es sind schon viele solche Leute geboren und immer mehr kommen hinzu; und alle werden bis an ihr Ende für die Freiheit der Menschen und für die Wahrheit eintreten.“

Sie vergaß jede Vorsicht, und wenn sie auch keine Namen nannte, so erzählte sie doch alles, was sie von der Geheimarbeit zur Befreiung des Volkes aus den Ketten der Habgier wußte. Indem sie Bilder entwarf, die ihrem Herzen teuer waren, legte sie in ihre Worte alle Kraft und allen Überfluß an Liebe, die so spät in ihrer Brust durch die unruhigen Stöße des Lebens erweckt worden war, und mit warmer Freude sah sie die Menschen vor sich, die, durch ihr Gefühl beleuchtet und verschönt, in ihrer Erinnerung erstanden.

„Auf der ganzen Erde wird gemeinsam gearbeitet, in allen Städten; die Kraft des Guten kennt kein Maß, keine Zahl, sie wächst und wird wachsen bis zur Stunde unseres Sieges.“

Ihre Stimme floß gleichmäßig dahin, sie fand leicht die Worte und reihte sie, wie gleichfarbige Perlen, auf den

starken Faden ihres Verlangens, das Herz vom Blut und Schmutz dieses Tages zu reinigen. Sie sah wie die Bauern wie angewachsen ihrer Rede zuhörten, sich nicht rührten, ihr ernst ins Gesicht blickten, sie hörte das ungleiche Atmen der Frau, die neben ihr saß, und alles das stärkte ihren Glauben an das, was sie sagte und den Menschen versprach.

„Alle, denen es schwer ist im Leben, die unter dem Druck von Not und Gesetzlosigkeit seufzen, unter dem Joch der Reichen und ihrer Helfer, — alle, das ganze Volk muß denen entgegenkommen, die für sein Wohl in den Kerkern schmachten und Todesqualen ertragen. Selbstlos weisen sie den Weg zum Glück aller Menschen, ohne Trug sagen sie, es ist ein schwerer Weg, und niemand nehmen sie mit Gewalt mit; aber wer einmal neben sie getreten ist, der kommt nie von ihnen los, der sieht: alles ist wahr, diese Straße und keine andere.“

Sie freute sich, ihren alten Wunsch jetzt verwirklichen zu können, — sie selbst sprach zu den Menschen über die Wahrheit!

„Mit solchen Menschen kann das Volk gehen; sie werden sich nicht mit Geringem zufrieden geben, sie werden nicht stehen bleiben, bevor nicht jeder Trug überwunden ist, jede Bosheit und Habgier, sie werden die Hände nicht in den Schoß legen, als bis das ganze Volk einstimmig sagt: — Ich bin der Herrscher, ich selbst gebe für alle gleiche Gesetze!“

Sie schwieg müde. In ihrer Brust hatte sie die ruhige Sicherheit, daß ihre Worte hier nicht verlorengehen würden. Die Bauern blickten sie an; sie erwarteten noch etwas. Peter hatte die Hände auf der Brust gefaltet, in seinem bunten Gesicht zitterte ein Lächeln. Stephan hatte

einen Arm auf den Tisch gestützt und sich ganz vorgebeugt, den Hals ausgestreckt, und hörte scheinbar noch immer zu. Schatten lag auf seinem Gesicht, und deshalb erschien es jetzt weniger unfertig. Sein Weib saß gebückt neben der Mutter, hatte die Ellbogen auf die Knie gelegt und blickte sich vor die Füße.

„Also so ist es“, flüsterte Peter und setzte sich kopfnickend auf die Bank.

Stephan richtete sich langsam auf, blickte seine Frau an und breitete seine Hände in der Luft aus, als wollte er etwas umarmen.

„Wenn man an die Sache herangeht,“ sagte er nachdenklich und halblaut, „muß man es schon mit Leib und Seele tun.“

Peter flocht schüchtern ein:

„Ja—a. Man darf nicht rückwärts blicken!“

„Die Sache ist groß gedacht!“ fuhr Stephan fort.

„Für die ganze Erde!“ fügte Peter hinzu.

XVIII

Die Mutter hatte sich mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, den Kopf zurückgeworfen und hörte so ihre halblauten, abwägenden Worte. Tatjana stand auf, blickte sich um und setzte sich wieder. Ihre grünen Augen glänzten trocken, als sie unzufrieden und geringschätzig die Bauern ansah.

„Ihr habt, scheint's, viel Kummer erlitten?“ wandte sie sich plötzlich der Mutter zu.

„Das habe ich!“ erwiderte diese.

„Ihr sprecht gut. Eure Rede spricht zum Herzen. Man denkt — Herrgott, wenn man wenigstens durch eine Ritze solche Leute und solches Leben sehen könnte! Wie lebt

man denn? Wie ein Schaf! Ich kann ja lesen und schreiben, ich lese Bücher, denke viel nach, manchmal lassen mich die Gedanken sogar nachts nicht schlafen. Aber was hat das für einen Sinn? Denkt man nicht nach — so geht man zugrunde, und denkt man nach, so nützt es auch nichts.“

Sie sprach mit spöttischem Blick und stockte bisweilen, als hätte sie plötzlich ihre Rede wie einen Faden durchbissen. Die Bauern schwiegen. Der Wind streichelte die Fensterscheiben, raschelte im Stroh auf dem Dache und summte leise im Schornstein. Ein Hund heulte. Und unwillig schlugen ab und zu Regentropfen gegen das Fenster. Die Flamme in der Lampe zitterte, wurde trübe, brannte aber einen Augenblick später wieder gleichmäßig und hell.

„Da habe ich Ihre Reden angehört . . . Deswegen leben also die Menschen! Und es ist wunderbar — ich höre Ihnen zu und merke, das weiß ich ja alles schon! Aber früher habe ich nie dergleichen gehört und nie solche Gedanken gehabt.“

„Wir müssen etwas essen, Tatjana, und das Licht auslöschen!“ sagte Stephan finster und langsam. „Sonst sehen die Leute — bei Tschumakows hat lange Licht gebrannt. Uns macht das nichts aus, — aber für den Gast kann es böse Folgen haben.“

Tatjana stand auf und ging zum Ofen.

„Ja—a!“ meinte Peter leise und lächelte. „Jetzt, Freund, heißt es, die Ohren steif halten! Wenn die Zeitung unter die Leute kommt . . .“

„Ich spreche nicht von mir. Mich mögen sie einstecken, was macht das groß?“

Seine Frau trat an den Tisch und sagte:

„Mach Platz!“

Er stand auf, ging beiseite, sah zu, wie sie den Tisch deckte und sagte spöttisch:

„Der Preis für unsereins ist ein Fünfer das ganze Bund, selbst wenn ein Schock im Bund ist.“

Die Mutter empfand plötzlich Bedauern mit ihm; er gefiel ihr immer besser. Sie fühlte sich nach der Rede wie erfrischt von der schlammigen Schwere des Tages, war mit sich zufrieden und wünschte allen Gutes und Schönes.

„Das ist nicht richtig!“ meinte sie. „Der Mensch braucht nicht damit einverstanden zu sein, wie ihn die Leute wer-ten, die nur sein Blut brauchen. Man muß sich selbst von innen schätzen, nicht für die Feinde, sondern für die Freunde.“

„Was haben wir für Freunde?“ rief der Bauer leise. „Höchstens bis es ans Essen und Trinken geht.“

„Doch, das Volk hat Freunde.“

„Ja, aber nicht hier. Das ist die Sache!“ erwiderte Stephan nachdenklich.

„Ihr solltet sie euch werben . . .“

Stephan dachte nach und sagte leise:

„Ja, das müßte man.“

„Setzt euch zu Tisch!“ lud Tatjana ein.

Beim Abendessen redete Peter, der von den Worten der Mutter ganz überwältigt war und den Kopf verloren hatte, wieder lebhaft und schnell:

„Mamachen, Sie müssen morgen früh von hier fort-fahren, damit Sie nicht bemerkt werden. Und dann zur nächsten Station und nicht in die Stadt, mit der Post.“

„Warum? Ich bringe sie fort“, sagte Stephan.

„Nur das nicht. Im Falle, daß etwas passiert, wird man dich fragen: Hat sie bei dir übernachtet? Wo ist sie ge-blieben? — Ich habe sie fortgebracht, sagst du. Aha, du

hast sie fortgebracht? Dann marschier nur ins Loch! Verstanden? Wozu denn die Eile, ins Loch zu kommen? Alles hat seine Zeit: Eile mit Weile, wie das Sprichwort lautet. Hat sie aber einfach hier übernachtet, Pferde gemietet und ist weitergefahren, dann ist das ein ander Ding! Wer übernachtet hier nicht alles? Ein vielbereites Dorf!“

„Wo hast du, Peter, die Angst gelernt?“ fragte Tatjana spöttisch.

„Man muß alles kennen lernen, Gevatterin!“ rief Peter und schlug sich aufs Knie. „Angst ebenso wie Verwegenheit! Weißt du noch, wie der Landhauptmann Waganow wegen der Zeitung gehauen hat? Jetzt kriegst du ihn für viel Geld nicht dazu, daß er ein Buch in die Hand nimmt. Glauben Sie, Mamachen, ich verstehe mich auf diese Dinge, das weiß jeder. Schriften und Flugblätter verbreite ich Ihnen so viel Sie wollen! Unser Volk ist natürlich nicht sehr gebildet und recht ängstlich, ja, aber die Zeit setzt einem ebenso zu, daß man unwillkürlich die Augen aufmacht: was tut eigentlich not? Und die Bücher antworten ganz klar und einfach: das tut not, denken muß du, überlegen! Es gibt Beispiele, daß ein Ungebildeter mehr als ein Gebildeter begreift, — besonders, wenn der Gebildete zu satt ist! Ich komme hier viel herum und sehe viel. Es geht schon, es läßt sich leben, nur ein wenig Verstand braucht man und ein wenig Gewandtheit, damit man nicht gleich in die Pfütze fällt! Die Obrigkeit merkt auch, daß mit dem Bauern etwas los ist: er lacht wenig und ist unfreundlich, er will sich überhaupt die Obrigkeit abgewöhnen. Neulich kamen sie nach Smoljakowo, — ein kleines Dorf hier in der Nähe — um Abgaben einzutreiben, die Bauern aber stellten sich sofort auf die Hinterbeine und griffen nach Zaunpfählen. Der Kommissar sagt: Ihr Hundsfötter! Das geht

ja gegen den Zaren! Ein Bauer, Spiwakin, meint darauf: Laßt mich doch mit Eurem Zaren ungeschoren! Was ist denn das für ein Zar, der einem das letzte Hemd vom Leibe reißt? So weit ist es gekommen, Mamachen! Natürlich flog Spiwakin ins Loch . . . Aber sein Wort, das blieb, und selbst die kleinen Jungen kennen es jetzt. Es schreit und lebt.“

Er aß nicht, sondern sprach fortwährend in schnellem Flüsterton. Seine dunklen, schelmischen Augen glänzten munter und dabei schüttelte er, wie Kupfermünzen aus dem Geldsack, unzählige Züge aus dem ländlichen Leben vor der Mutter aus.

Zweimal sagte Stephan zu ihm:

„Du solltest doch essen . . .“

Peter nahm ein Stück Brot, einen Löffel und floß wieder von Erzählungen über, wie ein Stieglitz von Liedern. Endlich nach dem Abendessen sprang er auf und erklärte:

„Ich muß jetzt nach Hause! . . .“

Er trat vor die Mutter hin, nickte, schüttelte ihr die Hand und sagte:

„Leben Sie wohl, Mamachen! Vielleicht sehen wir uns nie wieder. Ich muß Ihnen sagen, daß alles das sehr schön ist, daß ich Sie getroffen habe und was Sie gesagt haben. Das war sehr schön! Haben Sie in dem Kofferchen noch was außer den gedruckten Sachen! Ein wollenes Tuch vielleicht? Gut! Ein wollenes Tuch, Stephan, vergiß das nicht! Er bringt Ihnen das Kofferchen gleich. Komm, Stephan!“

Als sie fort waren, hörte man die Schaben rascheln, den Wind auf dem Dach lärmern und im Schornstein klappern und den Regen einförmig gegen das Fenster schlagen. Tatjana bereitete das Bett für die Mutter: sie schleppte

Kleider vom Ofen und von der Schlafpritsche und legte sie auf die Bank.

„Ist der aber lebhaft!“ meinte die Mutter.

Ihre Wirtin blickte sie finster an und antwortete:

„Es bimmelt und bammelt, aber man hört es nicht weit.“

„Und Ihr Mann, was ist das für ein Mensch?“ fragte die Mutter.

„Ein guter Bauer, er trinkt nicht, und wir leben gut zusammen. Nur hat er einen schwachen Charakter.“

Sie richtete sich gerade auf und sagte nach kurzem Schweigen:

„Um was handelt es sich jetzt? Das Volk aufzuwiegeln? Natürlich! Alle denken daran, und jeder für sich allein. Es ist aber nötig, daß alle laut davon reden, und zuerst muß sich eben ein einzelner entschließen.“

Sie setzte sich auf die Bank und fragte plötzlich:

„Sie sagen: auch die jungen Damen beschäftigen sich mit Ihrer Sache, gehen zu den Arbeitern, lesen. Ekeln sie sich denn nicht davor, haben sie keine Furcht?“

Und nachdem sie aufmerksam die Antwort der Mutter angehört, seufzte sie tief. Dann senkte sie die Augenlider, neigte den Kopf und begann wieder:

„In einem Buche habe ich die Worte gelesen: Ein gedankenloses Leben. Das habe ich begriffen, sofort! Ich kenne solches Leben. Gedanken sind da, aber sie haben keinen Zusammenhang und irren wie Schafe ohne Hirten umher, niemand sammelt sie. Das ist ein gedankenloses Leben! Ich würde gern davonlaufen, ohne mich umzusehen. Es ist doch ein Jammer, wenn man etwas versteht!“

Die Mutter sah diesen Jammer im trockenen Glanz ihrer grünen Augen, in ihrem mageren Gesicht, hörte ihn

in ihrer Stimme. Sie wollte sie trösten, ihr ein gutes Wort sagen.

„Sie wissen doch aber, Liebe, was man tun muß.“

Tatjana unterbrach sie leise:

„Man muß es verstehen. Das Bett ist fertig, legen Sie sich hin!“

Sie trat zum Ofen und blieb dort schweigend stehen. Die Mutter legte sich unausgekleidet hin, sie empfand qualvolle Müdigkeit in den Gliedern und stöhnte leise.

Tatjana löschte die Lampe aus, und als die Hütte von dichter Finsternis erfüllt war, ertönte ihre tiefe, gleichmäßige Stimme. Sie klang so, als wenn sie von dem platten Gesicht der drückenden Finsternis etwas abwischte.

„Sie beten nicht . . . Ich glaube auch nicht an einen Gott.“

Die Mutter drehte sich unruhig auf der Bank herum. Unergründliche Finsternis blickte sie gerade durch das Fenster an, und in die Stille hinein zog unaufhörlich ein kaum hörbares Rauschen und Rascheln. Sie sagte fast flüsternd und ängstlich:

„Was Gott betrifft, so weiß ich nicht. Aber an Christus glaube ich und an seine Worte. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst . . . ja, daran glaube ich! . . .“

Tatjana schwieg. In der Dunkelheit trat der schwache Umriß ihrer geraden Gestalt hervor, grau, auf dem dunklen Hintergrunde des Ofens. Die Mutter schloß bekümmert die Augen.

Plötzlich ertönte eine kalte Stimme:

„Den Tod meiner Kinder kann ich weder Gott noch den Menschen verzeihen . . . niemals!“

Die Nilowna richtete sich unruhig auf, ihr Herz hatte die Heftigkeit des Schmerzes begriffen, der diese Worte hervorgerufen.

„Sie sind jung, Sie werden noch Kinder haben,“ sagte sie freundlich.

Die Frau antwortete nach einer Weile im Flüsterton:

„Nein, mit mir ist etwas nicht in Ordnung, der Doktor sagt, ich werde nie mehr gebären.“

Eine Maus lief über den Fußboden. Es knackte etwas trocken und laut und zerriß die unbewegliche Stille mit einem unsichtbaren Klangblitz. Und wieder hörte man das Rauschen und Rascheln des Herbstregens auf dem Strohdach. Es wühlte auf dem Dach wie erschreckte, zarte Finger. Und trostlos fielen die Wassertropfen auf die Erde und maßen den langsamen Verlauf der Herbstnacht.

In schwerer Schlaftrunkenheit hörte die Mutter dumpfe Schritte auf der Straße, im Flur. Die Tür wurde behutsam geöffnet, ein leiser Anruf ertönte:

„Tatjana . . . hast du dich schon niedergelegt?“

„Nein.“

„Aber sie schläft?“

„Sie scheint zu schlafen.“

Ein Licht flammte auf, zitterte und ertrank in der Finsternis. Der Bauer trat ans Bett der Mutter, legte den Schafpelz zurecht und hüllte ihre Füße ein. Diese Zärtlichkeit rührte die Mutter in ihrer Einfachheit, und sie schloß lächelnd wieder die Augen. Stephan entkleidete sich schweigend und kletterte auf die Pritsche. Es wurde still.

Die Mutter lag unbeweglich, lauschte auf die trägen Schwingungen der schläfrigen Stille; vor ihr in der Finsternis schwankte das blutüberströmte Gesicht Rybins hin und her.

Auf der Pritsche ertönte ein trockenes Geflüster.

„Siehst du, was für Leute sich damit abgeben. Schon

Bejahrte, die den Kummer gründlich kennen gelernt und für die es Zeit wäre, auszuruhen! Du bist doch noch jung und vernünftig. Ach, Stephan.“

Der Bauer antwortete mit seiner tiefen, feuchten Stimme:

„Ohne Überlegung soll man an solche Sache nicht herangehen.“

„Das habe ich schon gehört.“

Die Laute brachen ab und erklangen wieder — Stephans Stimme sumnte:

„So muß man es machen. Man muß erst mit den Bauern einzeln reden. Da ist der Aljoscha Makow, der ist mutig, kann lesen und schreiben und ist von der Obrigkeit gereizt . . . Ssergej Schorin ist auch ein vernünftiger Bauer . . . Knjasew ist ein rechtschaffener, verwegener Mann. Das genügt einstweilen! Zuerst müssen wir uns die Leute ansehen, von denen sie sprach. Dann nehme ich ein Beil und gehe in die Stadt, wie um Holz zu spalten. Man kann ja hingegangen sein, um Geld zu verdienen. Hier muß man vorsichtig sein. Sie hat recht: der Preis eines Menschen ist seine Arbeit. Denk einmal an jenen Bauer. Den kannst du vor Gott hinstellen — er gibt nicht nach. Was sagst du zu Nikita? Der hat sich geschämt. Einfach wunderbar!“

„Man schlägt in eurer Gegenwart einen Menschen und ihr sperrt das Maul auf . . .“

„Wart doch einmal! Sag — Gott sei Dank, daß wir selbst den Mann nicht geschlagen haben . . . jawohl!“

Er flüsterte noch lange und dämpfte seine Stimme bald so, daß die Mutter seine Worte kaum hörte, dann wurde sie wieder laut und voll. Sein Weib hielt ihn zurück.

„Still, du weckst sie auf . . .“

Die Mutter fiel in tiefen Schlaf, der sich plötzlich wie

eine dichte Wolke auf sie niedergelassen, sie umfingen und fortgetragen hatte.

Tatjana weckte sie, als die graue Morgendämmerung noch blind in die Fenster blickte, und der eherne Klang der Wächterglocke der Kirche in der kalten Stille schläfrig über dem Dorf dahinzog.

Stephan glättete seinen zerzausten Bart und fragte die Mutter eifrig, wo er sie in der Stadt finden könnte. Ihr schien das Gesicht des Bauern heute besser und weniger unfertig als gestern. Beim Tee meinte er lächelnd:

„Wie ist das wunderbar zugegangen!“

„Was?“ fragte Tatjana.

„Nun, diese Bekanntschaft! So einfach.“

Die Mutter erwiderte nachdenklich, aber überzeugt:

„In dieser Sache herrscht überall eine wunderbare Einfachheit.“

Ihre Wirtsleute verabschiedeten sich zurückhaltend von ihr, sie machten nur wenig Worte, zeigten sich aber in allen Kleinigkeiten um ihre Bequemlichkeit besorgt.

Als die Mutter im Wagen saß, dachte sie, dieser Bauer würde vorsichtig und lautlos wie ein Maulwurf und ebenso unermüdlich arbeiten. Und stets würde die unzufriedene Stimme seiner Frau an sein Ohr dringen und ihre brennenden grünen Augen glänzen, und solange sie lebte, würde niemals der rachedurstige Schmerz der Wölfin um ihre verlorenen Kinder in ihr sterben.

Sie dachte an Rybin, sein Blut, sein Gesicht, seine heißen Augen und seine Worte, und ihr Herz krampfte sich in bitterem Gefühl der Ohnmacht gegenüber den wilden Tieren zusammen. Auf dem ganzen Wege bis zur Stadt stand vor ihr auf dem trüben Hintergrunde des grauen Tages die stämmige Gestalt des schwarzbärtigen Michailo

im zerrissenen Hemde mit auf den Rücken gebundenen Händen, mit zerzaustem Haupthaar, von Zorn und Glauben an seine Wahrheit erfüllt.

Sie dachte an die unzähligen Dörfer, die sich schüchtern an den Boden schmiegen, an die Menschen, die heimlich das Kommen der Wahrheit erwarteten und an die Tausende, die ohne Nachdenken und ohne Hoffnung schweigend ihr ganzes Leben arbeiteten.

Das Leben erschien ihr wie ein ungepflühtes, hügeliges Feld, das stumm und gespannt auf die Arbeiter wartet und freien, rechtschaffenen Händen schweigend verheißt:

„Streut den Samen der Vernunft und Wahrheit über mich aus, ich trage hundertfältige Frucht!“

Als sie an ihren Erfolg dachte, fühlte sie tief in der Brust leise Freude zittern, und bemühte sich scheu, sie zu unterdrücken.

XIX

Zu Hause öffnete ihr Nikolai, zerzaust, mit einem Buche in der Hand, die Tür:

„Schon zurück?“ rief er fröhlich. „So bald!“

Seine Augen blinzelten freundlich und lebhaft unter der Brille, er half ihr beim Ablegen, blickte mit freundlichem Lächeln in ihr Gesicht und sagte:

„Bei mir war nachts Haussuchung; und ich dachte immer: weshalb eigentlich? Es ist doch nichts mit Ihnen passiert? Aber sie haben mich nicht verhaftet. Wenn man Sie festgenommen hätte, wäre auch ich nicht frei geblieben.“

Er führte sie ins Eßzimmer und fuhr lebhaft fort:

„Aber man wird mich jetzt aus dem Dienst jagen. Das

macht mir aber keinen Kummer. Ich habe es satt, die landlosen Bauern zu zählen.“

Das Zimmer sah aus, als hätte jemand, nur um einen dummen Unfug zu machen, von der Straße aus gegen die Wand gestoßen, bis drinnen alles wild durcheinander lag. Die Bilder lagen auf dem Fußboden, die Tapeten waren abgerissen und hingen in Fetzen herab, an einer Stelle war ein Dielenbrett aufgehoben, das Fensterbrett war umgedreht, auf dem Fußboden beim Ofen lag Asche. Die Mutter schüttelte bei dem bekannten Anblick den Kopf und betrachtete aufmerksam Nikolai, an dem ihr etwas neu vorkam.

Auf dem Tisch stand der erloschene Samowar; schmutziges Geschirr, Wurst und Käse auf Papier, statt auf Tellern, Brotstücke und Krumen, Bücher und Kohle lagen umher. Die Mutter lächelte, Nikolai lachte ebenfalls verlegen.

„Ich habe das Bild der Zerstörung noch vervollkommenet. Aber das macht nichts, Nilowna, macht nichts. Ich denke, sie kommen wieder, deswegen habe ich gar nicht aufgeräumt. Nun, wie war Ihre Reise?“

Die Frage traf ihre Brust wie ein schwerer Stoß. Vor ihr stand Rybin, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht sofort von ihm gesprochen. Sie beugte sich auf dem Stuhl vornüber, rückte an Nikolai heran und begann zu erzählen, wobei sie sich bemühte, ihre Ruhe zu bewahren und gleichzeitig fürchtete, etwas zu vergessen.

„Er ist festgenommen!“

Nikolais Gesicht zitterte.

„Ja?“

Die Mutter hinderte ihn durch eine Handbewegung am Fragen und fuhr in ihrer Erzählung fort, als wenn sie vor dem Antlitz der Gerechtigkeit selbst säße und ihre

Klage über die Mißhandlung eines Menschen vorbrächte. Nikolai lehnte sich im Stuhl zurück, wurde blaß, biß sich auf die Lippen und hörte zu. Er nahm langsam die Brille ab, legte sie auf den Tisch, fuhr mit der Hand über das Gesicht, als wische er unsichtbare Spinnweben ab. Seine Züge wurden scharf, die Kinnbacken traten eigentümlich weit hervor und die Nasenflügel zitterten. Die Mutter sah ihn zum erstenmal so, und er erschreckte sie ein wenig.

Als sie geendet hatte, stand er auf, ging, die Fäuste tief in den Taschen, eine Minute lang schweigend im Zimmer auf und ab. Dann murmelte er durch die Zähne.

„Das muß ein großer Mann sein. Es wird ihm schwer im Gefängnis werden, Leute, wie er, fühlen sich da schlecht!“

Er barg seine Hände immer tiefer und suchte seine Erregung zu dämpfen, trotzdem fühlte die Mutter sie, und sie teilte sich ihr mit. Seine Augen waren ganz klein geworden, wie Messerspitzen. Er schritt wieder im Zimmer auf und ab und sagte kalt und zornig:

„Sehen Sie, wie entsetzlich! Eine Handvoll dummer Menschen, die ihre verderbliche Macht über das Volk verteidigt, schlägt, würgt, zertritt alle. Die Verwilderung wächst, die Grausamkeit wird Lebensgesetz — bedenken Sie! Die einen schlagen und vertieren, weil sie straflos ausgehen; sie kranken an der wollüstigen Gier andere zu foltern, der abscheulichen Krankheit von Sklaven, denen gestattet wird, ihre Sklaveninstinkte und viehischen Gewohnheiten voll auszulassen. Andere werden durch Rachedurst vergiftet, noch andere, bis zum Stumpsinn verprügelt, werden stumm und blind. So wird das ganze Volk demoralisiert.“

Er hielt inne und schwieg, indem er die Zähne aufeinander preßte.

„In diesem tierischen Leben wird man unwillkürlich selbst zum Tier“, sagte er leise.

Dann wurde er aber seiner Erregung Herr und blickte fast ruhig in das von stummen Tränen überströmte Gesicht der Mutter.

„Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, Nilowna! Wir wollen versuchen, liebe Genossin, uns zusammenzunehmen!“

Er lächelte trübe, trat zu ihr, neigte sich und fragte, ihr die Hand drückend:

„Wo ist Ihr Koffer?“

„In der Küche!“ antwortete sie.

„Vor der Haustür stehen Spione — so viel Schriften können wir nicht aus dem Hause schaffen. Verstecken können wir sie nirgends, ich denke, sie kommen heute nacht wieder. Also, so leid mir die Arbeit auch tut, wir wollen alles verbrennen.“

„Was?“ fragte die Mutter.

„Alles, was im Koffer ist.“

Sie verstand ihn, und so traurig ihr auch zumute war, jetzt ließ ein stolzes Gefühl über ihren Erfolg ein Lächeln auf ihrem Gesicht erscheinen.

„Da ist nichts, kein einziges Blatt!“ sagte sie und begann allmählich lebhafter von ihrem Zusammentreffen mit Tschumakow zu erzählen. Nikolai hörte sie anfangs mit unruhigem Stirnrunzeln, dann mit Erstaunen an und rief schließlich, indem er sie in ihrer Erzählung unterbrach:

„Hören Sie — das ist ja ausgezeichnet! Sie haben erstaunliches Glück.“

Er drückte ihre Hand und rief leise:

„Sie sind rührend in Ihrem Glauben an die Menschen. Ich liebe Sie wirklich mehr als meine leibliche Mutter.“

Sie beobachtete ihn lächelnd, mit leiser Neugierde; sie wollte dahinter kommen, warum er so strahlend und lebhaft war.

„Überhaupt — das ist wundervoll!“ sagte er, die Hände reibend und lachte dabei leise und freundlich. „Wissen Sie, ich habe die letzten Tage ein furchtbar schönes Leben geführt: die ganze Zeit mit Arbeitern gelesen, gesprochen, zugehört. In meinem Herzen haben sich so wunderbar gesunde, reine Gefühle angesammelt. Was sind das für gute Menschen, Nilowna! Ich spreche von den jungen Arbeitern — die sind so stark und feinfühlig, voll Begierde, alles zu verstehen. Sieht man die an, so weiß man — Rußland wird die erleuchtete Demokratie auf Erden!“

Er hob zur Bekräftigung die Hand auf, als leiste er einen Schwur und fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Ich habe hier gegessen und geschrieben und bin etwas versauert, über den Büchern und Ziffern verschimmelt. Fast ein Jahr solchen Lebens — das ist Blödsinn. Ich bin gewohnt, zwischen Arbeitern zu sein, und wenn ich mich von ihnen entferne, fühle ich mich unbehaglich. Ich gräme mich und sehne mich nach diesem Leben. Aber jetzt kann ich wieder frei leben, kann wieder mit ihnen zusammentreffen, mit ihnen arbeiten. Sie verstehen — da stehe ich denn an der Wiege neugeborener Gedanken, vor dem Antlitz junger, schöpferischer Energie. Das ist erstaunlich einfach und schön und regt schrecklich auf. Man wird jung und stark und führt ein reiches Leben!“

Er lachte verwirrt und glücklich, und seine Freude ergriff auch das Herz der Mutter, die sie wohl verstand.

„Dann aber — Sie sind eine furchtbar gute Frau!“ rief Nikolai. „Wie treffend zeichnen Sie die Menschen. Wie gut sehen Sie sie!“

Nikolai setzte sich neben sie, wandte sein frohes Gesicht verlegen ab, strich sein Haar glatt, wandte sich aber bald wieder um, blickte die Mutter an und hörte ihre fließende, einfache und klare Erzählung begierig an.

„Ein erstaunlicher Erfolg!“ rief er. „Sie waren sehr nahe daran, ins Gefängnis zu kommen —, und da plötzlich diese Überraschung! Augenscheinlich rührt sich der Bauer. Das ist übrigens ganz natürlich. Diese Frau — ich sehe sie wunderbar deutlich! Wir müssen für die ländliche Arbeit besondere Leute ausbilden. Leute! Es fehlt uns an Leuten! Das Leben verlangt hundert Hände.“

„Wenn doch Pawel frei käme . . . und Andrjuscha“, sagte sie leise.

Er blickte sie an und senkte den Kopf.

„Sehen Sie, Nilowna, es wird Ihnen schwer werden, das mit anzuhören, aber ich will Ihnen dennoch sagen: Ich kenne Pawel gut — aus dem Gefängnis geht er nicht fort! Er will ein Gericht, er will in ganzer Größe dastehen. Darauf verzichtet er nicht. Das ist auch nicht nötig! Er wird aus Sibirien entfliehen.“

Die Mutter seufzte und erwiderte leise:

„Nun, er weiß es am besten.“

„Hm!“ meinte Nikolai im nächsten Augenblick und sah sie über die Brille hinweg an. „Wenn doch Ihr Bauer sich mit seinem Kommen beeilen möchte! Sehen Sie, über Rybin müssen wir unbedingt ein Flugblatt für das Land schreiben, das schadet ihm nicht, wo er sich einmal so tapfer führt. Ich will es heute noch schreiben, Ludmila druckt es geschwind. Aber wie kommt das Flugblatt dahin?“

„Ich bringe es hin.“

„Nein, danke!“ rief Nikolai schnell. „Ob sich Wessowtschikow nicht dafür eignet, wie?“

„Soll ich mit ihm sprechen?“

„Ja, versuchen Sie es! Und geben Sie ihm Weisungen!“

„Aber was soll ich dann tun?“

„Darüber machen Sie sich keine Sorge!“

Er setzte sich zum Schreiben hin. Sie räumte den Tisch ab, blickte ihn an und sah, wie die Feder in seiner Hand zitterte, während er das Papier mit schwarzen Wortreihen bedeckte. Bisweilen zitterte die Haut an seinem Halse, er warf den Kopf zurück, bedeckte die Augen, und sein Kinn zitterte. Das versetzte sie in Erregung.

„Ich bin fertig“, sagte er und stand auf. „Jetzt verstecken Sie das Blatt irgendwo am Leibe; aber bedenken Sie, wenn die Gendarmen kommen, werden Sie ebenfalls durchsucht.“

„Hol sie der . . .!“ antwortete sie ruhig.

Abends kam der Doktor Iwan Danilowitsch.

„Warum ist denn die Obrigkeit plötzlich so aufgeregt?“ sagte er, im Zimmer hin und her laufend. „Sieben Haus-suchungen haben heute nacht stattgefunden. Wo ist denn unser Kranker?“

„Er ist schon gestern fortgegangen!“ erwiderte Nikolai. „Siehst du, heute, Sonnabend, hat er Versammlung, die kann er nicht versäumen.“

„Nun, das ist aber dumm, mit zerschlagenem Kopf in der Versammlung sitzen.“

„Ich habe ihm das auch gesagt, aber es hat nichts geholfen.“

„Er möchte sich gewiß vor seinen Genossen zeigen“, bemerkte die Mutter. „Da, bitte, seht — ich habe schon mein Blut vergossen!“

Der Doktor sah sie an, machte ein grimmiges Gesicht und sagte, die Zähne zusammenpressend:

„Oh, sind Sie aber blutdürstig . . .“

„Nun, Iwan, du hast hier nichts zu tun, und wir erwarten Gäste. Geh fort. Nilowna, geben Sie ihm das Flugblatt.“

„Wieder ein Flugblatt?“ rief der Doktor.

„Da! Nimm das und bring es in die Druckerei.“

„Gut. Ich werde es besorgen. Ist das alles?“

„Ja. Am Tor steht ein Spion.“

„Habe ihn gesehen. Vor meiner Tür steht auch einer. Nun, auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen, grausames Weib. Aber wißt ihr, Freunde, die Schlägerei auf dem Kirchhof war schließlich eine feine Sache! Darüber redet die ganze Stadt. Deine Flugschrift darüber ist sehr schön und zur rechten Zeit erschienen. Ich habe immer gesagt: Ein schöner Krieg ist besser als ein magerer Frieden . . .“

„Schon gut, geh!“

„Nicht sehr liebenswürdig! Ihre Hand, Nilowna! Der Bursche hat aber doch dumm gehandelt. Weißt du, wo er wohnt?“

Nikolai gab die Adresse.

„Ich will morgen zu ihm. Ein prächtiger Junge, was?“

„Ja, wirklich.“

„Wir müssen ihn in acht nehmen. Er hat einen gesunden Kopf!“ sagte der Doktor beim Fortgehen. „Das ist einer von denen, aus denen die richtige Proletarierintelligenz hervorgehen muß, die uns ablöst, wenn wir dorthin pilgern, wo es wahrscheinlich keine Klassengegensätze mehr gibt.“

„Du bist sehr redselig geworden, Iwan.“

„Ich bin vergnügt, das ist der Grund. Also das Gefängnis wartet auf dich? Dann wünsche ich dir dort gute Erholung.“

„Danke, ich bin nicht müde.“

Die Mutter hatte ihre Unterhaltung angehört, und die Sorge für den Arbeiter freute sie.

Als der Doktor fortgegangen war, setzte man sich, in Erwartung der nächtlichen Gäste, zu Tisch und plauderte leise bei Tee und Imbiß. Nikolai erzählte ihr lange von seinen Genossen, die in der Verbannung lebten oder schon entflohen waren und ihre Arbeit unter fremden Namen fortsetzten. Die kahlen Zimmerwände warfen den leisen Klang seiner Stimme zurück, wie erstaunt, und als ob sie diese Geschichten von bescheidenen Helden, die uneigennützig ihre Kräfte dem großen Werk der Welterneuerung gewidmet hatten, nicht glaubten. Warmer Schatten hüllte die Frau freundlich ein, erwärmte ihr Herz mit dem Gefühl der Liebe zu unbekannten Menschen, und diese flossen in ihrer Phantasie sämtlich zu einem einzigen gewaltigen Menschen von unerschöpflicher männlicher Kraft zusammen. Er schreitet langsam aber unermüdlich über die Erde, reinigt sie mit arbeitliebenden Händen vom tausendjährigen Schimmel der Lüge und zeigt den Augen der Menschen die einfache und klare Lebenswahrheit. Und die große Wahrheit, die da aufersteht, ruft alle gleichmäßig freundlich zu sich, verspricht allen gleichmäßig Befreiung von Habgier, Bosheit und Lüge, den drei Ungeheuern, die durch ihre zynische Kraft die ganze Welt geknechtet und eingeschüchtert haben. Dieses Bild rief in ihrer Seele ein Gefühl hervor, ähnlich dem, mit welchem sie einst vor dem Heiligenbilde stand, als sie jenen Tag, der ihr leichter als alle anderen ihres Lebens erschien, mit einem freudigen und dankbaren Gebet abschloß. Jetzt hatte sie diese Tage vergessen, aber das durch sie hervorgerufene Gefühl wurde weiter, wurde heller

und freudiger, drang tiefer in ihre Seele und loderte lebendig mit immer helleren Flammen.

„Die Gendarmen kommen ja nicht!“ unterbrach Nikolai plötzlich seine Erzählung.

Die Mutter sah ihn an und erwiderte nach kurzem Schweigen ärgerlich:

„Ach, mögen sie sich zum Teufel scheren!“

„Gewiß! Aber es ist Zeit, daß Sie schlafen gehen, Nilowna. Sie müssen schrecklich müde sein. Sie sind erstaunlich zähe! Wieviel Erregung und Unruhe hat es gegeben, und Sie machen alles so leicht ab! Nur das Haar wird schnell grau. Nun, gehen Sie, ruhen Sie sich aus.“

XX

Die Mutter erwachte durch ein lautes Klopfen an der Küchentür. Es wurde ununterbrochen, mit geduldiger Ausdauer geklopft. Es war noch dunkel und still, und in der Stille wirkte das anhaltende, ununterbrochene Klopfen beängstigend. Die Mutter kleidete sich schnell an, trat geschwind in die Küche und fragte:

„Wer ist da?“

„Ich!“ antwortete eine unbekannte Stimme.

„Wer?“

„Machen Sie auf!“ wurde flehend und leise vor der Tür geantwortet.

Die Mutter hob den Haken hoch und stieß die Tür mit dem Fuße auf. Herein trat Ignat und sagte fröhlich:

„Nun, da habe ich mich also nicht geirrt! . . .“

Er war bis zu den Hüften mit Kot bespritzt, sein Gesicht war grau, die Augen eingefallen, nur sein Lockenhaar hing üppig nach allen Seiten und drängte sich unter der Mütze hervor.

„Bei uns ist es schlecht gegangen!“ brachte er flüsternd heraus, nachdem die Tür geschlossen war.

„Ich weiß.“

Das wunderte den Burschen. Mit den Augen blinzelnd, fragte er:

„Wie? Woher?“

Sie erzählte kurz und hastig.

„Und deine beiden Genossen sind verhaftet?“

„Sie waren nicht da. Sie waren zur Musterung. Fünf haben sie festgenommen, mit Onkel Michailo.“

Er zog die Luft durch die Nase ein und sagte schmunzelnd:

„Mich haben sie nicht gekriegt... Wahrscheinlich suchen sie mich jetzt.“

„Wie bist du denn heil davongekommen?“ fragte die Mutter. Die Zimmertür wurde leise geöffnet.

„Ich?“ rief Ignat, der auf der Bank saß und sich umblickte. „Eine Minute vor ihnen kam der Waldhüter gelaufen, klopfte gegen das Fenster: Paßt auf, Kinder, sagte er, sie kommen.“

Er lachte leise, wischte das Gesicht mit dem Rockschoß ab und fuhr fort:

„Na, Onkel Michailo bringt man so leicht nicht aus der Fassung! Er sagt mir sofort: Ignat, geh geschwind in die Stadt! Erinnerst du dich an die alte Frau? — Und schreibt selber einen Brief. — Also geh! — Ich höre, hinter dem Buschwerk kriechend, wie sie kommen! Es müssen viele gewesen sein, auf allen Seiten regte sich die Bande! Wie eine Schlinge lagen sie um die Fabrik! Ich lag im Busch, sie gingen vorüber! Da stand ich auf und ging vorwärts, aber munter! Zwei Nächte und einen ganzen Tag ging ich ohne auszuruhen.“

Man konnte sehen, daß er mit sich selbst zufrieden war, in seinen braunen Augen glänzte ein Lächeln, die vollen roten Lippen zitterten.

„Ich gebe dir gleich Tee!“ sagte die Mutter hastig und nahm den Samowar.

„Erst bekommen Sie noch den Brief . . .“

Er hob mühsam einen Fuß auf und stellte ihn unter Ächzen auf die Bank, indem er das Gesicht verzog.

In der Tür erschien Nikolai.

„Guten Tag, Genosse! . . .“ sagte er blinzeln. „Erlauben Sie, ich helfe Ihnen.“

Er bückte sich und wickelte schnell den schmutzigen Fußlappen los.

„Aber, wozu das!“ rief der Bursche leise, mit dem Fuß zuckend, und blickte die Mutter erstaunt an.

Sie sagte, ohne auf seinen Blick zu achten:

„Wir müssen ihm die Füße mit Branntwein einreiben!“

„Gewiß!“ meinte Nikolai.

Ignat schnaubte verwirrt.

Nikolai fand den Brief, strich ihn glatt, führte das graue zerknüllte Papier an sein Gesicht und las vor!

„Gib wohl acht auf unser Werk, Mutter, sag der hohen Dame, sie soll nicht vergessen, daß mehr über unsere Sache geschrieben wird, darum bitte ich. Leb wohl! Rybin.“

Nikolai ließ langsam die Hand mit dem Brief sinken und meinte halblaut:

„Das ist wundervoll!“

Ignat blickte sie an und bewegte die schmutzigen Zehen des bloßen Fußes. Die Mutter bedeckte ihr tränenfeuchtes Gesicht und trat mit einem Becken voll Wasser zu ihm, setzte sich auf den Boden und streckte die Hand nach

seinem Fuß aus, er aber schob ihn schnell unter die Bank und rief erschreckt:

„Was soll das? . . .“

„Gib schnell den Fuß her . . .“

„Ich bringe gleich Spiritus!“ sagte Nikolai.

Der Bursche schob den Fuß immer weiter unter die Bank und murmelte:

„Was wollt Ihr tun? Wir sind doch hier nicht im Krankenhaus?“

Dann begann sie den andern Fuß loszuwickeln.

Ignat schnaubte wieder laut durch die Nase, bewegte plump den Hals hin und her, blickte sie von oben herab an und öffnete komisch die Lippen.

„Weißt du denn,“ begann sie mit zitternder Stimme, „daß sie Michailo Iwanowitsch geschlagen haben?“

„Was?“ rief der Bursche leise und furchtsam.

„Ja. Er war schon ganz zerschlagen, und in Nikolskoje hat der Wachtmeister ihn noch gehauen, und der Kommissar, der Schurke, hat ihm Fußtritte versetzt, bis aufs Blut!“

„Das verstehen sie!“ erwiderte der Bursche stirnrunzelnd. Seine Schultern zitterten. „Das heißt — ich fürchte sie — wie die Teufel! . . . Aber die Bauern, die haben nicht geschlagen?“

„Einer hat geschlagen, der Kommissar befahl es ihm. Aber alle anderen haben sich gut benommen, sind sogar für ihn eingetreten und sagten, man dürfe ihn nicht schlagen.“

„Ja, die Bauern fangen auch an zu begreifen, wie die Dinge stehen und warum es so ist.“

„Unter ihnen gibt es auch vernünftige Leute.“

„Wo gibt es die nicht? Not macht klug! Überall gibt es solche! Aber zu finden sind die Leute schwer.“

Nikolai brachte eine Flasche Spiritus, legte Kohle in den Samowar und ging schweigend fort. Ignat verfolgte ihn mit neugierigen Blicken und fragte die Mutter leise:

„Ist das ein Herr oder ein Doktor?“

„In dieser Sache gibt es keine Herren, alle sind Genossen.“

„Wunderlich“, sagte Ignat mißtrauisch, unsicher und zerstreut lächelnd.

„Was ist wunderbar?“

„Na, so . . . Dort haut man mich aufs Maul, hier wäscht man mir die Füße! Wie ist es da in der Mitte?“

Die Zimmertür öffnete sich, und Nikolai sagte auf der Schwelle:

„In der Mitte stehen Leute, die den Prügelmeistern die Hand küssen und ihren Opfern das Blut aussaugen! So ist die Mitte!“

Ignat blickte ihn ehrerbietig an und meinte nach kurzem Schweigen:

„Ja, das ist richtig!“

Der Bursche stand auf, trat von einem Fuß auf den anderen, setzte beide fest auf den Fußboden und bemerkte:

„Die sind jetzt wie neu! Ich danke Ihnen!“

Dann saßen sie im Eßzimmer und tranken Tee; Ignat aber erzählte gesetzten Tones:

„Ich war Zeitungsausträger, aufs Gehen verstehe ich mich.

„Lesen viele?“ fragte Nikolai.

„Alle, die können. Sogar Reiche! Die bekommen die Schriften natürlich nicht von uns . . . Sie verstehen wohl schon: die Bauern waschen das Land mit ihrem Blut von Herren und Reichen rein und werden es auch selbst teilen, und zwar so, daß es weder Herren noch Arbeiter mehr

gibt, natürlich! Weshalb soll man sich sonst überhaupt auf die Schlägerei einlassen, wenn nicht deswegen!“

Er schien geradezu beleidigt und blickte Nikolai mißtrauisch und fragend an. Der aber lächelte schweigend.

„Wenn heute die allgemeine Schlägerei losgeht und sie siegen, morgen aber schon wieder der eine reich und der andere arm ist — dann danke ich ergebenst! Wir wissen wohl: der Reichtum ist wie Streusand, er liegt nie ruhig, sondern fliegt wieder nach allen Seiten. Nein, wozu dient das alles!“

„Sei nur nicht böse!“ sagte die Mutter scherzend.

Nikolai rief nachdenklich:

„Wenn wir nur schnell die Flugschriften über Rybins Verhaftung hinschicken könnten!“

Ignat spitzte die Ohren.

„Ist eine fertig?“ fragte Ignat.

„Ja.“

„Geben Sie her, ich bringe sie hin!“ schlug der Bursche vor, indem er sich die Hände rieb.

Die Mutter lachte leise, ohne ihn anzusehen.

„Aber du bist doch müde und ängstlich, hast du gesagt!“

Ignat glättete mit seiner breiten Hand sein Lockenhaar und sagte ruhig:

„Die Angst ist eine Sache und die Arbeit wieder eine andere! Was lachen Sie? . . . Ach, wissen Sie . . .“

„Ach, du . . . Kind!“ rief die Mutter unwillkürlich und gab sich dem Gefühl der Freude hin, die der Junge in ihr erweckt hatte.

Er lächelte verlegen.

„Nun bin ich sogar ein Kind!“

Nikolai, der mit seinen gutmütig blinzelnden Augen den Burschen betrachtet hatte, begann jetzt:

„Sie werden nicht dahin gehen!“

„Aber was soll ich denn? Wohin soll ich denn?“ fragte Ignat unruhig.

„Statt Ihrer geht ein anderer und Sie erzählen ihm ausführlich, was er tun muß und wie. Ist's so gut?“

„Meinetwegen!“ sagte Ignat nicht sofort und mißvergnügt.

„Ihnen verschaffen wir einen guten Paß und einen Posten als Waldhüter...“

Der Bursche warf schnell den Kopf hoch und fragte unruhig:

„Wenn aber die Bauern Holz holen wollen, oder so? Was soll ich dann machen? Sie binden? Das paßt mir nicht.“

Die Mutter lachte und Nikolai ebenfalls, das machte den Burschen wieder verlegen und traurig.

„Machen Sie sich keine Sorge!“ tröstete Nikolai ihn. „Sie brauchen die Bauern nicht zu binden; glauben Sie mir!“

„Nun, dann ist es etwas anderes!“ sagte Ignat beruhigt und lächelte fröhlich. „Ich hätte auch wohl Lust in die Fabrik, da sollen ganz vernünftige Leute sein.“

Die Mutter erhob sich, blickte nachdenklich zum Fenster hinaus und meinte:

„Ach, dieses Leben! Fünfmal am Tage lacht man, fünfmal weint man. Schön! Nun, bist du fertig, Ignat? Geh schlafen.“

„Aber ich mag nicht.“

„Geh, geh!“

„Seid Ihr aber strenge! Also, ich gehe. Danke für die Bewirtung, für die Freundlichkeit!“

Als er sich auf das Bett der Mutter legte, murmelte er, den Kopf krauend:

„Jetzt wird bei Ihnen alles nach Teer riechen. Das hat alles gar keinen Zweck. Ich will gar nicht schlafen . . . Wie er es da getroffen hat, als von der ‚Mitte‘ die Rede war! Diese Teufel!“

Und dann schlief er plötzlich laut schnarchend ein, mit hochgeschobenen Brauen und halb offenem Munde.

XXI

Am Abend saß er im kleinen Zimmer des Kellerschosses auf einem Stuhl Wessowtschikow gegenüber und sagte in gedämpftem Ton:

„Gegen das mittlere Fenster, viermal . . .“

„Viermal?“ wiederholte Nikolai besorgt.

„Zuerst — dreimal, so“ . . . und er klopfte mit gekrümmtem Finger auf den Tisch und zählte:

„Eins, zwei, drei. Dann, nach einer Pause, noch einmal.“

„Ich verstehe.“

„Dann öffnet ein rothaariger Bauer und fragt: Wegen der Hebamme? Sie sagen: Ja, vom Fabrikbesitzer! Weiter nichts, er begreift schon.“

Sie saßen mit zusammengesteckten Köpfen da, beide stämmig und fest, und unterhielten sich leise; die Mutter aber hatte die Hände auf der Brust zusammengelegt, stand am Tisch und betrachtete sie. All dies geheimnisvolle Klopfen, die verabredeten Fragen und Antworten machten sie innerlich lachen und sie dachte:

„Noch die reinen Kinder . . .“

An der Wand brannte eine Lampe, auf dem Fußboden lagen schadhafte Eimer und Blechreste. Ein Geruch von Rost, Ölfarbe und Feuchtigkeit erfüllte das Zimmer.

Ignat trug einen dicken Herbstock aus rauhem Stoff; der gefiel ihm; die Mutter sah, wie er behaglich mit der

Hand über den Armel strich, wie er sich musterte, den festen Hals schwerfällig hin und her drehte. Und in ihrer Brust regte sich ein weiches Gefühl.

„Die Kinder . . . die lieben . . .“

„So!“ sagte Ignat aufstehend. „Also vergessen Sie nicht: zuerst zu Muratow, fragen Sie nach dem Alten . . .“

„Ich denke schon daran!“ antwortete Wessowtschikow.

Aber Ignat glaubte ihm augenscheinlich nicht, wiederholte von neuem alles Klopfen, die Worte und Zeichen und reichte ihm schließlich die Hand:

„Grüßen Sie von Ignat! Brave Leute — Sie werden sehen.“

Er maß sich mit einem zufriedenen Blick, strich über seinen Rock und fragte die Mutter:

„Soll ich gehen?“

„Findest du auch den Weg?“

„Gewiß! Also auf Wiedersehen, Genossen!“

Er ging mit hochgezogenen Schultern und vorgestreckter Brust, mit seiner neuen Mütze auf einem Ohr, die Hände tief in den Taschen. An den Schläfen aber zitterten lustig seine hellen, jungen Locken.

„Nun bin ich auch wieder am Werk!“ sagte Wessowtschikow leise, an die Mutter herantretend. „Es war mir schon langweilig geworden. Wozu war ich aus dem Gefängnis entflohen — wozu? Nur um mich zu verstecken? Da hatte ich doch inzwischen etwas gelernt, Pawel hat mir gehörig etwas eingetrichtert! Ein wahres Vergnügen! Aber sag, Nilowna, was ist wegen der Flucht beschlossen?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete sie und seufzte unwillkürlich.

Nikolai legte seine schwere Hand auf ihre Schulter, näherte sich ihr mit dem Gesicht und sagte:

„Sag ihnen, denn sie hören auf dich, es sei sehr leicht! Sieh es dir selbst an! Da ist die Gefängniswand . . . daneben eine Laterne. Gegenüber ein freier Platz, links der Kirchhof, rechts Straßen und die Stadt. Zu der Laterne kommt der Anzünder, — am Tage, um die Lampen zu reinigen, — stellt seine Leiter an die Wand, steigt hinauf, hakt an den Mauerrand die Krampen einer Strickleiter, läßt sie in den Gefängnishof hinab und geht fort! Da hinter der Mauer weiß man die Zeit, wann das gemacht wird, bittet die Kriminalgefangenen, Tumult zu machen oder macht selbst Lärm, und wen es angeht, der steigt in der Zeit auf der Strickleiter über die Mauer: eins, zwei, fertig!“

Er gestikulierte vor dem Gesicht der Mutter umher, als zeichnete er seinen Plan, alles kam einfach, deutlich und geschickt heraus. Sie kannte ihn als schwerfällig, plump. Nikolai sah früher alles mit finsterner Erbitterung und mißtrauisch an; jetzt schienen seine Augen wie neu, sie leuchteten in gleichmäßigem, warmem Licht und überzeugten und erregten die Mutter.

„Bedenk doch, es geschieht bei Tage! Unbedingt bei Tage. Wem kommt der Gedanke, daß ein Häftling bei Tage vor den Augen des ganzen Gefängnisses fortläuft?“

„Aber wenn sie ihn nun totschießen!“ meinte die Frau zitternd.

„Wer? Soldaten sind nicht da, und die Aufseher schlagen mit ihren Revolvern Nägel ein.“

„Das kommt mir alles ein bißchen zu einfach vor!“

„Du wirst sehen, es stimmt! Nein, sprich du mit ihnen. Ich habe schon alles fertig, die Strickleiter und die Krampen. Der Meister macht den Laternenanzünder.“

Vor der Tür bewegte sich jemand, hustete und klapperte mit Eisen.

„Das ist er!“ sagte Nikolai.

In die offene Tür schob sich eine Blechwanne und eine heisere Stimme brummte:

„’rein, du Luder . . .“

Dann erschien ein runder, grauer, schnurrbärtiger und gutmütiger Kopf ohne Mütze mit vorstehenden Augen.

Nikolai half die Wanne hereinziehen, und in die Tür trat ein großer, gebückter Mensch. Er hustete, blies die rasierten Backen auf, spuckte aus und begrüßte heiser die Anwesenden:

„Guten Tag.“

„Da, frag ihn!“ rief Nikolai.

„Mich? Wonach?“

„Nach der Flucht . . .“

„Aha!“ sagte der Meister und wischte den Schnurrbart mit schwarzen Fingern aus.

„Jakob Wassiljewitsch, sie glaubt nicht, daß es einfach ist.“

„Hm, sie glaubt es nicht? Also, sie will nicht. Wir beide wollen aber, und da glauben wir auch!“ sagte der Meister ruhig, bückte sich plötzlich halb nieder und hustete dumpf. Nachdem er ausgespien, rieb er lange seine Brust, blieb stehen und betrachtete die Mutter mit weit aufgerissenen Augen.

Nilowna sagte:

„Das muß Pascha mit seinen Genossen entscheiden . . .“

Nikolai senkte nachdenklich den Kopf.

„Wer ist das — Pascha?“ fragte der Meister, sich setzend.

„Mein Sohn.“

„Wie ist der Name?“

„Wlassow.“

Er nickte, holte seinen Tabaksbeutel heraus, zog eine Pfeife hervor, stopfte sie und sagte abgerissen:

„Von dem habe ich gehört. Mein Neffe kennt ihn. Der ist auch im Gefängnis — Jewtschenko heißt er. Mein Name ist Gobun. Alle jungen Leute sitzen nächstens im Gefängnis, da gibt es für uns Alte Raum. Der Gendarm stellt mir sogar in Aussicht, meinen Neffen nach Sibirien zu schicken. Und er tut das wirklich, der Hund!“

Nachdem er einige Züge aus der Pfeife getan, wandte er sich an Nikolai, indem er fortwährend auf den Fußboden spuckte.

„Also, sie will nicht? Das ist ihre Sache. Der Mensch ist frei, hat er das Sitzen satt — kann er gehen, ist er müde — kann er sitzen. Wird er beraubt — so heißt es stillschweigen, gibt es Prügel — aushalten, wird er totgeschlagen — liegen bleiben. Das wissen wir. Meinen Neffen bringe ich aber doch heraus. Das tu ich.“

Seine kurzen, wie gebellten Bemerkungen versetzten die Mutter in Erstaunen, die letzten Worte aber riefen ihren Neid hervor.

Als sie auf der Straße gegen den kalten Wind und Regen anging, dachte sie an Nikolai.

„Nun sieh einer, was aus dem geworden ist . . .“

Und als sie sich an Gobun erinnerte, kamen ihr fast wie ein Gebet die Worte:

„Ich bin doch nicht die einzige, die jetzt ein neues Leben führt!“

Gleich aber wuchs wieder in ihrem Herzen der Gedanke an ihren Sohn:

„Wenn er doch seine Einwilligung geben möchte.“

XXII

Als sie sich am Sonntag im Gefängnisbüro von Pawel verabschiedete, fühlte sie eine kleine Papierkugel in ihrer Hand. Sie zitterte, als hätte die ihr die Hand verbrannt, sah ihrem Sohn ins Gesicht, bat und fragte mit den Augen, fand aber keine Antwort. Pawels blaue Augen lächelten in der gewöhnlichen, ihr bekannten, ruhigen und festen Art.

„Leb wohl!“ sagte sie seufzend.

Der Sohn streckte ihr wieder die Hand hin, und ein freundlicher Ausdruck zitterte in seinem Gesicht.

„Leb wohl, Mutter!“

Sie wartete noch und ließ die Hand nicht los.

„Mach dir keine Sorge, sei nicht böse!“ sagte er.

Diese Worte und die energische Falte auf der Stirn gaben ihr die Antwort.

„Nun, was hast du denn?“ murmelte sie, den Kopf senkend. Was ist denn . . . ?“

Sie ging schnell hinaus ohne ihn anzublicken, um nicht durch ihre Tränen ihr Gefühl zu verraten. Unterwegs war es ihr, als wenn die Knochen der Hand, in der sie die Antwort des Sohnes zusammenpreßte, schmerzten und der ganze Arm wie von einem Schlage gegen die Schulter schwer war. Zu Hause schob sie Nikolai den Zettel hin und blieb vor ihm stehen, und während sie wartete, bis er das fest zusammengerollte Papier auseinanderfaltete, fühlte sie wieder unruhige Hoffnung. Nikolai aber sagte:

„Natürlich! Er schreibt: ,Wir fliehen nicht, Genossen, wir können nicht. Niemand. Wir würden die Achtung vor uns selbst verlieren. Denkt an den Bauern, der kürzlich verhaftet wurde. Er hat eure Mühe verdient, ist eine Anstrengung wert. Er hat es hier zu schwer, hat täglich Zusammenstöße mit der Obrigkeit. Er hat schon vierund-

zwanzig Stunden Karzer gehabt; er wird zu Tode gequält. Wir alle bitten für ihn. Tröstet meine Mutter und seid freundlich mit ihr. Erzählt ihr, sie wird alles begreifen.“

Die Mutter erhob den Kopf und sagte mit leiser, zitternder Stimme:

„Nun, was sollen Sie mir noch erzählen? Ich verstehe schon alles!“

Nikolai wandte sich schnell zur Seite, zog sein Taschentuch heraus, schnaubte sich laut aus und murmelte:

„Ich habe mir einen Schnupfen geholt!“

Dann bedeckte er die Augen mit den Händen, um seine Brille zurechtzusetzen, ging im Zimmer auf und ab und sagte:

„Wir hätten doch keine Zeit mehr gehabt, es ist schon ganz gleich!“

„Macht nichts! Sie sollen sie nur verurteilen!“ sagte die Mutter, aber wie feuchter Nebel zog Gram in ihre Brust.

„Da habe ich einen Brief von einem Freund aus Petersburg erhalten.“

„Er kann doch auch aus Sibirien fliehen, nicht wahr?“

„Natürlich! Der Freund schreibt — der Prozeß ist bald angesetzt, das Urteil wird schon bekannt — alle werden verbannt. Sehen Sie, diese Halunken verwandeln ihr Gericht in eine niederträchtige Komödie. Verstehen Sie? Das Urteil ist in Petersburg vor der Gerichtsverhandlung gemacht!“

„Lassen Sie das, Nikolai Iwanowitsch!“ sagte die Mutter bestimmt. „Sie brauchen mich nicht zu trösten, mir nichts zu erklären. Pascha tut nichts Böses, und wird weder sich selbst noch andere unnütz quälen. Und mich hat er lieb

— ja! Sie sehen doch — er denkt an mich. Erklärt ihr, schreibt er, tröstet sie!“

Ihr Herz schlug schnell und sie verspürte leichten Schwindel infolge der Erregung.

„Ihr Sohn ist ein prächtiger Mensch!“ rief Nikolai unnatürlich laut. „Und ich liebe ihn sehr, ich verehere ihn!“

„Also schön, laßt uns über Rybin nachdenken!“ schlug sie vor.

Sie wollte sofort irgend etwas unternehmen, irgendwohin gehen, sich müde gehen.

„Ja, gut!“ antwortete Nikolai, der fortwährend im Zimmer auf und ab lief. „Wir sollten Saschenka holen.“

„Sie kommt. Sie kommt stets an demselben Tage, an dem ich Pascha besuche.“

Nikolai senkte nachdenklich den Kopf, biß sich auf die Lippen, drehte sein Bärtchen und setzte sich neben der Mutter aufs Sofa.

„Schade, daß meine Schwester nicht hier ist.“

„Es wäre schön, wenn wir das gleich in Ordnung bringen könnten, solange Pascha noch da ist; es würde ihn freuen!“ sagte die Mutter.

Sie schwiegen einen Augenblick. Plötzlich sagte sie langsam und leise:

„Ich verstehe nicht, warum er nicht will?“

Nikolai sprang auf, aber da klingelte es. Sie blickten sich beide auf einmal an.

„Das ist Sascha, hm!“ brachte Nikolai leise heraus.

„Wie soll man es ihr beibringen?“ fragte die Mutter ebenso leise.

„Ja, wissen Sie . . .“

„Sie tut mir sehr leid . . .“

Das Klingeln wurde weniger laut wiederholt, als ob der

Betreffende vor der Tür sich auch nicht entschließen könnte. Nikolai und die Mutter standen auf und gingen zusammen. An der Küchentür trat Nikolai beiseite und sagte:

„Besser, Sie tun es.“

„Er will nicht?“ fragte das junge Mädchen festen Tones, als die Mutter ihr die Tür öffnete.

„Nein.“

„Ich habe es gewußt!“ sagte Sascha einfach, aber sie wurde blaß. Sie löste die Knöpfe an ihrem Paletot, knöpfte zwei wieder zu und versuchte, ihn auszuziehen. Das gelang ihr nicht. Dann sagte sie:

„Dieser Regen und Wind, eklig! Ist er gesund?“

„Ja.“

„Wohl und vergnügt!“ sagte Sascha halblaut und betrachtete dabei ihre Hand.

„Er schreibt, wir sollen Rybin befreien!“ teilte die Mutter dem jungen Mädchen mit, ohne es anzusehen.

„Ja? Mir scheint auch, wir dürfen den Plan nicht fallen lassen“, sagte Sascha langsam.

„Ich denke ebenfalls so!“ erwiderte Nikolai, der jetzt in der Tür erschien. „Guten Tag, Sascha!“

Das junge Mädchen streckte ihm die Hand hin und fragte:

„Um was handelt es sich eigentlich? Sie sind sich ja alle darin einig, daß der Plan glücklich gewählt ist.“

„Aber wer führt ihn aus? Alle sind beschäftigt.“

„Lassen Sie mich machen!“ sagte Sascha schnell und erhob sich. „Ich habe Zeit.“

„Tun Sie es! Aber wir müssen die andern fragen.“

„Gut, ich frage sie! Ich gehe sofort hin.“

Und sie begann mit sicheren Bewegungen ihrer zarten Finger ihren Paletot wieder zuzuknöpfen.

„Sie sollten sich ausruhen“, riet ihr die Mutter.

Sascha lächelte leise und antwortete weich:

„Machen Sie sich keine Sorge, ich bin nicht müde . . .“

Sie drückte ihnen schweigend die Hand und ging, wieder kalt und streng.

Die Mutter und Nikolai traten zum Fenster und sahen, wie sie über den Hof schritt und im Torweg verschwand. Nikolai pfiiff leise, setzte sich an den Tisch und begann langsam zu schreiben.

„Sie wird sich damit beschäftigen, dann wird ihr leichter sein“, sagte die Mutter nachdenklich und leise.

„Natürlich“, erwiderte Nikolai. Er wandte sich zur Mutter und fragte mit einem Lächeln auf seinem guten Gesicht: „An Ihnen, Nilowna, ist der Kelch wohl vorübergegangen. Sie haben keine Sehnsucht nach einem geliebten Wesen kennengelernt?“

„Oh!“ rief sie mit einer Handbewegung. „Wie kann da von Sehnsucht die Rede sein? Angst hatte ich — daß ich diesen oder jenen heiraten müßte.“

„Hatten Sie denn niemand gern?“

Sie dachte nach und antwortete:

„Ich weiß nicht, mein Freund. Wie wäre das möglich? Gewiß habe ich wohl jemand gern gehabt, aber ich weiß es nicht mehr!“

Sie blickte ihn an und schloß einfach mit leiser Schwermut:

„Mein Mann hat mich viel geschlagen und alles, was vorher gewesen ist — ist aus meinem Innern wie ausgelöscht.“

Sie wandte sich zum Tisch und verließ einen Augenblick das Zimmer. Als sie zurückkehrte, sah Nikolai sie freundlich an und sagte, gleichsam seine Erinnerungen leise und liebevoll mit Worten streichelnd:

„Sehen Sie, ich habe ebenso wie Sascha mein Erlebnis gehabt. Ich liebte ein Mädchen, — ein wundervoller, herrlicher Mensch war sie. Als ich zwanzig Jahre alt war, habe ich sie kennengelernt, und seitdem liebe ich sie, wahrhaftig, ich liebe sie heute noch, wenn ich die Wahrheit gestehen soll! Ich liebe sie noch ebenso von ganzem Herzen, voll Dank und für immer!“

Die Mutter, die neben ihm stand, sah, wie seine Augen von einem warmen und hellen Glanz erleuchtet wurden. Er legte die Hände auf die Stuhllehne und stützte seinen Kopf auf die Hände, blickte weit in die Ferne, und sein hagerer und zarter, aber kräftiger Körper schien vorwärts zu streben, wie ein Blumenstengel zum Sonnenlicht.

„Nun, Sie hätten sie heiraten sollen!“ rief die Mutter.

„O! Sie ist schon fünf Jahre verheiratet.“

„Aber warum ging es früher nicht? Hat sie Sie nicht geliebt?“

Nach kurzem Nachdenken erwiderte er:

„Sehen Sie, es kam bei uns immer so: wenn sie im Gefängnis saß, war ich frei, war sie aber frei, so saß ich im Gefängnis oder war verbannt. Das hat viel Ähnlichkeit mit Saschas Lage, nicht? Schließlich wurde sie auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt, schrecklich weit! Ich wollte ihr nachreisen, aber wir beide hatten Bedenken, und ich blieb hier. Sie aber traf dort einen anderen Mann, meinen Freund, einen sehr netten Menschen! Dann flohen sie zusammen, und jetzt leben sie im Auslande. Ja . . .“

Er nahm die Brille ab, wischte sie, hielt die Gläser gegen das Licht und wischte sie nochmals rein.

„Ach, Sie lieber Mensch!“ rief die Mutter kopfschüttelnd, liebevoll. Er tat ihr leid, und gleichzeitig lächelte sie nach Mutterart warm und zärtlich. Er aber änderte seine Stel-

lung, nahm wieder die Feder zur Hand und begann abermals zu reden, indem er den Rhythmus seiner Worte mit Handbewegungen begleitete:

„Das Familienleben, die Kinder, die unsichere Lage, die Notwendigkeit, fürs tägliche Brot viel zu arbeiten, alles das mindert stets die Energie eines Revolutionärs. Aber der Revolutionär soll seine Energie unermüdlich immer intensiver und umfassender entwickeln. Das fordert die Zeit. Wir müssen immer allen vorangehen, weil wir Arbeiter sind, durch die Macht der Geschichte berufen, die alte Welt zu zerstören und ein neues Leben zu schaffen. Wenn wir nachlassen, der Müdigkeit nachgeben, oder uns durch die nahe Möglichkeit kleiner Erfolge ablenken lassen, so ist das schlecht, fast ein Verrat an der Sache. Es gibt niemand, mit dem wir Hand in Hand gehen können, ohne unseren Glauben zu ändern, und wir dürfen nie vergessen, daß nicht kleine Erfolge unsere Aufgabe sind, sondern einzig und allein der volle Sieg.“

Seine Stimme wurde fest, sein Gesicht blaß, und in den Augen brannte die gewöhnliche, verhaltene und gleichmäßige Kraft. Wieder klingelte es laut, und Nikolai wurde mitten in der Rede unterbrochen. Ludmila kam im leichten, der Jahreszeit nicht angemessenen Paletot, die Backen von der Kälte gerötet. Sie zog die zerrissenen Überschuhe aus und sagte böse:

„Die Gerichtsverhandlung ist festgesetzt, in acht Tagen!“

„Ist das sicher?“ rief Nikolai aus dem Zimmer.

Die Mutter trat schnell zu ihm, sie war sich nicht klar darüber, ob Furcht oder Freude sie erregte; Ludmila ging neben ihr und meinte ironisch mit ihrer tiefen Stimme:

„Es ist sicher. Im Gericht sagt man ganz offen, daß das Urteil schon fertig ist. Aber was heißt das? Hat die Regierung Angst, daß ihre Beamten die Feinde der Regierung zu glimpflich behandeln? Obwohl sie ihre Diener schon so lange und so energisch demoralisiert, ist sie doch immer noch nicht sicher, daß alle bereit sind, rechte Schurken zu sein?“

Ludmila setzte sich auf das Sofa und rieb ihre mageren Backen mit den Händen; in ihren matten Augen funkelte Verachtung, ihre Stimme wurde immer zorniger.

„Sie verschießen Ihr Pulver umsonst, Ludmila!“ sagte Nikolai beruhigend. „Die da hören Sie ja nicht . . .“

Die Mutter horchte gespannt, verstand aber nichts und wiederholte unwillkürlich immer dasselbe:

„Gericht! — In acht Tagen vor Gericht!“

Sie konnte sich nicht vorstellen, wie das sein würde, fühlte aber plötzlich das Herannahen von etwas Unerbittlichem, unmenschlich Strengem.

XXIII

In dieser Wolke von Zweifel und Niedergeschlagenheit und unter dem schweren Druck banger Erwartungen verlebte sie schweigend einen Tag und noch einen. Am dritten erschien Sascha und sagte zu Nikolai:

„Alles ist fertig. Heute um ein Uhr . . .“

„Schon fertig?“ meinte er verwundert?

„Ja, was denn? Ich brauchte nur ein Versteck und die Kleidung für Rybin zu beschaffen, alles übrige hat Gobun auf sich genommen. Rybin hat nur ein Stadtviertel zu passieren. Auf der Straße trifft Wessowtschikow mit ihm zusammen, natürlich verkleidet. Er wirft ihm einen Paletot über, gibt ihm eine Mütze und zeigt ihm den Weg. Ich will ihn erwarten, umkleiden und fortbringen.“

„Ganz nett! Aber wer ist dieser Gobun?“ fragte Nikolai.

„Sie haben ihn schon gesehen, Sie haben in seiner Wohnung mit den Schlossern gearbeitet.“

„Ah, ich weiß schon, der alte Sonderling.“

„Er ist entlassener Soldat, Dachdecker, ein ziemlich ungebildeter Mann mit unersättlichem Haß gegen jede Vergewaltigung. Ein wenig Philosoph“, sagte Sascha nachdenklich, zum Fenster hinausblickend. Die Mutter hörte sie schweigend an, und ein unklares Gefühl reifte langsam in ihr.

„Gobun will seinen Neffen Jewtschenko befreien. Erinnern Sie sich seiner noch? Ein eleganter und sauberer Junge, der Ihnen damals sehr gefiel.“

Nikolai nickte.

„Gobun hat alles gut angelegt!“ fuhr Sascha fort. „Aber ich fange an, an dem Erfolge zu zweifeln. Bei dem gemeinsamen Spaziergange werden, wenn die Gefangenen die Leiter sehen, viele entfliehen wollen.“

Sie schloß die Augen und schwieg einen Moment, die Mutter rückte näher an sie heran.

„Und sie werden sich gegenseitig hindern.“

Sie standen alle drei vor dem Fenster, die Mutter hinter Nikolai und Sascha. Ihre schnelle Unterhaltung erregte in ihrem Innern ein unklares Gefühl.

„Ich werde da hingehen!“ sagte sie plötzlich.

„Wozu?“ fragte Sascha.

„Gehen Sie nicht, liebe Nilowna! Sie fallen nur herein!“ riet Nikolai.

Die Mutter blickte ihn an und wiederholte leiser, aber bestimmter:

„Nein, ich gehe.“

Sie wechselten schnell einen Blick, und Sascha sagte, die Achseln zuckend:

„Das ist begreiflich.“

Sie wandte sich der Mutter zu, faßte sie unter den Arm und erklärte einfach und mit zu Herzen gehender Stimme:

„Ich muß Ihnen doch sagen, daß Sie umsonst warten.“

„Lassen Sie mich doch hingehen!“ rief die Mutter und drückte sie mit zitternder Hand an sich. „Ich werde euch keine Schwierigkeiten machen! Ich muß hin. Ich glaube nicht, daß solche Flucht möglich ist!“

„Sie geht mit!“ sagte Sascha zu Nikolai.

„Das ist Ihre Sache!“ erwiderte er, den Kopf senkend.

„Wir können nicht zusammen sein, Nilowna. Sie gehen aufs Feld, zu den Gärten. Von da kann man die Gefängnis-mauer sehen. Wenn Sie aber gefragt werden, was Sie dort tun?“

Die Mutter erwiderte froh und zuversichtlich:

„Ich werde schon eine Antwort finden!“

„Vergessen Sie nicht, daß die Gefängnisaufseher Sie kennen!“ sagte Sascha. „Und wenn die Sie dort sehen . . .“

„Sie werden mich nicht sehen!“ gab die Mutter zurück.

In ihrer Brust flammte schmerzhaft hell eine Hoffnung auf, die die ganze Zeit über unmerklich geglimmt hatte, und belebte sie.

„Vielleicht wird er doch . . .“ dachte sie, und kleidete sich schnell an.

Eine Stunde später befand sich die Mutter auf dem Felde hinter dem Gefängnis. Ein scharfer Wind ging, blähte ihr Kleid auf, fuhr gegen den gefrorenen Boden, schüttelte den alten baufälligen Zaun, an dem sie vor-überging, und warf sich mit Gewalt gegen die niedrige Gefängnis-mauer. An der Mauer brach er sich, warf dann

Geschrei vom Hofe in die Höhe, zerstreute es in der Luft und trug es himmelan. Dort liefen geschwind die Wolken und öffneten kleine Durchblicke auf die blaue Höhe.

Hinter der Mutter lag der Garten, vor ihr der Kirchhof und rechts, etwa zwanzig Meter entfernt, das Gefängnis. Beim Kirchhof ließ ein Soldat ein Pferd an der Longe laufen, ein anderer, der neben ihm stand, stampfte mit den Füßen laut auf die Erde, schrie, piff und lachte. Sonst war niemand beim Gefängnis.

Sie ging langsam weiter zum Zaun des Kirchhofs und schielte dabei nach rechts und rückwärts. Plötzlich fühlte sie, daß ihre Füße zitterten und schwer wurden, als wären sie am Boden angefroren. Hinter der Gefängnisecke kam schnell, wie die Laternenanzünder immer gehen, gebückt ein Mensch mit einer Leiter auf der Schulter hervor. Die Mutter warf erschreckt schnell einen Blick auf die Soldaten. Sie trampelten auf einer und derselben Stelle umher, und das Pferd lief um sie herum. Dann blickte sie nach dem Menschen mit der Leiter. Er hatte sie schon gegen die Wand gelehnt und stieg langsam hinauf. Von oben winkte er nach dem Hof zu, stieg schnell wieder herunter und verschwand um die Ecke. Das Herz der Mutter schlug geschwind, die Sekunden verstrichen langsam. Vor der dunklen Gefängnismauer war die Leiter infolge der Schmutzflecken und des abfallenden Putzes, der die Ziegelsteine bloßlegte, kaum sichtbar.

Plötzlich erschien über der Mauer ein schwarzer Kopf, ein Körper wuchs in die Höhe, glitt über die Mauer und an ihr herunter. Ein anderer Kopf, in zottiger Mütze, folgte ihm, etwas Großes und Schwarzes rollte auf die Erde und verschwand schnell um die Ecke. Michailo richtete sich auf, blickte um sich und schüttelte den Kopf.

„Lauf, lauf!“ flüsterte die Mutter, mit dem Fuß aufstampfend. In ihren Ohren summte es, lautes Geschrei drang herüber. Da erschien über der Mauer ein dritter Kopf. Die Mutter griff sich mit den Händen an die Brust, blickte hin, erstarrte, wartete. Der blondhaarige, bartlose Kopf fuhr in die Höhe, als wollte er sich losreißen und — verschwand mit einemmal hinter der Mauer.

Das Geschrei wurde immer lauter und wilder, der Wind trug Pfeifentriller durch die Luft. Michailo schritt an der Mauer entlang. Jetzt hatte er sie schon hinter sich und ging über die freie Stelle zwischen dem Gefängnis und den Häusern der Stadt. Die Mutter hatte das Gefühl, daß er viel zu langsam ging und unnützerweise den Kopf so hoch hob: jeder, der ihn sah, würde sein Gesicht ewig im Gedächtnis behalten. Sie flüsterte:

„Schnell . . . Schnell . . .“

Hinter der Gefängnismauer ertönte ein trockenes Klat-schen. Man hörte das feine Klirren einer zerschlagenen Scheibe. Der eine Soldat stemmte die Füße gegen den Boden und zog das Pferd zu sich heran, der andere legte die hohle Hand an den Mund und rief in der Richtung des Gefängnisses, dann wandte er sich mit dem Kopf seitwärts hin und horchte.

Die Mutter drehte sich in äußerster Spannung nach allen Seiten; ihre Augen, die alles sahen, glaubten nicht an das Geschehene. Zu einfach und rasch geschah, was sie sich ganz schrecklich und schwer vorgestellt, so daß sie vollständig durch diese Schnelligkeit betäubt wurde. Auf der Straße war Rybin schon nicht mehr sichtbar, da ging ein großer Mann im langen Paletot und lief ein Mädchen.

Hinter der Gefängnisecke sprangen drei Aufseher hervor; sie liefen dicht nebeneinander, und alle hatten die

rechte Hand ausgestreckt. Ein Soldat stürzte ihnen entgegen, der andere lief um das Pferd herum, bemühte sich hinaufzuspringen; es gab nicht nach, tänzelte und alles ringsum tanzte mit dem Pferde zusammen. Ununterbrochen durchschnitten laute, schrille Piffe die Luft. Ihre unruhigen, verzweifelten Töne erweckten in der Frau das Bewußtsein der Gefahr; sie fuhr zusammen, ging am Zaun entlang und sah den Aufsehern nach; aber die liefen mit den Soldaten um die andere Ecke und verschwanden. Hinter ihnen her lief ein ihr bekannter Unteraufseher aus dem Gefängnis in aufgeknöpfter Uniform. Bald erschien Polizei, und Volk lief zusammen.

Der Wind wirbelte, sauste, als freute er sich über etwas, und trug abgerissene wirre Schreie und Piffe an das Ohr der Frau. Dieses Durcheinander machte ihr Freude; sie schritt schneller vorwärts und dachte:

„Also, es geht. Wenn er wollte, könnte er auch.“

Hinter dem Zaun tauchten zwei Polizisten auf.

„Halt!“ schrie der eine, schwer atmend: „Hast du einen Mann . . . mit einem Bart . . . gesehen?“

Sie deutete auf die Gärten und erwiderte ruhig:

„Er ist dorthin gelaufen! Was ist denn?“

„Jegorow! Pfeif!“

Sie ging nach Hause. Ihr war leid um etwas, ein bitteres, ärgerliches Gefühl bedrückte ihr Herz. Als sie vom Felde auf die Straße trat, kreuzte eine Droschke ihren Weg. Sie blickte auf und sah in der Droschke einen jungen Menschen mit hellem Schnurrbart und blassem, müdem Gesicht, der sie auch ansah. Er saß schief, und wahrscheinlich davon war seine rechte Schulter höher als die linke.

Nikolai trat ihr fröhlich entgegen.

„Nun, wie war es?“

„Es scheint geglückt . . .“

Sie bemühte sich, alle Einzelheiten in ihrem Gedächtnis wieder wachzurufen, sie erzählte von der Flucht und sprach so, als wenn sie die Erzählung eines anderen wiedergäbe, an deren Richtigkeit sie zweifelte.

„Wir haben Glück!“ sagte Nikolai und rieb sich die Hände. „Aber welche Angst habe ich um Sie ausgestanden! Hol es der Teufel! Wissen Sie, Nilowna, nehmen Sie meinen freundschaftlichen Rat an — fürchten Sie sich nicht vor der Gerichtsverhandlung! Je eher sie stattfindet, um so näher rückt die Stunde, wo Pawel frei wird, glauben Sie mir! Vielleicht flieht er unterwegs. Der Prozeß, das ist ungefähr so . . .“

Er entwarf ihr ein Bild von einer Gerichtssitzung, sie hörte zu und begriff, daß er etwas fürchtete und sie ermutigen wollte.

„Vielleicht glauben Sie, ich sage den Richtern etwas?“ fragte sie plötzlich. „Oder bitte sie gar um etwas?“

Er sprang auf, gestikulierte vor ihr herum und rief gekränkt:

„Was sagen Sie!“

„Ich habe Furcht, das ist richtig! Was ich fürchte, weiß ich selbst nicht.“ Sie schwieg, und ihre Augen irrten im Zimmer umher.

„Manchmal kommt es mir vor, als werden sie Pascha etwas tun, sich über ihn lustig machen, ihm etwa sagen: Ach, du Bauernkerl! Was hast du da angerichtet? Pascha ist aber stolz. Er wird ihnen ebenso antworten, oder Andrej lacht sie aus. Sie sind alle so leidenschaftlich. Da denkt man — einer hält nicht an sich. Und dann werden sie zu einer Strafe verurteilt, daß man sie nie wiedersieht!“

Nikolai schwieg finster und zupfte seinen Bart.

„Solche Gedanken wird man nicht los!“ sagte die Mutter leise. „Es ist schrecklich — das Gericht! Wenn die Richter alles zu untersuchen und abzuwägen beginnen . . . es ist furchtbar! Nicht die Strafe, sondern das Gericht. Ich vermag das nicht auszudrücken . . .“

Sie fühlte, daß Nikolai ihre Furcht nicht verstand, und das machte es ihr noch schwerer, von ihrer Furcht so zu erzählen, wie sie wollte.

XXIV

Diese Furcht wuchs in ihrer Brust wie Schimmel, der mit schwerer Nässe den Atem bedrückt, und als der Tag der Gerichtsverhandlung anbrach, nahm sie in den Sitzungssaal eine schwere, dunkle Last mit, die ihr Rücken und Hals niederdrückte.

Auf der Straße begrüßten sie Bekannte aus der Vorstadt; sie dankte schweigend und drängte eiligst durch die finstere Menge. In den Korridoren des Gerichts und im Sitzungssaal traf sie die Verwandten der Angeklagten, die ebenfalls mit gedämpfter Stimme sprachen. Worte erschienen ihr überflüssig, sie verstand sie nicht. Alle hatte ein und dasselbe Gefühl der Nieder geschlagenheit ergriffen — das ging auf die Mutter über und bedrückte sie noch mehr.

„Setz dich zu mir!“ sagte Ssisow und rückte auf der Bank heran.

Sie gehorchte, legte ihr Kleid zurecht und sah sich um. Vor ihren Augen flossen grüne und rote Streifen und Flecke ineinander und erglänzten feine, gelbe Fäden.

„Dein Sohn hat unseren Grischa ins Unglück gebracht!“ sagte leise eine Frau, die neben ihr saß.

„Schweig, Natalja!“ erwiderte Ssisow streng.

Die Mutter wandte sich zu der Frau: es war die Samoilowa. Weiterhin saß ihr Gatte, ein kahler, ehrbarer Mensch mit breitem, rotem Bart. Sein Gesicht war knochig, mit zusammengekniffenen Augen blickte er gerade aus, und sein Bart zitterte.

Durch die hohen Fenster füllte sich der Saal mit trübem Licht; draußen an den Scheiben war Schnee. Zwischen den Fenstern hing ein großes Zarenbild in dickem, speckig glänzendem Goldrahmen; schwere rote Fenstervorhänge fielen an beiden Seiten in geraden Falten über den Rahmen. Vor dem Bilde, fast über die ganze Breite des Saales, stand ein mit grünem Tuch bedeckter Tisch, rechts an der Wand standen hinter einem Gitter zwei Holzbänke, links zwei Reihen roter Sessel. Durch den Saal liefen lautlos Gerichtsdienner mit grünen Kragen und goldenen Knöpfen auf Brust und Bauch. In der trüben Luft irrte schüchtern leises Flüstern und schwebte eine Art Apothekengeruch. Alles das — die Farben, der Glanz, die Töne und Gerüche — legte sich schwer auf die Augen, drang mit dem Atem in die Brust und erfüllte das leere Herz wie mit einer toten, trübbunten Masse mit grämlicher Furcht.

Plötzlich sagte jemand laut etwas, die Mutter fuhr zusammen. Alle standen auf, sie erhob sich ebenfalls, indem sie nach Ssisows Arm griff.

In der linken Saalecke öffnete sich eine hohe Tür, schwankend trat ein alter Herr mit einer Brille herein. In seinem grauen Gesicht zitterte ein dünner, weißer Backenbart, die rasierte Oberlippe schob sich in den Mund, die spitzen Backenknochen und das Kinn stützten sich auf den hohen Uniformkragen, so daß unter dem Kragen kein Hals zu sein schien. Von hinten stützte ihn mit dem Arm

ein großer junger Mensch, mit einem roten, runden Porzellangesicht, dem langsam noch drei Leute in goldgestickten Uniformen und drei Zivilisten folgten.

Sie machten sich lange am Tisch zu schaffen, nahmen auf den Sesseln Platz, und als sie saßen, begann einer von ihnen, in aufgeknöpfter Uniform und mit trägem, rasiertem Gesicht, mit tonlosen und schwerfälligen Lippenbewegungen dem Alten etwas zuzuflüstern. Dieser hörte zu und saß dabei auffällig gerade und unbeweglich da. Hinter seinen Brillengläsern sah die Mutter zwei winzige, farblose Flecke.

Am Ende des Tisches stand ein großer, kahlköpfiger Mann vor einem Pult, räusperte sich und blätterte in Papieren.

Der Alte wiegte sich nach vorn und sagte etwas. Das erste Wort sprach er deutlich aus, die folgenden aber rutschten ihm gleichsam von den dünnen, grauen Lippen.

„Ich eröffne . . . Man führe . . .“

„Sieh!“ flüsterte Ssisow, die Mutter leise anstoßend, und stand auf.

In der Wand hinter dem Gitter öffnete sich eine Tür. Ein Soldat, mit bloßem Säbel über der Schulter, trat ein, hinter ihm Pawel, Andrej, Fedja Masin, die beiden Gussews, Samoilow, Bukin, Ssomow und noch fünf junge Leute, deren Namen die Mutter nicht kannte. Pawel lächelte freundlich, Andrej nickte ihr ebenfalls vergnügt zu. Im Saal wurde es scheinbar heller, man fühlte sich ungezwungener durch ihr Lächeln, ihre lebensvollen Gesichter und die Bewegung, die sie in das gespannte, peinliche Schweigen brachten. Der speckige Goldglanz der Uniformen wurde blasser und weicher, ein Hauch

mutiger Zuversicht und lebendiger Kraft berührte und weckte das Herz der Mutter. Auf den Bänken hinter ihr, wo bis dahin die Menschen in gedrückter Erwartung gesessen hatten, ertönte halblautes Murmeln.

„Die sind nicht bange!“ hörte sie Ssisow flüstern, auf der rechten Seite aber schluchzte Samoilows Mutter leise.

„Still!“ ertönte ein strenger Ruf.

„Ich mache darauf aufmerksam . . .“ sagte der Alte.

Pawel und Andrej saßen nebeneinander, mit ihnen saßen auf der ersten Bank noch Masin, Samoilow und die Gussews. Andrej hatte keinen Vollbart mehr, sein Schnurrbart war gewachsen, hing herab und machte seinen runden Kopf dem einer Katze ähnlich. Ein neuer Ausdruck lag in seinem Gesicht: etwas Scharfes und Bissiges in den Falten um den Mund und etwas Dunkles in den Augen. Auf Masins Oberlippe schimmerten zwei schwärzliche Streifen, sein Gesicht war voller geworden; Samoilow war ebenso lockig wie früher und Iwan Gussew lächelte noch ebenso breit.

„Ach, Fedka, Fedka!“ flüsterte Ssisow und senkte den Kopf.

Die Mutter hörte die undeutlichen Fragen des Vorsitzenden — er stellte sie, ohne die Angeklagten anzublicken, und sein Kopf lag unbeweglich auf dem Uniformkragen, sie hörte die ruhigen, kurzen Antworten ihres Sohnes. Ihr schien, der Vorsitzende und alle Beisitzer könnten keine bösen, grausamen Menschen sein. Sie betrachtete aufmerksam die Mienen der Richter, versuchte aus ihnen etwas herauszulesen und fühlte, wie neue Hoffnung in ihrer Brust wuchs.

Der porzellanene Mensch verlas gleichgültig ein Papier, seine ruhige Stimme erfüllte den Saal mit

Langweile, und die Anwesenden, die sie über sich ergehen ließen, saßen unbeweglich und wie erstarrt. Die vier Advokaten unterhielten sich lebhaft mit den Angeklagten; ihre Bewegungen waren schnell und voll Kraft, und sie glichen großen schwarzen Vögeln.

Auf der einen Seite des Vorsitzenden füllte ein dicker, aufgedunsener Richter, mit kleinen, verschwommenen Augen, den Sessel mit seinem Körper, auf der anderen saß einer gebückt, mit rötlichem Schnurrbart im blassen Gesicht. Er hielt den Kopf müde gegen die Stuhllehne und dachte mit halbgeschlossenen Augen nach. Das Gesicht des Staatsanwalts war ebenfalls müde und gelangweilt. Hinter den Richtern saß das Stadthaupt, ein beliebter, gesetzter Mann, der sich nachdenklich die Backe streichelte; der Adelsmarschall, ein Graukopf mit langem Bart, rotem Gesicht und großen, gutmütigen Augen; der Bezirksälteste, im Wams, mit riesigem Bauch, der ihn augenscheinlich genierte, denn er bemühte sich fortwährend, ihn mit dem Rockschoß zu bedecken, der aber immer wieder herunterfiel.

„Hier gibt es keine Verbrecher und keine Richter!“ ertönte Pawels feste Stimme. „Hier gibt es nur Sieger und Besiegte . . .“

Es wurde still, ein paar Sekunden hörte die Mutter nur das scharfe schnelle Kritzeln der Federn auf dem Papier und das Schlagen ihres Herzens.

Der Vorsitzende schien auch zu horchen und wartete. Seine Kollegen rührten sich. Da sagte er:

„Ja . . . Andrej Nachodka! . . . Bekennen Sie sich . . .“

Andrej erhob sich langsam, richtete sich auf, zog an seinem Schnurrbart und blickte finster auf den Alten.

„Worin kann ich mich schuldig bekennen?“ erwiderte

der Kleinrusse achselzuckend, singend und gemächlich wie immer. „Ich habe nicht gemordet und nicht gestohlen, ich bin einfach mit dieser Lebensordnung, bei der die Menschen gezwungen werden, zu rauben und sich gegenseitig zu töten, nicht einverstanden.“

„Antworten Sie kurz!“ sagte der Alte mühsam, aber deutlich.

Die Mutter fühlte auf den Bänken hinter sich Unruhe, die Leute flüsterten leise und bewegten sich, als wollten sie sich aus dem Spinngewebe der grauen Worte des porzellanenen Menschen befreien.

„Hörst du, wie sie sind?“ flüsterte Ssisow.

„Fedor Masin, antworten Sie . . .“

„Ich will nicht!“ sagte Fedja deutlich, indem er aufsprang. Sein Gesicht war vom Rot der Erregung überströmt, seine Augen blitzten; die Hände hielt er auf dem Rücken.

Ssisow ächzte leise, die Mutter riß erstaunt die Augen auf.

„Ich habe auf eine Verteidigung verzichtet, ich werde nichts sagen, Ihr Gericht halte ich für ungesetzlich! Wer sind Sie? Hat das Volk Ihnen das Recht gegeben, über uns Gericht zu halten? Nein, das hat es nicht getan! Also erkenne ich Sie nicht an!“

Er setzte sich und verbarg sein flammendes Gesicht hinter Andrejs Schulter.

Der dicke Richter neigte seinen Kopf dem Alten zu und flüsterte etwas. Der Richter mit dem blassen Gesicht hob die Augen, schielte nach den Angeklagten hin, griff nach dem Tisch und kritzelte etwas mit Bleistift auf ein Blatt, das vor ihm lag. Der Bezirksälteste schüttelte den Kopf und setzte die Füße vorsichtig um, legte seinen

Bauch auf die Knie und bedeckte ihn mit den Händen. Ohne den Kopf zu bewegen, wandte der Alte seinen ganzen Körper dem rothaarigen Richter zu und sprach leise mit ihm: der hörte ihn an und nickte mit dem Kopf. Der Adelsmarschall flüsterte mit dem Staatsanwalt, das Stadthaupt hörte zu und rieb sich die Backe.

Wieder erklang die trübe Rede des Vorsitzenden.

Die Advokaten horchten alle vier aufmerksam, die Angeklagten sprachen leise miteinander. Fedja, der verlegen lächelte, suchte sich zu verstecken.

„Wie hat er es ihnen gegeben? . . . Wirklich am allerbesten!“ flüsterte Ssisow der Mutter zu.

Die Mutter lächelte verwundert. Alles was vorging schien ihr zuerst wie eine überflüssige und schwere Einleitung zu dem Schrecklichen, das plötzlich alle mit kaltem Schrecken erfüllen würde. Aber Pawels und Andrejs ruhige Worte klangen so furchtlos und fest, als wären sie in dem kleinen Haus der Vorstadt und nicht vor Gericht gesprochen. Fedjas leidenschaftlicher Ausfall wirkte belebend. Im Saal entstand eine mutige Stimmung; aus der Bewegung der Menschen hinter sich erriet die Mutter, daß sie diese Stimmung nicht allein empfand.

„Ihre Ansicht?“ sagte der kleine Vorsitzende.

Der kahlköpfige Staatsanwalt stand auf, stützte sich mit einer Hand auf das Pult und sprach schnell, wobei er Ziffern anführte. Aus seiner Stimme klang nichts Schreckliches.

Aber gleichzeitig berührte etwas Trockenens, Stechendes das Herz der Mutter und versetzte es in Unruhe, — eine dunkle Empfindung von etwas Feindseligem. Es drohte nicht laut, sondern entwickelte sich unsichtbar, unfäßbar. Zuweilen lachte jemand verächtlich, sagte etwas zu den

Freunden und über ihre Gesichter flog auch ein höhnisches Lachen. Andrej und Pawel plauderten fast die ganze Zeit mit einem der Verteidiger — die Mutter hatte ihn am Tage zuvor bei Nikolai gesehen. Masin, lebendiger und beweglicher als die andern, hörte ihrer Unterhaltung zu. Samoilow sagte hin und wieder etwas zu Iwan Gussew und die Mutter sah, daß Iwan jedesmal den Freund mit dem Ellbogen zurückstieß und kaum das Lachen unterdrücken konnte: er bekam ein rotes Gesicht, blies die Backen auf und neigte den Kopf. Vielleicht zweimal platzte er los, und saß dann wie aufgeblasen da und bemühte sich, ernster zu sein. In ihnen allen pochte die Jugend und besiegte leicht alle Anstrengungen, ihr frisches Leben zu unterdrücken. Sie blickte auf die Richter und konnte sie alle nicht verstehen. Sie waren nicht böse auf Pawel und Fedja, wie sie erwartet hatte, kränkten sie nicht mit Worten, aber alles, wonach sie fragten, schien sie gar nicht zu interessieren. Sie fragten nur, weil sie mußten, hörten mühsam die Antworten an, als wüßten sie alles vorher, als wäre ihnen alles gleichgültig.

Träge und stumpf schwebte es um die Richter, hüllte sie wie in eine undurchdringliche Wolke ein, durch die nichts von außen zu ihnen durchdringen konnte.

Jetzt steht ein Gendarm vor ihnen und sagt im Baß:

„Pawel Wlassow haben alle als Anstifter bezeichnet.“

„Und Nachodka?“ fragte der dicke Richter träge und halblaut.

„Den auch . . .“

Einer der Verteidiger stand auf und sagte:

„Darf ich?“

Der Alte fragte jemand:

„Haben Sie nichts dagegen?“

Alle Richter erschienen der Mutter wie kranke Menschen. Krankhafte Müdigkeit sprach aus ihrer Haltung und ihren Stimmen und lag auf ihren Gesichtern, krankhafte Müdigkeit und fade graue Langeweile. Augenscheinlich war ihnen das alles nur lästig — die Uniformen, der Saal, die Gendarmen, die Verteidiger, ihre Pflicht, auf den Sesseln zu sitzen, zu fragen und zuzuhören.

Jetzt steht vor ihnen der bekannte Offizier mit dem gelben Gesicht; er zieht seine Worte in die Länge, und erzählt laut von Pawel und Andrej. Die Mutter dachte, während sie ihn anhörte, unwillkürlich:

„Viel weißt du ja nicht . . .“ Sie blickte auf die Leute hinter dem Gitter, schon ohne Sorge um sie und ohne Bedauern mit ihnen. Kein Mitleid überkam sie mehr, alle riefen in ihr nur Bewunderung und Liebe wach, die das Herz warm umfing. Und diese Bewunderung war ruhig, die Liebe freudig und klar. Jung und stark saßen sie an der Wand und nahmen fast keinen Teil an dem einförmigen Gespräch der Zeugen und Richter, an dem Gezänk der Verteidiger mit dem Staatsanwalt.

Ssisow berührte sie leicht am Ellbogen. Sie wandte sich um, sein Gesicht schien zufrieden, aber etwas besorgt. Er flüsterte:

„Sieh doch, wie die Muttersöhnchen sich kräftig entwickelt haben! Die reinen Barone, nicht?“

Im Saal sprachen die Zeugen — schnell mit farblosen Stimmen, die Richter — widerwillig und teilnahmslos. Der dicke Richter gähnte und bedeckte den Mund mit der fleischigen Hand. Der Rotbärtige war noch blasser geworden: er hob hin und wieder die Hand, drückte einen Finger fest gegen das Schläfenbein und blickte mit kläglich aufgerissenen Augen wie blind zur Decke. Der Staats-

anwalt kritzelte ab und zu mit dem Bleistift auf seinem Papier herum und setzte seine klanglose Unterhaltung mit dem Adelsmarschall fort, der seinerseits sich den grauen Bart strich, seine großen hübschen Augen rollte, wichtig-tuerisch den Nacken beugte und lächelte. Das Stadthaupt saß mit übergeschlagenen Beinen da, trommelte leise auf dem Knie und beobachtete gespannt seine Fingerbewegungen. Nur der Bezirksälteste, der den Bauch fest auf die Knie gelegt hatte und ihn sorgsam mit den Händen stützte, saß mit gesenktem Kopf, und es war, als wenn er allein auf das einförmige Stimmengemurmel horchte. Der Alte hing in seinem Sessel unbeweglich wie eine Wetterfahne an einem windstillen Tage. Das dauerte geraume Zeit, und wieder machte der Starrkrampf der Langeweile die Menschen wie blind.

„Ich erkläre . . .“ sagte der Alte und erhob sich, während er mit seinen dünnen Lippen die folgenden Worte zerquetschte.

Lärm, Räuspern, leise Ausrufe, Husten und Scharren mit den Füßen erfüllten den Saal. Die Angeklagten wurden abgeführt. Beim Fortgang lächelten sie, nickten ihren Verwandten und Bekannten zu; Iwan Gussew rief sogar jemand halblaut zu:

„Hab keine Angst, Jegor! . . .“

Die Mutter und Ssisow traten in den Korridor.

„Gehst du ins Wirtshaus Tee trinken?“ fragte Ssisow sie bekümmert und nachdenklich. „Wir haben anderthalb Stunden Zeit.“

„Ich mag nicht.“

„Dann gehe ich auch nicht. Nein, wie die Burschen sich halten! Sitzen da, als wenn sie allein richtige Menschen wären, alle übrigen aber gar nichts! Und der Fedja, was?“

Samoilows Vater trat mit der Mütze in der Hand zu ihnen. Er lächelte finster und sagte:

„Mein Grigori? Der hat auf den Verteidiger verzichtet und will nicht sprechen. Er zuerst hat sich das ausgedacht. Deiner, Nilowna, ist für Verteidiger gewesen, meiner aber sagt: ich will keinen! Und da haben vier verzichtet.“

Neben ihm stand seine Frau. Sie blinzelte und wischte die Nase mit einem Zipfel ihres Tuches ab. Samoilow nahm seinen Bart in die Hand und fuhr, auf den Fußboden blickend, fort:

„Verstehst du die Art? Sieht man die Burschen an, so denkt man, sie haben alles ohne Überlegung angestellt und richten sich ganz unnütz zugrunde. Dann überlegt man aber plötzlich: Vielleicht haben sie doch recht? Es fällt einem ein, daß ihrer in der Fabrik immer mehr werden, und immerfort werden sie eingefangen. Aber wie Fische im Fluß, werden sie nicht alle. Und wieder überlegt man: Vielleicht ist auch eine Macht auf ihrer Seite?“

„Für uns ist es nicht leicht, Stephan Petrow, das zu verstehen!“ sagte Ssisow.

„Richtig!“ stimmte Samoilow ihm bei.

Seine Frau, die laut die Luft durch die Nase einzog, meinte:

„Kräftig sind die Luder alle.“

Sie konnte auf dem breiten, welken Gesicht ein Lächeln nicht verbergen, und fuhr fort:

„Du, Nilowna, sei nicht böse, ich habe dich vorhin angefahren, deiner hätte die Schuld, aber das mag der Teufel wissen, wer die meiste Schuld hat, wenn man die Wahrheit sagen soll! Hast du gehört, was die Gendarmen und die Spione über unseren Grigori gesagt haben? Der hat sich auch redlich Mühe gegeben, der rote Hund!“

Sie war augenscheinlich stolz auf ihren Sohn, ohne dieses Gefühl vielleicht selbst zu verstehen. Die Nilowna aber kannte dieses Gefühl, und sie antwortete auf ihre Worte mit einem gutmütigen Lächeln und den leisen Worten:

„Ein junges Herz ist der Wahrheit stets nahe . . .“

Auf dem Korridor schlenderten Leute hin und her, versammelten sich in Gruppen und unterhielten sich erregt und nachdenklich mit dumpfen Stimmen. Fast niemand stand allein, in allen Gesichtern spürte man den deutlichen Wunsch, zu reden, zu fragen und zu hören. In dem schmalen, weißen Schacht zwischen zwei Wänden wogten die Menschen, wie von starken Windstößen getrieben, hin und her, und es war, als wenn alle einen festen, sicheren Standpunkt suchten.

Bukins älterer Bruder, ein großer und ebenfalls farbloser Mensch, gestikulierte lebhaft, drehte sich geschwind nach allen Seiten, und führte aus:

„Der Bezirksälteste Klepanow ist bei diesem Prozeß nicht an der richtigen Stelle.“

„Schweig, Konstantin!“ tadelte ihn sein Vater, ein kleiner Alter, und sah sich furchtsam um.

„Nein, ich bleibe dabei! Es geht das Gerücht, er habe im vorigen Jahr einen Angestellten getötet, wegen seiner Frau, und lebt jetzt mit der Frau. Wie soll man das verstehen? Außerdem weiß alle Welt, daß er ein Dieb ist.“

„Ach, du lieber Gott, Konstantin!“

„Das stimmt!“ sagte Samoilow. „Stimmt! Das Gericht ist nicht besonders gut zusammengesetzt.“

Als Bukin seine Stimme hörte, trat er schnell zu ihm, zog alle hinter sich her und rief gestikulierend und rot vor Erregung:

„Bei Diebstahl und Mord urteilen Geschworene, einfache Leute, Bauern, Bürger, möchte ich bemerken! Wer aber gegen die Obrigkeit geht, der wird von ihr selbst verurteilt. Wie darf das sein? Wenn ich dir für eine Beleidigung eins aufs Maul gebe, und du mich dann selbst verurteilst — so bin ich natürlich der Schuldige. Aber wer hat denn zuerst beleidigt? Du! Jawohl!“

Der Gerichtsdienner, ein grauer Mann mit höckriger Nase und Medaillen auf der Brust, trieb die Menge auseinander und sagte zu Bukin, mit dem Finger drohend:

„Schrei nicht so! Hier ist keine Kneipe!“

„Erlauben Sie, mein Kavalier, ich verstehe schon! Hören Sie — wenn ich Sie schlage und ich Sie selbst verurteile, was meinen Sie dann?“

„Ich lasse dich gleich hinausschmeißen!“ sagte der Gerichtsdienner streng.

„Wohin denn? Warum?“

„Auf die Straße, damit du nicht so brüllst.“

Bukin sah alle an und sagte:

„Für sie ist die Hauptsache, daß die Leute den Mund halten.“

„Ja, was glaubst du denn?“ rief der Alte streng und grob. Bukin machte eine mitleidige Handbewegung und begann leiser zu reden.

„Und nochmal, warum wird das Volk nicht zur Gerichtsverhandlung zugelassen, sondern nur die Verwandten? Wenn man gerecht richtet, soll man es vor aller Welt tun. Was hat man da zu fürchten?“

Samoilow wiederholte schon lauter:

„Das ist kein gerechtes Gericht, so viel ist sicher! . . .“
Die Mutter wollte sagen, was sie von Nikolai über die

Ungesetzlichkeit des Gerichts gehört hatte, sie hatte das aber schlecht verstanden und die Worte zum Teil vergessen. Sie trat beiseite, um sie sich wieder ins Gedächtnis zurückzurufen und bemerkte, wie ein junger Mensch mit hellem Schnurrbart sie anblickte. Die rechte Hand hielt er in der Hosentasche, dadurch war seine linke Schulter niedriger, und diese Eigentümlichkeit kam der Mutter bekannt vor. Er wandte ihr aber den Rücken zu, und sie war mit ihren Erinnerungen beschäftigt und vergaß ihn sofort wieder.

Einen Augenblick später traf ihr Ohr die halblaute Frage:

„Die?“

Und jemand antwortete freudig und lauter:

„Ja!“

Sie blickte sich um. Der Mensch mit den schiefen Schultern stand mit der Seite ihr zugewandt und sagte etwas zu seinem Nachbar, einem schwarzbärtigen Burschen in kurzem Rock und bis an die Knie reichenden Stiefeln, der neben ihm stand.

Wieder arbeitete ihr Gedächtnis unruhig, aber es kam keine deutliche Erinnerung, kein klarer Eindruck. In ihrer Brust brannte der gebieterische Wunsch, zu den Menschen von der Wahrheit ihres Sohnes zu sprechen, zu hören, was die Menschen dagegen sagten, und aus ihren Worten den Gerichtsbeschluß zu erraten.

„Wie kann man so richten wollen?“ wandte sie sich vorsichtig und leise an Ssisow. „Da fragen die Richter danach, was einer getan hat, aber warum er es getan hat, danach fragen sie nicht. Und dann sind sie alle zu alt. Über junge Leute müssen doch junge urteilen.“

„Ja,“ sagte Ssisow, „für uns ist es schwer, all diese Dinge

zu verstehen!“ Und er schüttelte nachdenklich den Kopf.

Der Gerichtsdienner öffnete die Saaltür und rief:

„Die Verwandten! Die Einlaßkarten vorzeigen.“

Eine mürrische Stimme brachte langsam heraus:

„Die Einlaßkarten, gerade wie im Zirkus!“

In allen machte sich jetzt eine dumpfe Erregung, ein unklarer Trotz bemerkbar. Man nahm eine freiere Haltung an, lärmte und stritt mit den Gerichtsdiennern.

XXV

Als Ssisow sich auf die Bank setzte, brummte er vor sich hin.

„Was hast du?“ fragte die Mutter.

„So! Das Volk ist dumm.“

Eine Glocke ertönte. Jemand verkündete gleichgültig:

„Der Gerichtshof kommt . . .“

Wieder standen alle auf, und wieder, in derselben Ordnung, traten die Richter ein und setzten sich. Die Angeklagten wurden hereingeführt.

„Pass auf!“ flüsterte Ssisow. „Der Staatsanwalt spricht.“

Die Mutter reckte den Hals aus, beugte sich mit dem ganzen Körper vor und erstarrte in neuer Erwartung des Schrecklichen.

Mit der Seite nach den Richtern und ihnen den Kopf zuwendend, den Ellbogen auf das Pult gestützt, holte der Staatsanwalt tief Atem und begann, indem er mit der rechten Hand kurz durch die Luft fuhr, seine Anklage-rede. Seine ersten Worte verstand die Mutter nicht. Die Stimme des Staatsanwalts war glatt, tief und floß ungleich-mäßig, bald langsam, bald schneller, dahin. Die Worte

waren eintönig aneinandergereiht, wie Stiche einer Naht, flogen plötzlich hastig auf und kreisten wie ein schwarzer Fliegenschwarm über einem Stück Zucker. Aber sie fand in ihnen nichts Schreckliches und nichts Drohendes. Kalt wie Schnee und grau wie Asche fielen sie nieder und erfüllten den Saal mit etwas, das unangenehm belästigte, wie feiner, trockener Staub. Diese Rede, die mit Gefühlen geizte und von Worten überfloß, konnte Pawel und seine Freunde nicht erreichen, berührte sie augenscheinlich gar nicht. Sie alle saßen ruhig da, unterhielten sich, wie vorher leise, lächelten ab und zu und machten dann wieder finstere Gesichter, um ihr Lächeln zu verbergen.

„Er lügt!“ flüsterte Ssisow.

Sie hätte das nicht sagen können. Sie hörte die Worte des Staatsanwalts, verstand, daß er alle für schuldig erklärte und niemand ausnahm; nachdem er von Pawel gesprochen, ließ er sich über Fedja aus, und nachdem er ihn neben Pawel gestellt, reihte er ebenso Bukin an. Es war, als wenn er alle in einen Sack packte, sie dicht aneinanderlegte und einnähte. Aber der äußere Sinn seiner Worte befriedigte, rührte und erschreckte sie nicht; sie wartete auf das Schreckliche und suchte es hartnäckig hinter den Worten, im Gesicht, in den Augen, in der Stimme des Staatsanwalts, in seiner weißen Hand, die gemächlich in der Luft herumfuhr. Etwas Schreckliches war vorhanden, das fühlte sie, aber es war nicht zu fassen, nicht zu bestimmen, und sie hatte wieder ein trockenes und beißendes Gefühl im Herzen.

Sie blickte auf die Richter — ihnen war es augenscheinlich langweilig, diese Rede anzuhören. Ihre leblosen, gelben und grauen Gesichter drückten gar nichts aus. Die Worte

des Staatsanwalts verbreiteten in der Luft einen mit dem Auge nicht wahrzunehmenden Nebel, der ständig zunahm und sich um die Richter verdichtete, sie in eine Wolke von Gleichgültigkeit und müder Erwartung einhüllte. Der Vorsitzende bewegte sich nicht, er war in seiner geraden Haltung eingetrocknet, und die grauen Fleckchen hinter seinen Brillengläsern verschwanden ab und zu ganz und zerflossen im Gesicht.

Angesichts dieser toten Teilnahmslosigkeit und harmlosen Gleichgültigkeit fragte sich die Mutter verständnislos:

„Heißt das richten?“

Die Frage schnürte ihr das Herz zusammen, preßte allmählich die Erwartung des Schrecklichen aus ihm heraus und reizte die Kehle mit einem stechenden Gefühl der Kränkung.

Die Rede des Staatsanwalts brach unerwartet ab — er machte noch ein paar schnelle, kleine Stiche, verbeugte sich vor den Richtern und setzte sich auf seinen Platz. Der Adelsmarschall nickte ihm, seine Augen rollend, zu, das Stadthaupt reichte ihm die Hand, der Bezirksälteste aber blickte auf seinen Bauch und lächelte.

Die Richter hatte seine Rede offenbar nicht erfreut, sie bewegten sich nicht.

„Das Wort hat . . .“ rief der Vorsitzende, ein Blatt Papier an das Gesicht führend, „der Verteidiger Fedossejew, Markows und Sagarows.“

Der Advokat, den die Mutter bei Nikolai gesehen hatte, stand auf. Er hatte ein gutmütiges, breites Gesicht, seine Äuglein lächelten strahlend. Es war, als wenn sich unter den rötlichen Brauen zwei Schneiden hervorschöben und wie eine Schere etwas in der Luft zerschnitten. Er sprach

gemächlich, klangvoll und deutlich, aber die Mutter konnte seiner Rede nicht aufmerksam folgen — Ssisow flüsterte ihr ins Ohr:

„Hast du verstanden, was der gesagt hat? Hast du verstanden? Er sagt, die Jungen sind verkommen, verrückt. Fedor — verrückt und verkommen?!“

Sie antwortete nicht; schwere Enttäuschung drückte sie nieder. Das Gefühl der Kränkung nahm zu, lastete auf ihrer Seele. Jetzt wurde ihr klar, weshalb sie auf Gerechtigkeit gewartet, einen strengen, ehrlichen Kampf der Wahrheit ihres Sohnes gegen die Wahrheit seiner Richter zu sehen geglaubt hatte. Sie hatte sich vorgestellt, die Richter würden Pawel lange aufmerksam und ausführlich über sein ganzes Herzensleben befragen, alle Gedanken und Taten ihres Sohnes, all seine Tage mit scharfen Augen mustern. Und wenn sie dessen Rechtlichkeit eingesehen hätten, würden sie gerecht und laut sagen:

„Dieser Mann hat recht!“

Aber nichts dergleichen geschah. Es war, als wenn die Angeklagten unendlich weit von den Richtern entfernt seien, die Richter aber — überflüssig. Ermüdet, verlor die Mutter das Interesse an der Verhandlung, hörte die Worte nicht mehr und dachte gekränkt:

„Heißt das etwa richten?“

„So ist's recht!“ stimmte Ssisow leise jemand bei.

Schon sprach ein anderer Verteidiger, ein kleiner Mann mit einem spitzen, blassen, spöttischen Gesicht, die Richter aber fielen ihm ins Wort.

Der Staatsanwalt sprang auf, sagte schnell und böse etwas über ein Protokoll, der Alte sprach ermahmend; der Verteidiger hörte sie mit ehrerbietig gesenktem Kopf an und fuhr in seiner Rede wieder fort.

„Kratz nur immer zu!“ bemerkte Ssisow, „Kratz du nur!“

Im Saal wurde es lebhaft. Kampfeifer blitzte auf, der Verteidiger gerbte den Richtern mit spitzen Worten gehörig das alte Fell. Es war, als ob die Richter dichter aneinanderrückten, sich aufblähten und anschwellen, um die beißenden und scharfen Worthiebe abzuwehren.

Aber jetzt erhob sich Pawel, und es wurde plötzlich still. Die Mutter beugte sich mit dem ganzen Körper nach vorn. Pawel begann ruhig:

„Als Parteimann erkenne ich nur das Gericht meiner Partei an und will nicht zu meiner Verteidigung sprechen. Aber auf Wunsch meiner Genossen, die ebenfalls auf eine Verteidigung verzichtet haben, will ich versuchen, Ihnen zu erklären, was Sie nicht verstanden haben. Der Staatsanwalt hat unser Auftreten unter dem Banner der Sozialdemokratie eine Auflehnung gegen die Staatsgewalt genannt und uns die ganze Zeit als Rebellen gegen den Zaren betrachtet. Ich muß erklären, daß die Autokratie in unseren Augen nicht die einzige Kette ist, die dieses Land fesselt, sie ist nur die erste und nächstliegende Kette, von der wir das Volk befreien müssen . . .“

Die Stille wurde immer tiefer, während seine feste Stimme erklang, die den Raum zu weiten schien, und es war, als wenn Pawel weit von den Menschen fortrückte und ein helleres und erhabeneres Aussehen gewann.

Die Richter bewegten sich schwerfällig und unruhig. Der Adelsmarschall flüsterte dem Richter mit dem trügen Gesicht etwas zu, der nickte und wandte sich an den Alten, dem gleichzeitig von der anderen Seite der kranke Richter ins Ohr flüsterte. Der Alte beugte sich in seinem Sessel nach rechts und links und sagte zu Pawel etwas, aber seine

Stimme ging in dem gleichmäßigen und breiten Redestrom Wlassows unter.

„Wir sind Sozialisten. Das heißt, wir sind Feinde des Privateigentums, das die Menschen entzweit, sie gegeneinander rüstet und unversöhnliche Interessengegensätze schafft; das im Bemühen, diese Feindschaft zu verbergen oder zu rechtfertigen, lügt und alle durch Lüge, Heuchelei und Bosheit demoralisiert. Wir sagen: eine Gesellschaft, die den Menschen nur als Mittel zu ihrer Bereicherung betrachtet, ist menschenwidrig; wir können uns mit ihrer heuchlerischen und lügenhaften Moral nicht aussöhnen. Ihr Zynismus und die Grausamkeit ihres Verhaltens der einzelnen Persönlichkeit gegenüber sind uns verhaßt, wir wollen und werden gegen alle Formen physischer und moralischer Knechtung der Menschen durch eine solche Gesellschaft kämpfen, gegen alle Methoden der Zerstückelung des Menschen dem Eigennutz zuliebe. Wir, die Arbeiter, sind diejenigen, durch deren Arbeit alles geschaffen wird, von riesigen Maschinen bis zum Kinderspielzeug, wir sind diejenigen, die man des Rechts beraubt hat, für ihre Menschenwürde zu kämpfen, uns will und kann jeder in ein bloßes Werkzeug verwandeln, um seine Zwecke zu erreichen. Wir wollen jetzt so viel Freiheit haben, daß wir durch sie in die Möglichkeit versetzt werden, mit der Zeit alle Macht zu erobern. Unsere Lösung ist einfach: Fort mit dem Privateigentum, alle Produktionsmittel — dem Volke, alle Macht — dem Volke, die Arbeit — eine Pflicht für alle! Sie sehen — wir sind keine Rebellen!“

Pawel lächelte, fuhr langsam mit der Hand durch das Haar, und das Feuer in seinen blauen Augen flammte heller auf.

„Ich bitte Sie, nur zur Sache zu sprechen!“ sagte der Vorsitzende vernehmlich und laut. Er hatte sich Pawel zugewandt und blickte ihn an, und der Mutter war es, als wenn in seinem linken, trüben Auge ein böses, gieriges Feuer brannte. Und alle Richter betrachteten ihren Sohn so, daß es schien, als wenn ihre Augen an seinem Gesicht klebten, sich in seinen Körper saugten, nach seinem Blut dürsteten, um damit ihre ausgemergelten Leiber neu zu beleben. Er aber stand gerade, fest und stark in seiner ganzen Größe da, streckte die Hand nach ihnen aus und sagte nicht laut, aber deutlich:

„Wir sind Revolutionäre und werden es so lange bleiben, wie die einen nur kommandieren, die anderen nur arbeiten. Wir sind gegen die Gesellschaft, deren Interessen zu verteidigen man Ihnen befohlen hat, wir sind deren und Ihre unversöhnlichen Feinde, und eine Aussöhnung zwischen uns ist so lange nicht möglich, bis wir siegen. Wir, die Arbeiter, werden siegen. Ihre Auftraggeber sind durchaus nicht so stark, wie sie glauben. Dasselbe Eigentum, für dessen Anhäufung und Erhaltung sie Millionen geknechteter Menschen hinopfern, dieselbe Kraft, die ihnen Macht über uns gibt, erregt unter ihnen feindselige Reibungen, vernichtet sie physisch und moralisch. Das Eigentum erfordert zu seinem Schutz allzu große Anstrengung, und im Grunde genommen sind Sie alle, unsere Gebieter, mehr Sklaven als wir. Sie sind geistig versklavt, wir nur leiblich. Sie können dem Druck der Vorurteile und Gewohnheiten nicht entrinnen, einem Druck, der Sie seelisch getötet hat; uns hindert nichts, innerlich frei zu sein. Das Gift, mit dem Sie uns vergiften, ist schwächer als das Gegengift, das Sie, ohne es zu wollen, in unser Bewußtsein träufeln . . . Das wächst, entwickelt sich unaufhaltsam,

entzündet sich immer schneller und reißt alles Beste, alles geistig Gesunde selbst aus Ihren Reihen mit sich. Blicken Sie einmal um sich — Sie haben schon keine Leute mehr, die mit Ideen für Ihre Macht kämpfen könnten, Sie haben alle Argumente gänzlich verausgabt, die Sie vor dem Ansturm der historischen Gerechtigkeit schützen können, Sie können im Reich der Ideen nichts Neues schaffen, Sie sind geistig unfruchtbar. Unsere Ideen wachsen, flammen immer heller auf, sie ergreifen die Volksmassen und organisieren sie zum Freiheitskampf. Das Bewußtsein der großen Rolle des Arbeiters vereinigt alle Arbeiter der ganzen Welt zu einer Seele — Sie können diesen Prozeß der Erneuerung des Lebens durch nichts aufhalten, außer durch Grausamkeit und Zynismus. Aber der Zynismus fällt sofort ins Auge, die Grausamkeit erbittert. Und die Hände, die uns heute würgen, werden bald brüderlich die unseren drücken. Ihre Energie ist die mechanische Energie des zintragenden Goldes; sie vereinigt Sie in Gruppen, die berufen sind, sich gegenseitig aufzufressen. Unsere Energie ist die lebendige Kraft der stets zunehmenden Erkenntnis der Solidarität der Arbeiter. Alles, was Sie tun, ist ein Verbrechen, denn es ist darauf gerichtet, die Menschen zu Sklaven zu machen. Unsere Arbeit dagegen befreit die Welt von Gespenstern und Ungeheuern, die Ihre Lüge, Ihre Bosheit, Ihre Habgier erzeugt haben, und die das Volk in Schrecken gehalten haben. Sie haben den Menschen aus dem Leben herausgerissen und ihn zugrunde gerichtet. Der Sozialismus vereint die von Ihnen zerstörte Welt zu einem großen, einigen Ganzen, und das wird kommen!“

Pawel hielt eine Sekunde inne und wiederholte leiser, aber kraftvoller:

„Das wird kommen!“

Die Richter flüsterten miteinander, schnitten merkwürdige Grimassen und wandten ihre gierigen Augen nicht von Pawel ab; die Mutter aber fühlte, daß sie seinen biegsamen, starken Körper mit ihren Blicken beschmutzten, daß sie ihn um seine Gesundheit, Kraft und Frische beneideten. Die Angeklagten hörten der Rede ihres Genossen aufmerksam zu; ihre Gesichter waren blaß, die Augen blitzten freudig. Die Mutter verschlang die Worte ihres Sohnes, und sie prägten sich wohlgeordnet ihrem Gedächtnis ein. Der Alte unterbrach Pawel ein paarmal, erklärte ihm etwas, einmal lächelte er sogar traurig. Pawel hörte ihn ruhig an, sprach dann wieder hart aber ruhig weiter und erzwang sich Gehör, zwang den Willen der Richter unter seinen Willen. Aber endlich schrie der Alte laut und streckte die Hand gegen Pawel aus. Als Antwort ertönte Pawels Stimme etwas spöttisch:

„Ich schließe. Ich wollte Sie persönlich nicht kränken, im Gegenteil — da ich nun einmal unfreiwillig bei der Komödie, die Sie Gericht nennen, zugegen bin, fühle ich fast Mitleid mit Ihnen. Sie sind doch immerhin Menschen, und es tut uns stets leid, Menschen zu sehen, die ja zwar Feinde unserer Ziele sind, aber in so schimpflicher Weise gezwungen werden, der Gewalt Dienste zu leisten und in diesem Maße das Bewußtsein ihrer Menschenwürde verloren haben.“

Er setzte sich, ohne die Richter anzusehen; die Mutter hielt den Atem an, blickte die Richter unverwandt an und wartete.

Andrej, der über das ganze Gesicht strahlte, drückte Pawel fest die Hand; Samoilow, Masin und alle anderen beugten sich lebhaft zu ihm hin. Er lächelte, durch die

Beifallsbezeugungen seiner Freunde etwas verlegen gemacht, blickte dahin, wo seine Mutter saß, nickte ihr zu und fragte gleichsam:

„Ist es so richtig?“

Sie antwortete, von einer Welle heißer Liebe durchströmt, mit einem tiefen, freudigen Seufzer.

„Jetzt hat das eigentliche Gericht angefangen!“ flüsterte Ssisow. „Wie hat er sie vorgenommen . . . was?“

Sie nickte schweigend und freute sich, daß ihr Sohn so kühn gesprochen hatte — freute sich vielleicht noch mehr, daß er zu Ende war. In ihrem Kopfe hämmerte die ängstliche Frage:

„Nun? Was tut ihr jetzt?“

XXVI

Was ihr Sohn gesagt, war ihr nicht neu, sie kannte diese Gedanken, aber sie fühlte zum erstenmal hier angesichts des Gerichtes die seltsame, hinreißende Kraft seines Glaubens. Pawels Ruhe setzte sie in Erstaunen, und seine Rede gestaltete sich in ihrer Brust zu einem strahlenden Stern fester Überzeugung von der Wahrheit und von dem Siege dieses Glaubens.

Die Mutter erwartete, die Richter würden mit Pawel grimmig streiten, ihm böse erwidern, ihre eigene Wahrheit ins Treffen führen. Aber da stand Andrej auf, wiegte sich hin und her, blickte die Richter finster an und begann:

„Meine Herren Verteidiger . . .“

„Sie haben den Gerichtshof und nicht die Verteidigung vor sich!“ bemerkte der Richter mit dem kranken Gesicht böse und laut.

An Andrejs Gesichtsausdruck erkannte die Mutter, daß

er die Richter ärgern wollte; sein Schnurrbart zitterte, in seinen Augen glänzte listige Katzenfreundlichkeit, die sie wohl kannte. Er rieb mit seiner langen Hand fest den Kopf und seufzte.

„Wieso denn?“ erwiderte er, den Kopf schüttelnd. „Ich denke, Sie sind keine Richter, sondern nur Verteidiger.“

„Ich bitte Sie, zur Sache zu sprechen!“ bemerkte der Alte trocken.

„Zur Sache? Gut! Ich habe mich schon so weit gebracht, daß ich glaube, Sie sind wirklich Richter, unabhängige, rechtschaffene Leute . . .“

„Der Gerichtshof bedarf Ihrer Charakterisierung nicht.“

„Bedarf ihrer nicht? Hm! Nun, ich werde dennoch fortfahren. Sie sind Leute, für die es weder Bekannte noch Freunde gibt, Sie sind freie Männer. Da stehen vor Ihnen zwei Parteien, und eine klagt: Man hat mich ausgeplündert und bis aufs Blut gequält! Die andere aber antwortet: Ich habe das Recht zu plündern und zu quälen, weil ich eine Flinte in der Hand habe.“

„Haben Sie etwas zur Sache zu bemerken?“ fragte der Alte mit erhobener Stimme. Seine Hände zitterten, und die Mutter freute sich, ihn böse zu sehen. Aber das Benehmen Andrejs gefiel ihr nicht: es paßte nicht zu der Rede ihres Sohnes. Sie wünschte einen ernsten und harten Streit.

Der Kleinrusse blickte den Greis schweigend an, rieb sich dann den Kopf und sagte ernsthaft:

„Zur Sache? Wozu soll ich denn mit Ihnen zur Sache sprechen? Was Sie wissen mußten, hat der Genosse gesagt. Das übrige werden Ihnen, wenn die Zeit kommt, andere klarmachen.“

Der Alte stand langsam auf und erklärte:

„Ich entziehe Ihnen das Wort! Gregor Samoilow . . .“

Der Kleinrusse preßte die Lippen fest zusammen und ließ sich träge auf die Bank nieder. Neben ihm erhob sich Samoilow.

„Der Staatsanwalt hat die Genossen Barbaren genannt, Feinde der Kultur . . .“

„Sie sollen nur über das sprechen, was Ihre Angelegenheit betrifft . . .“

„Das betrifft sie auch. Es gibt nichts, was brave Leute nichts angehe, und ich bitte, mich nicht zu unterbrechen. Ich frage Sie: was ist eigentlich Ihre Kultur?“

„Wir sind nicht hier, um mit Ihnen zu disputieren! Zur Sache!“ sagte der Alte.

Durch Andrejs Verhalten waren die Richter wie verwandelt. Seine Worte hatten gleichsam von ihnen etwas abgewischt: in ihren grauen Gesichtern erschienen Flecke, in den Augen brannten kalte, grüne Funken. Pawels Rede hatte sie erregt, durch ihre Kraft aber diese Erregung zurückgedrängt und ihnen unwillkürlich Achtung eingeflößt; der Kleinrusse dagegen machte dieser Zurückhaltung ein Ende, und es trat leicht zutage, was hinter ihr war. Sie flüsterten mit sonderlichen Grimassen und übereilten Bewegungen.

„Sie erziehen Spione, Sie verführen Frauen und Mädchen, Sie machen die Leute zu Dieben und Mördern, Sie vergiften sie mit Brantwein. Internationales Blutvergießen, nationale Lüge, Sittenverderbnis und Verwilderung — das ist Ihre Kultur! Ja, wir sind Feinde dieser Kultur!“

„Ich bitte Sie!“ schrie der Alte, und sein Kinn zitterte heftig. Aber Samoilow, über und über rot und mit blitzenden Augen, schrie ebenfalls:

„Aber wir verehren und schätzen jene andere Kultur, deren Schöpfer Sie in Gefängnissen haben verschmachten lassen und um den Verstand gebracht haben . . .“

„Ich entziehe Ihnen das Wort! . . . Fedor Masin.“

Der kleine Masin erhob sich, als wenn plötzlich ein Pfriem in die Höhe schnellte, und sagte mit stockender Stimme:

„Ich . . . ich schwöre! . . . Ich weiß, Sie haben mich schon verurteilt . . .“

Der Atem blieb ihm aus, er wurde blaß, in seinem Gesicht waren nur die Augen noch zu sehen, er streckte die Hand aus und rief:

„Ich . . . gebe mein Ehrenwort! Wohin Sie mich auch verbannen — ich werde fliehen, heimkehren und werde immer arbeiten . . . mein ganzes Leben. Mein Ehrenwort!“

Ssisow räusperte sich laut und bewegte sich unruhig hin und her. Die Anwesenden wurden alle von der immer höher gehenden Woge der Erregung ergriffen, es entstand dumpfer Lärm. Eine Frau weinte, jemand hustete schwer. Die Gendarmen blickten stumpfsinnig erstaunt auf die Angeklagten, wütend auf das Publikum. Die Richter bewegten sich auf ihren Sitzen hin und her, der Alte rief mit dünner Stimme:

„Iwan Gussew!“

„Ich will nicht reden!“

„Wassili Gussew!“

„Ich auch nicht!“

„Fedor Bukin!“

Der weißliche, verblichene Bursche erhob sich schwerfällig, schüttelte den Kopf und sagte langsam:

„Sie sollten sich schämen! Ich bin schwer von Begriff und weiß doch, was Gerechtigkeit ist!“ Er erhob die Hand

über den Kopf und schwieg mit halbgeschlossenen Augen, als schaute er weit in die Ferne.

„Was?“ schrie der Alte erregt und erstaunt und sank in seinen Sessel zurück.

„Schon gut . . .“

Bukin ließ sich finster auf die Bank nieder. In seinen dunklen Worten lag etwas Riesengroßes und Wichtiges, etwas traurig Vorwurfsvolles und Naives. Das fühlten alle, und selbst die Richter horchten, ob nicht ein Echo ertönen würde, deutlicher als diese Worte. Auf den Bänken für das Publikum erstarb alles, nur leises Weinen zitterte in der Luft. Dann lächelte der Staatsanwalt achselzuckend, der Adelsmarschall hustete dumpf, und bald ging wieder erregtes Flüstern durch den Saal.

Die Mutter beugte sich zu Ssisow und fragte:

„Werden die Richter sprechen?“

„Jetzt ist alles zu Ende, es wird nur noch das Urteil verkündet.“

„Weiter nichts?“

„Nein . . .“

Sie glaubte ihm nicht.

Die Samoilowa saß unruhig auf der Bank, stieß die Mutter mit Schulter und Ellbogen an und sagte leise zu ihrem Mann:

„Was ist das? Geht denn das so?“

„Du siehst ja, daß es geht!“

„Was wird denn aber mit ihm, mit Grischa?“

„Laß mich in Ruhe!“

Alle hatten die Empfindung, als sei in ihrem Innern etwas zerstört, zerschlagen. Die Menschen blinzelten ratlos wie geblendet, als ob etwas Helles, mit undeutlichen Umrissen und von unbekannter Bedeutung, aber voll hin-

reißender Kraft, vor ihnen aufgeflammt wäre. Und da sie das Gewaltige, das plötzlich vor ihnen auftauchte, nicht verstanden, tauschten sie geschwind das neue Gefühl gegen ein kleines, leicht verständliches ein. Der alte Bukin flüsterte ziemlich laut:

„Erlauben Sie, warum darf man nicht reden? Der Staatsanwalt kann reden, so viel er will . . .“

Neben der Bank stand ein Beamter, der den Leuten zuwinkte und mit leiser Stimme sagte:

„Still doch . . . still . . .“

Samoilow lehnte sich zurück und stieß hinter dem Rücken seiner Frau laute, abgerissene Worte heraus:

„Natürlich, sie sind schuldig, wollen wir mal sagen. Aber laßt sie sich doch erklären! Gegen was haben sie sich eigentlich vergangen? Ich möchte das verstehen. Ich bin auch interessiert!“

„Still!“ rief der Beamte und drohte mit dem Finger. Ssisow nickte verdrießlich.

Die Mutter aber beobachtete unverwandt die Richter und sah, wie sie immer mehr in Erregung gerieten und miteinander sprachen, ohne daß man ihre Worte verstehen konnte. Den kalten, glatten Klang ihrer Stimmen fühlte sie im Gesicht, und ihre Wangen zitterten, sie empfand ein krankes, widerwärtiges Gefühl im Munde. Es war ihr, als wenn sie alle vom Körper ihres Sohnes und seiner Freunde sprachen, von den Muskeln und Gliedern der Jünglinge, die voll heißen Bluts und lebendiger Kraft waren. Diese Körper entfachten in ihnen den böartigen Neid von Bettlern, die zähe Gier ausgemergelter, kranker Menschen. Sie schmatzten mit den Lippen, und es war ihnen leid um diese Leiber, die arbeiten und bereichern, das Leben genießen und schaffen konnten. Jetzt entziehen sie

sich dem tätigen Leben; die Möglichkeit, sie zu besitzen, ihre Kraft auszunutzen und sie zu verzehren, schwindet. Und deswegen riefen die Jünglinge in den alten Richtern die rachsüchtige, schmerzliche Wut des geschwächten Tieres hervor, das frischen Fraß vor sich sieht, aber nicht mehr die Kraft hat, zuzupacken, die Macht verloren hat, sich an fremder Kraft zu sättigen und nun leidend stöhnt und schmerzlich heult, weil es sieht, daß der Gegenstand, der es sättigen kann, ihm unerreichbar bleibt.

Dieser rohe und seltsame Gedanke nahm eine um so bestimmtere Form an, je aufmerksamer die Mutter die Richter betrachtete. Sie konnten anscheinend die aufgeregte Gier und ohnmächtige Wut hungriger Wesen, die einst viel hatten fressen können, nicht mehr unterdrücken. Für sie, die Frau und Mutter, war der Körper ihres Sohnes doch stets teurer als das, was man Seele nennt, für sie war es schrecklich, sehen zu müssen, wie die erloschenen Augen über sein Gesicht glitten, seine Brust, Schultern und Hände gleichsam betasteten, sich an seiner heißen Haut rieben, als suchten sie sich neu zu entflammen und das Blut in ihren verkalkten Adern, in ihren verbrauchten Muskeln Halbtoter zu erhitzen. Ihr schien, als wenn ihr Sohn den widerwärtigen Kitzel dieser feuchten Blicke fühlte und zitternd mit den Augen nach ihr suchte.

Pawel aber blickte mit etwas müden Augen, ruhig und freundlich, in das Gesicht der Mutter. Bisweilen nickte er ihr zu und lächelte.

„Bald kommt die Freiheit!“ sagte ihr dieses Lächeln und es streichelte das Mutterherz wie mit weichen Händen.

Plötzlich standen alle Richter auf einmal auf, die Mutter erhob sich unwillkürlich ebenfalls.

„Sie sind fort!“ sagte Ssisow.

„Um das Urteil zu fällen?“ fragte die Mutter.

„Ja.“

Ihre Spannung ließ plötzlich nach, ihren Körper umfing dumpfe Mattigkeit, ein Zittern lief um ihre Augen, und auf der Stirn trat Schweiß hervor. Ein schweres Gefühl der Enttäuschung und Kränkung erfüllte ihr Herz und verwandelte sich schnell in niederdrückende Verachtung gegen die Richter und das Gericht. Sie fühlte Schmerzen über den Augen, fuhr fest mit der Hand über die Stirn, und schaute um sich: die Verwandten der Angeklagten traten an das Gitter heran, im Saal tönte laute Unterhaltung. Sie trat auch zu Pawel, schüttelte kräftig seine Hand und weinte vor Schmerz und Freude: sie fand sich in den Widersprüchen ihrer Gefühle nicht mehr zurecht. Pawel sagte ihr freundliche Worte; der Kleinrusse scherzte und lachte.

Alle Frauen weinten, aber mehr aus Gewohnheit als aus Kummer. Es war kein Kummer, der wie ein plötzlicher dumpfer Schlag betäubt, unerwartet und unsichtbar auf das Haupt niedersaust, es war mehr das traurige Gefühl der Notwendigkeit, sich von den Kindern trennen zu müssen. Aber sogar dieses Gefühl verging und löste sich in den Eindrücken des durchlebten Tages. Väter und Mütter betrachteten ihre Kinder mit dem üblichen Mißtrauen gegen die Jugend und dem gewohnten Bewußtsein der Überlegenheit, gleichzeitig aber auch mit einer Art von Achtung, und der trübe, nicht abweisbare Gedanke daran, wie sie jetzt leben würden, wurde überwunden durch das neugierige Staunen über die Jugend, die kühn und furchtlos von der Möglichkeit eines anderen, besseren Lebens sprach. Die Gefühle wurden zurückge-

halten, weil man sie nicht auszudrücken wußte; Worte wurden reichlich gebraucht, aber man sprach von einfachen Dingen, von Wäsche und Kleidung und von der Notwendigkeit, sich gesund zu erhalten.

Der ältere Bukin redete mit heftigen Handbewegungen auf seinen Bruder ein:

„Das ist es ja gerade — Gerechtigkeit! Weiter nichts!“

Der jüngere Bukin antwortete:

„Pflege meinen Star auch!“

„Es soll ihm nichts abgehen.“

Ssisow hielt seinen Neffen an der Hand und sagte langsam:

„Ja, Fedor, also du gehst nun fort!“

Fedja beugte sich nieder und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wobei er schelmisch lachte. Ein Soldat von der Wachmannschaft lächelte auch, machte aber sofort wieder ein finsternes Gesicht und räusperte sich.

Die Mutter sprach mit Pawel über dieselben Dinge wie die anderen — über seine Kleidung und Gesundheit; in ihrer Brust aber drängten sich Dutzende von Fragen, über Sascha, über sich selbst und über ihn. Aber hinter all dem wuchs langsam das Gefühl quellender Liebe zu ihrem Sohn, der dringende Wunsch, ihm zu gefallen, seinem Herzen näher zu sein. Die Erwartung des Schrecklichen war verschwunden, und es blieb nur ein unbehagliches dunkles Zittern, wenn sie an die Richter dachte, und düstere Gedanken über diese. Sie fühlte in sich eine neue helle Freude wachsen, verstand sie aber nicht und war verlegen. Als sie sah, wie der Kleinrusse mit allen sprach, wurde ihr klar, daß er freundliche Worte nötiger hatte als Pawel.

„Das Gericht hat mir nicht gefallen!“

„Aber warum, Mütterlein?“ rief der Kleinrusse mit dankbarem Lächeln. „Ein altes Plappermaul, aber doch nicht faul.“

„Niemand hat Furcht, und niemand versteht etwas! Auf welcher Seite ist denn nun die Wahrheit?“ sagte sie unentschlossen.

„Oho, sieh einer, was die alles verlangt!“ rief Andrej. „Wird hier etwa um die Wahrheit prozessiert?“

Sie seufzte und sagte lächelnd:

„Ich glaubte früher, man würde Furcht fühlen . . .“

„Der Gerichtshof kommt!“

Alle stürzten schnell auf ihre Plätze.

Mit einer Hand auf den Tisch gestützt, begann der Vorsitzende, summend wie eine Hummel, ein Aktenstück, das sein Gesicht verbarg, zu verlesen.

„Er spricht sie schuldig!“ sagte Ssisow aufhorchend.

Es wurde still. Alle standen auf und blickten nach dem alten Manne hin. Er war klein, dürr, gerade und sah aus wie ein Stock, den eine unsichtbare Hand hält. Die Richter standen auch, der Bezirksälteste hielt den Kopf seitwärts und blickte an die Decke; das Stadthaupt hatte die Arme auf der Brust gekreuzt, der Adelsmarschall strich sich den Bart. Der Richter mit dem kranken Gesicht, sein aufgedunsener Kollege und der Staatsanwalt betrachteten aufmerksam die Angeklagten. Hinter den Richtern, über ihre Köpfe hinweg, blickte aus dem Bilde mit gleichgültigem, weißem Gesicht der Zar in roter Uniform, und über sein Gesicht kroch ein Insekt.

„Zu Verbannung!“ sagte Ssisow mit einem Seufzer der Erleichterung. „Nun ist die Sache zu Ende, Gott sei Dank! Es hieß sogar — Zwangsarbeit! Sei ruhig, Mutter! Es ist nicht schlimm!“

„Ich habe es ja gewußt“, antwortete sie müde.

„Dennoch! Jetzt ist es wirklich entschieden! Wer kann wissen!“ Er wandte sich zu den Verurteilten um, die schon fortgeführt wurden und sagte laut:

„Auf Wiedersehen, Fedor! Und ihr alle! Gott sei mit euch!“

Die Mutter nickte schweigend ihrem Sohn und allen andern zu. Sie wollte weinen, aber sie schämte sich.

XXVII

Sie trat aus dem Gerichtsgebäude und wunderte sich, daß über der Stadt schon Nacht lag, daß die Laternen brannten, und die Sterne am Himmel standen. Beim Gerichtsgebäude drängten sich die Menschen, in der Frostluft knirschte der Schnee, junge Stimmen klangen durcheinander. Ein Mensch im grauen Baschlik blickte Ssisow ins Gesicht und fragte rasch:

„Wie ist das Urteil?“

„Verbannung!“

„Für alle?“

„Ja.“

„Danke.“

Er ging fort.

„Siehst du?“ sagte Ssisow. „Sie erkundigen sich . . .“

Plötzlich umringte sie ein Dutzend junger Leute und Mädchen, und überall ertönten schnelle Ausrufe, die wieder andere herbeizogen. Die Mutter und Ssisow blieben stehen. Man fragte nach dem Urteil, fragte, wie die Verurteilten sich verhalten, wer gesprochen hätte, worüber — und aus allen Fragen klang ein und dieselbe lebhaft Neugierde, aufrichtig und warm, und weckte den Wunsch, sie zu befriedigen.

„Meine Herrschaften! Das ist Pawel Wlassows Mutter!“ rief jemand halblaut, und nicht gleich, aber bald schwieg alles.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke!“

Eine feste Hand preßte die Finger der Mutter und jemand begann erregt zu reden.

„Ihr Sohn wird uns allen ein Vorbild der Männlichkeit sein!“

„Hoch die russischen Arbeiter!“ ertönte ein heller Ruf.

Das Geschrei nahm zu, vervielfältigte sich, erklang hier und da. Von allen Seiten kamen die Menschen und drängten sich um Ssisow und die Mutter. Dann schrillten Polizeipfeife durch die Luft, aber ihre Triller erstickten das Geschrei nicht. Der Alte lachte, der Mutter aber erschien alles wie ein freundlicher Traum. Sie lächelte, drückte die Hände, verbeugte sich, und gute, helle Tränen schnürten ihr die Kehle zu. Ihre Füße zitterten vor Müdigkeit, aber ihr freudegesättigtes Herz nahm alles in sich auf und warf wie der helle Spiegel eines Sees die Eindrücke zurück. Ganz in ihrer Nähe rief eine helle Stimme aufgeregt:

„Genossen! Das Ungeheuer, das das russische Volk verschlingt, hat heute wieder seinen unersättlichen gierigen Rachen aufgerissen . . .“

„Wir wollen lieber gehen, Mutter!“ sagte Ssisow.

Und im selben Augenblick erschien plötzlich Sascha, nahm die Mutter unter den Arm, zog sie schnell auf die andere Straßenseite und sagte:

„Kommen Sie, bitte, sie hauen vielleicht drein oder verhaften uns. Verbannung? Nach Sibirien?“

„Ja, ja.“

„Wie hat er gesprochen? Ich weiß es übrigens. Er war stärker und einfacher als alle anderen, härter als alle, natürlich, ja. Er ist feinfühlig und zart, schämt sich aber, das offen zu zeigen.“

Ihr leidenschaftliches Flüstern, die heißen Worte ihrer Liebe, beruhigten die Erregung der Mutter, hoben ihre gesunkenen Kräfte.

„Wann werden Sie zu ihm reisen?“ fragte sie Sascha leise und freundlich und drückte ihren Arm an sich. Das junge Mädchen blickte zuversichtlich geradeaus und antwortete:

„Sobald ich jemanden finde, der meine Arbeit übernimmt. Ich erwarte ja auch mein Urteil. Wahrscheinlich schicken sie mich auch nach Sibirien. Ich erkläre dann, ich wünsche mich in der Gegend anzusiedeln, wo er ist.“

Hinten ertönte Ssisows Stimme:

„Dann grüßen Sie ihn von mir! Von Ssisow, er weiß schon. Fedor Masins Onkel.“

Sascha blieb stehen, wandte sich um und streckte die Hand aus.

„Ich kenne Fedja. Ich heiße Alexandra.“

„Und mit Vatersnamen?“

Sie sah ihn an und erwiderte:

„Ich habe keinen Vater.“

„Er ist tot?“

„Nein, er lebt!“ erwiderte sie, und etwas Trotziges, Eigensinniges klang in ihrer Stimme, kam in ihrem Gesicht zum Vorschein. „Er ist Gutsbesitzer, jetzt Landhauptmann; er bestiehlt die Bauern.“

„So, so!“ erwiderte Ssisow betreten. Er schwieg einen Augenblick und sagte, während er neben dem Mädchen herging und sie von der Seite anblickte:

„Nun, Mutter, leb wohl! Ich muß links gehen. Auf Wiedersehen, Fräulein, Sie sind streng gegen ihren Vater! Aber das ist ja Ihre Sache.“

„Wenn Ihr Sohn ein Lump wäre, ein Taugenichts, würden Sie das aussprechen?“ rief Sascha leidenschaftlich.

„Hm, ich würde es sagen!“ antwortete der Alte etwas zögernd.

„Das heißt also, Ihnen steht die Gerechtigkeit höher als Ihr Sohn, und mir steht sie eben höher als mein Vater.“

Ssisow schüttelte lächelnd den Kopf und sagte dann seufzend:

„Gott! Sie sind alle sehr rasch! Wenn Sie so dabei bleiben, kriegen Sie noch die Alten unter, es steckt viel Hitze in Ihnen! Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen alles Gute, und seien Sie etwas milder gegen die Menschen, ja? Leb wohl, Nilowna! Wenn du Pawel siehst, sag ihm, daß ich seine Rede gehört habe. Es war nicht alles verständlich, manches hat mir sogar Angst gemacht, aber sag nur, es stimmte!“

Er nahm die Mütze ab und bog gemessen um die Straßenecke.

„Das muß ein guter Mann sein!“ meinte Sascha, und sah ihm mit einem lächelnden Blick aus ihren großen Augen nach.

Der Mutter kam ihr Gesicht heute weicher und milder vor als sonst.

Zu Hause setzten sie sich auf das Sofa und rückten eng aneinander. Die Mutter ruhte in der Stille aus und sprach wieder von Saschas Reise zu Pawel. Das junge Mädchen hob nachdenklich die dichten Brauen und blickte mit den großen, träumerischen Augen in die Ferne; auf ihrem blassen Gesicht lag ein Ausdruck ruhigen Sinnens.

„Dann, wenn Kinder kommen, ziehe ich zu euch und spiele Wärterin. Und wir werden da jedenfalls nicht schlechter leben als hier. Arbeit wird Pascha schon finden, seine Hände sind Gold wert.“

Sascha warf einen forschenden Blick auf die Mutter und fragte:

„Aber wollen Sie ihm nicht gleich nachreisen?“

Die Mutter seufzte:

„Was kann ich ihm nützen? Ich würde ihm nur hinderlich sein bei einem Fluchtversuch, und er würde es auch nicht wollen!“

Sascha nickte.

„Nein, er würde es nicht wollen.“

„Außerdem habe ich ja hier zu tun“, fügte die Mutter mit leisem Stolz hinzu.

„Ja!“ erwiderte Sascha nachdenklich. „Das ist gut.“

Und plötzlich fuhr sie zusammen, als würfe sie eine Last von sich ab, und sagte einfach und leise:

„Er wird nicht dort bleiben. Er wird natürlich fliehen.“

„Aber was wird aus Ihnen, und aus dem Kind, wenn eins kommt?“

„Das wird sich finden. Er soll mit mir nicht rechnen; ich will ihm nicht zur Last sein. Es wird mir schwer fallen, mich von ihm zu trennen, aber natürlich finde ich mich darein. Ich will ihm nicht im Wege sein, nein.“

Die Mutter fühlte, daß Sascha fähig sei, so zu handeln, wie sie sprach, und sie tat ihr leid. Sie umarmte sie und sagte:

„Mein liebes Mädchen, es wird Ihnen schwer werden!“

Sascha lächelte und schmiegte sich eng an sie.

Ermüdet kam Nikolai und sagte eilig:

„Nun, Saschenka, machen Sie sich aus dem Staube, solange Sie noch unversehrt sind! Hinter mir laufen seit

heute morgen zwei Spione her, und zwar so offen, daß die Sache nach Verhaftung riecht. Ich habe so eine Ahnung. Irgendwo ist etwas passiert. Ja, hier ist Pawels Rede, die soll gedruckt werden. Bringen Sie sie zu Ludmila und flehen Sie sie an, schnell zu arbeiten. Pawel hat prächtig gesprochen, Nilowna! Hüten Sie sich vor den Spionen, Sascha!“

Während er sprach, rieb er kräftig seine erfrorenen Hände, trat zum Tisch, zog schnell die Schubladen heraus und suchte allerhand Papiere hervor. Die einen zerriß er, andere legte er beiseite, besorgt und zerzaust.

„Ich habe doch erst kürzlich alles aufgeräumt, und nun hat sich schon wieder so viel Kram angesammelt, zum Teufel! Wissen Sie, Nilowna, für Sie ist es vielleicht auch besser, nicht zu Hause zu übernachten. Bei der Komödie dabei zu sein, ist sehr langweilig, und man könnte Sie leicht auch einsperren. Sie müssen aber unbedingt Pawels Rede nach mehreren Stellen bringen.“

„Was können die Gendarmen mit mir anfangen?“ sagte die Mutter.

Nikolai fuchtelte mit der Hand vor den Augen hin und her und erwiderte zuversichtlich:

„Ich habe so einen Riecher. Außerdem könnten Sie Ludmila helfen! Halten Sie sich lieber etwas fern!“

Sie freute sich, beim Druck der Rede ihres Sohnes helfen zu können und antwortete:

„Wenn dem so ist, gehe ich.“

Und zu ihrer eigenen Überraschung sagte sie zuversichtlich, aber leise:

„Jetzt fürchte ich nichts mehr, Gott sei Dank!“

„Wundervoll!“ rief Nikolai, ohne sie anzusehen. „Also — sagen Sie mir nur, wo mein Koffer und meine Wäsche

ist; Sie haben ja alles an sich gerissen, und ich kann nicht einmal über mein persönliches Eigentum verfügen!“

Sascha verbrannte schweigend Papierfetzen im Ofen, und als sie das erledigt, vermischte sie das verbrannte Papier sorgfältig mit der glimmenden Ofenasche.

„Sie, Sascha, gehen fort!“ sagte Nikolai, indem er ihr die Hand hinstreckte. „Auf Wiedersehen! Vergessen Sie mich nicht, wenn etwas Interessantes von Büchern erscheint. Und seien Sie vorsichtig!“

„Denken Sie, es ist auf lange?“ fragte Sascha.

„Das mag der Teufel wissen! Wahrscheinlich, es liegt allerhand gegen mich vor. Nilowna, gehen Sie zusammen, ja? Zwei kann man schwerer beobachten, nicht wahr?“

„Ich gehe!“ antwortete die Mutter. „Ich ziehe mich sofort an.“ Sie beobachtete Nikolai aufmerksam, konnte aber außer einer gewissen Besorgnis, anstelle des gewohnten, guten und milden Augenausdrucks, nichts wahrnehmen. Hastige Bewegungen oder Anzeichen von Erregung sah sie nicht an dem Manne, der ihr teurer war als alle anderen. Gegen alle gleich aufmerksam, gleich freundlich, immer ruhig einsam, blieb er auch für alle derselbe wie früher, lebte sein geheimnisvolles Innenleben und ließ die übrige Welt weit hinter sich. Die Mutter wußte aber, daß er ihr am allernächsten stand und liebte ihn mit einer behutsamen, wenig selbstsicheren Zärtlichkeit. Er tat ihr unsäglich leid, doch drängte sie dieses Gefühl zurück, weil sie wußte, daß Nikolai, wenn sie es zeigte, den Kopf verlieren, aus der Fassung geraten und dann, wie immer, eine etwas komische Figur spielen würde. So wollte sie ihn jedoch nicht sehen.

Sie trat wieder ins Zimmer; er drückte Sascha die Hand und sagte:

„Wundervoll! Das ist sicher sehr schön für ihn und für Sie. Ein wenig persönliches Glück kann nicht schaden. Sind Sie fertig, Nilowna?“

Er trat lächelnd zu ihr und rückte seine Brille zu-recht.

„Nun, auf Wiedersehen, ich denke, in drei, vier Monaten, spätestens in einem halben Jahr! Ein halbes Jahr ist ein großes Stück Leben. Schonen Sie sich, bitte, ja? Kommen Sie, wir wollen uns umarmen!“

Der hagere und zarte Mann legte seine festen Hände um ihren Hals, blickte in ihre Augen und sagte lachend:

„Ich habe mich anscheinend in Sie verliebt, ich um-arme Sie fortwährend!“

Sie schwieg und küßte seine Stirn und Wangen. Ihre Arme zitterten. Damit er das nicht merkte, öffnete sie sie.

„Geben Sie acht, seien Sie morgen recht vorsichtig! Wissen Sie was, die Ludmila hat da einen Jungen, schicken Sie den erst her, der kann mal nachschauen. Nun, auf Wiedersehen, Genossen! Alles geht gut!“

Auf der Straße sagte Sascha leise zur Mutter:

„Ebenso einfach wird er in den Tod gehen, wenn es nötig ist, und wahrscheinlich ebenso hastig. Und wenn der Tod ihm ins Antlitz blickt, wird er seine Brille zu-recht schieben, wird ‚Wundervoll!‘ sagen und sterben.“

„Ich liebe ihn sehr!“ flüsterte die Mutter.

„Ich bewundere ihn, aber lieben . . . nein! Ich verehere ihn sehr! Er ist so trocken, wenn auch gut und manchmal sogar zärtlich, aber das alles ist doch nicht genügend für einen Menschen. Es scheint, wir werden beobachtet. Wir wollen uns lieber trennen. Gehen Sie nicht zu Ludmila, wenn Sie glauben, daß dort ein Spion steht.“

„Ich weiß!“ sagte die Mutter. Sascha aber fügte mit Nachdruck hinzu:

„Gehen Sie nicht hinein, kommen Sie dann zu mir. Einstweilen leben Sie wohl!“

Sie machte schnell kehrt und ging zurück.

XXVIII

Einige Minuten darauf saß die Mutter in dem kleinen Zimmer Ludmilas am Ofen und wärmte sich. Ludmila ging im schwarzen Kleid mit einem Riemen um die Taille langsam im Zimmer auf und ab und füllte es mit dem rauschenden Klang ihrer Kommandostimme.

Im Ofen knisterte und heulte das Feuer und zog die Luft aus dem Zimmer an; gleichmäßig klang die Stimme der Frau:

„Die Menschen sind mehr dumm als böse. Sie können nur das sehen, was ihnen nahe ist, was man sofort greifen kann. Alles Naheliegende aber ist billig, das Fernliegende dagegen teuer. Im Grunde genommen wäre es für alle vorteilhaft und angenehm, wenn das Leben anders, leichter würde und die Menschen vernünftiger. Um das zu erreichen, muß man aber jetzt einige Unbequemlichkeiten auf sich nehmen!“

Plötzlich blieb sie vor der Mutter stehen und sagte leise, sich gewissermaßen entschuldigend:

„Ich sehe selten Menschen, und wenn jemand zu mir kommt, fange ich an zu reden. Lächerlich, nicht wahr?“

„Warum denn?“ erwiderte die Mutter.

Sie zerbrach sich den Kopf, wo die Frau druckte, bemerkte aber nichts Ungewöhnliches. In dem dreifenstrigen, nach der Straße gelegenen Zimmer stand ein Sofa, ein

Bücherschrank, ein Tisch, Stühle, an der Wand ein Bett, in der Ecke daneben ein Waschtisch, in der anderen der Ofen, an den Wänden hingen Photographien nach Gemälden. Alles war neu, dauerhaft, sauber, und auf alles warf die strenge, mönchische Gestalt der Wirtin einen kalten Schatten. Man fühlte etwas Heimliches, Verstecktes, wußte aber nicht, wo das war. Die Mutter betrachtete die Türen — durch eine war sie aus dem kleinen Vorzimmer eingetreten, eine zweite Tür, eng und hoch, war am Ofen.

„Ich komme mit einem bestimmten Anliegen zu Ihnen!“ sagte sie verlegen, da sie bemerkte, daß Ludmila sie beobachtete.

„Ich weiß. Anders sucht man mich nicht auf.“

Etwas Besonderes klang in Ludmilas Stimme, und die Mutter blickte ihr ins Gesicht. Um ihre scharfen Mundwinkel spielte ein Lächeln, hinter den Brillengläsern glänzten matte Augen. Die Mutter blickte zur Seite und gab ihr Pawels Rede.

„Da, Sie möchten das schnell drucken!“

Und sie erzählte ihr von Nikolais Vorbereitungen für seine Verhaftung.

Ludmila steckte schweigend das Blatt in den Gürtel und setzte sich auf einen Stuhl. In ihren Brillengläsern spiegelte sich der rote Schein des Feuers, das Zucken der Flammen tanzte auf ihrem unbeweglichen Gesicht.

„Wenn sie zu mir kommen, so schieße ich!“ sagte sie leise und entschlossen, als sie die Erzählung der Mutter angehört hatte. „Ich habe das Recht, mich gegen die Gewalt zu verteidigen, und ich bin verpflichtet, mit ihr zu kämpfen, wenn ich andere dazu auffordere.“

Der Widerschein des Feuers glitt von ihrem Gesicht, und es wurde wieder streng, etwas hochmütig.

„Du hast kein leichtes Leben!“ dachte mitfühlend die Mutter.

Ludmila begann, anscheinend ohne Interesse, Pawels Rede zu lesen, dann aber beugte sie sich immer tiefer über das Papier, warf die gelesenen Blätter beiseite, erhob sich, nachdem sie zu Ende gelesen, und trat zur Mutter.

„Das ist schön!“

Sie überlegte einen Augenblick mit gesenktem Kopf.

„Ich wollte nicht mit Ihnen über Ihren Sohn sprechen, ich bin ihm nicht begegnet und mag keine traurigen Gespräche. Ich weiß, was es heißt, wenn ein Verwandter in die Verbannung geht! Aber ich möchte Sie fragen: ist es schön, solchen Sohn zu haben?“

„Ja, gewiß!“ sagte die Mutter.

„Und Sorgen macht er auch?“

Die Mutter erwiderte mit ruhigem Lächeln:

„Jetzt Sorge ich mich nicht mehr.“

Ludmila ordnete mit ihrer bräunlichen Hand ihr glattgekämmtes Haar und wandte sich zum Fenster. Ein leichter Schatten zitterte auf ihren Wangen, vielleicht der Schatten eines unterdrückten Lächelns.

„Ich will schnell setzen. Legen Sie sich hin, Sie haben einen schweren Tag hinter sich, Sie sind müde. Legen Sie sich hier auf das Bett, ich schlafe nicht und wecke Sie vielleicht nachts, um mir zu helfen. Wenn Sie zur Ruhe gehen, löschen Sie die Lampe.“

Dann warf sie zwei Holzscheite in den Ofen, richtete sich auf und trat durch die schmale Tür beim Ofen, die sie fest hinter sich schloß. Die Mutter blickte ihr nach und begann sich auszukleiden. Sie grübelte über Ludmila nach.

„Sie hat irgendeinen Kummer.“

Die Müdigkeit machte sie schwindelig, in ihrem Herzen

aber war es eigentümlich ruhig, und alles vor ihr lag in einem milden, freundlichen Licht, das still und gleichmäßig die Brust erfüllte. Sie kannte diese Ruhe schon, sie kam immer nach großen Erregungen und ängstigte sie früher ein wenig, aber jetzt weitete sie ihr nur die Seele und kräftigte sie mit einem großen, starken Gefühl. Sie löschte die Lampe aus, legte sich in das kalte Bett, kauerte sich unter der Bettdecke zusammen und schlief schnell fest ein.

Als sie die Augen aufschlug, war das Zimmer vom kalten, weißen Glanz des hellen Wintertages erfüllt. Ihre Wirtin lag mit einem Buch in der Hand auf dem Sofa und blickte ihr mit einem Lächeln, das gar nicht zu ihr paßte, ins Gesicht.

„Ach Gott!“ rief die Mutter verlegen. „Ich habe wohl recht lange geschlafen?“

„Guten Morgen!“ erwiderte Ludmila. „Es ist bald zehn; stehen Sie auf, wir wollen Tee trinken.“

„Warum haben Sie mich denn nicht geweckt?“

„Ich wollte es. Ich trat zu Ihnen — da lächelten Sie so lieb im Traum.“

Mit einer geschmeidigen Bewegung erhob sie sich vom Sofa, trat zum Bett und beugte sich zum Gesicht der Mutter nieder, die in ihren matten Augen etwas Verwundenes, Nahes und ihr wohl Verständliches wahrnahm.

„Es tat mir leid, Sie zu stören, vielleicht hatten Sie einen glücklichen Traum.“

„Ich habe gar nichts geträumt!“

„Nun einerlei! Aber mir gefiel Ihr Lächeln. Es war so ruhig und gut, so vielsagend!“

Ludmila lachte, ihr Lachen klang leise, sammetweich.

„Ich habe auch über Sie nachgedacht. Ihr Leben ist wohl recht schwer.“

Die Mutter bewegte die Augenbrauen, schwieg und dachte nach.

„Gewiß ist es schwer!“ rief Ludmila.

„Das weiß ich doch nicht!“ meinte die Mutter vorsichtig. „Manchmal scheint es mir schwer. Aber es ist so viel, alles ist so ernst, so wunderbar, alles folgt sich so schnell, so schnell . . .“

Die bekannte Woge mutiger Erregung stieg in ihrem Innern auf und füllte ihr Herz mit Bildern und Gedanken. Sie richtete sich im Bett auf und verlieh den Gedanken schnell Worte.

„Alles zieht dahin, alles, dem einen Ziel entgegen. Viel Schweres gibt es, wissen Sie! Die Menschen leiden, werden grausam geschlagen, viele Freuden sind ihnen verboten. Das alles ist recht schwer!“

Ludmila warf schnell den Kopf zurück, schien sie mit ihrem Blick zu umarmen und sagte:

„Sie sprechen ja gar nicht von sich selbst!“

Die Mutter stand vom Bett auf und fragte beim Ankleiden:

„Wie kann man sich besonders beiseitestellen, wenn man alle liebt, für alle sich ängstigt, wenn einem um alle leid ist, alles das Herz trifft. Wie soll man da beiseitretreten?“

Sie stand halb angekleidet mitten im Zimmer und überlegte einen Augenblick. Es war ihr plötzlich, als wenn das Weib in ihr, das voll Unruhe und Furcht um ihren Sohn, in Gedanken an die Erhaltung seines Leibes gelebt, nicht mehr da sei, es hatte sich von ihr abgesondert, war weit fortgegangen und war vielleicht im Feuer der Aufregung ganz verbrannt, und das hatte ihre Seele erleichtert und geläutert, und ihr Herz mit frischer Kraft erneuert. Sie

horchte auf sich, wollte sich selbst ins Herz blicken und fürchtete, in ihm Gefühle der alten Ängste zu wecken.

„Worüber haben Sie nachgedacht?“ fragte Ludmila freundlich, und trat zu ihr.

„Ich weiß nicht!“ erwiderte die Mutter.

Sie schwiegen, blickten einander an und lächelten beide. Dann verließ Ludmila mit den Worten: „Was wohl mein Samowar macht?“ das Zimmer.

Die Mutter blickte zum Fenster hinaus, auf der Straße glänzte ein starker Frosttag, in ihrer Brust war es auch hell, aber warm. Sie wollte über alles lange und fröhlich, mit dem dunklen Gefühl von Dankbarkeit gegen einen Unbekannten für das, was in ihre Seele eingezogen war und dort drinnen im Abendschein glühte, sprechen. Ein lange nicht verspürter Wunsch zu beten, versetzte sie in Unruhe. Ihr fiel ein junges Gesicht ein, eine helle Stimme rief in ihrer Erinnerung: „Das ist Pawel Wlassows Mutter!“ Saschas Augen glänzten freudig und zärtlich, Rybins dunkle Gestalt tauchte auf, das bronzene, feste Gesicht ihres Sohnes lächelte, Nikolai blinzelte verlegen, und plötzlich wallte alles in einem tiefen, leichten Seufzer auf, floß ineinander zu einer durchsichtigen bunten Wolke, die alle Gedanken mit dem Gefühl der Ruhe umschlang.

„Nikolai hatte recht!“ sagte Ludmila, ins Zimmer tretend. „Er ist verhaftet. Ich habe den Jungen hingeschickt, wie Sie sagten. Er erzählt, im Hause sei Polizei, er hat einen Polizisten hinter dem Torweg gesehen. Auch schlichen Spione umher. Der Junge kennt sie.“

„So!“ sagte die Mutter kopfnickend. „Der Ärmste . . .“

Und sie seufzte, aber ohne Kummer, und wunderte sich im stillen darüber.

„Er hat die letzte Zeit viel Vorlesungen für die städtischen Arbeiter gehalten und es war höchste Zeit für ihn, zu verschwinden“, meinte Ludmila finster und ruhig. „Die Freunde haben ihm gesagt: ‚Mach, daß du fortkommst‘, aber er hörte nicht! Meiner Meinung nach muß man die Leute in solchen Fällen zwingen und nicht bitten.“

In die Tür trat ein schwarzhaariger, rotbäckiger Bursche mit hübschen, blauen Augen und höckeriger Nase.

„Soll ich den Samowar bringen?“ fragte er mit wohlklingender Stimme.

„Bitte, Ssergej! Mein Pflegesohn.“

Der Mutter erschien Ludmila heute anders als sonst, einfacher, ihr vertrauter. In den geschmeidig wiegenden Bewegungen ihres schlanken Körpers lag viel Schönheit und Kraft, die das strenge und blasse Gesicht etwas milderten. Die Ringe unter ihren Augen waren in der Nacht größer geworden. Und man spürte die beständige Anstrengung in ihr, als sei eine straff gespannte Saite in ihrer Seele.

Der Knabe brachte den Samowar herein.

„Stell dich vor, Ssergej! Das ist Pelagea Nilowna, die Mutter des Arbeiters, der gestern verurteilt wurde.“

Der Knabe verneigte sich schweigend, drückte der Mutter die Hand, ging hinaus, brachte Semmeln und setzte sich an den Tisch. Ludmila goß Tee ein und überredete die Mutter, nicht nach Hause zu gehen, bevor nicht aufgeklärt sei, auf wen die Polizei dort warte.

„Vielleicht auf Sie! Sicher wird man Sie verhören.“

„Mögen sie doch!“ erwiderte die Mutter. „Und verhaften sie mich — so ist das kein großes Unglück . . . Wenn ich nur erst Paschas Rede verbreiten könnte.“

„Die ist schon gesetzt. Morgen ist sie für die Stadt und Vorstadt zu haben. Kennen Sie Natascha?“

„Natürlich!“

„Dann bringen Sie sie Natascha.“

Der Knabe las die Zeitung und hörte anscheinend nichts, bisweilen sah er aber hinter dem Blatt hervor auf das Gesicht der Mutter. Und wenn sie seinem lebhaften Blick begegnete, freute sie das und sie lächelte. Ludmila sprach wieder über Nikolai, ohne seine Verhaftung zu bedauern, und der Mutter schien ihr Ton ganz natürlich. Die Zeit verstrich schneller als an anderen Tagen, und als man mit dem Teetrinken fertig war, war es schon Mittag.

„Aber wie kann man!“ rief Ludmila.

Im selben Augenblick wurde hastig geklopft. Der Knabe stand auf und blickte mit blinzelnden Augen fragend auf Ludmila.

„Mach auf, Ssergej. Wer mag das sein?“

Sie schob mit einer ruhigen Bewegung die Hand in die Kleidertasche und sagte zur Mutter:

„Wenn es die Gendarmen sind, dann treten Sie hierher, in diese Ecke, und du, Ssergej . . .“

„Ich weiß“, erwiderte der Knabe und verschwand.

Die Mutter lächelte. Diese Vorbereitungen regten sie nicht auf — sie dachte an nichts Schlimmes.

Der kleine Doktor trat ein. Er sagte hastig:

„Erstens, Nikolai ist verhaftet. Ah, Sie sind hier, Nilowna? Sie waren während der Verhaftung nicht dort?“

„Er hat mich hierhergeschickt!“

„Hm, ich glaube nicht, daß das gut für Sie ist! Zweitens haben heute nacht junge Leute etwa fünfhundert Exemplare von Pawels Rede hektographisch vervielfältigt. Ich habe sie gesehen — nicht übel, sauber und klar. Sie wollen

sie abends in der Stadt verteilen. Ich bin dagegen — für die Stadt sind gedruckte Blätter besser. Jene aber müssen wir anderswohin schaffen.“

„Ich bringe sie Natascha!“ rief die Mutter lebhaft. „Lassen Sie mich das besorgen!“

Sie wollte gar zu gern Pawels Rede möglichst schnell verbreiten, die ganze Erde mit den Worten ihres Sohnes überschütten und blickte erwartungsvoll mit flehenden Augen in das Gesicht des Doktors.

„Der Teufel mag wissen, ob es für Sie richtig ist, sich jetzt damit abzugeben!“ sagte der Doktor unentschlossen und zog die Uhr. „Es ist jetzt elf Uhr dreiundvierzig, der Zug fährt um zwei Uhr fünf, die Reise dauert fünf Stunden fünfzehn Minuten, Sie kommen abends an, aber noch nicht spät genug, und darum handelt es sich auch nicht.“

„Darum handelt es sich nicht!“ wiederholte Ludmila, die Stirn runzelnd.

„Um was denn sonst?“ fragte die Mutter und trat zu ihr. „Wenn es nur darauf ankommt, daß die Sache gut erledigt wird . . .“

Ludmila sah sie unverwandt an, rieb sich die Stirn und meinte:

„Es ist gefährlich für Sie . . .“

„Warum?“ rief die Mutter mit heißem Verlangen.

„Darum!“ begann der Doktor schnell und unsicher. „Sie sind eine Stunde vor Nikolais Verhaftung aus dem Hause verschwunden, sind nach der Fabrik gefahren, wo man Sie als Tante der Lehrerin kennt. Nach Ihrer Ankunft in der Fabrik sind die gefährlichen Flugblätter erschienen. Das alles zieht sich zu einer Schlinge um Ihren Hals zusammen.“

„Ich werde dort nicht bemerkt!“ suchte die Mutter sie mit Eifer zu überzeugen. „Kehre ich zurück, verhaften sie mich und fragen mich, wo ich gewesen bin . . .“

Sie stockte einen Augenblick und rief dann:

„Ich weiß, was ich sage! Ich fahre von da direkt in die Vorstadt, da habe ich einen Bekannten, Ssisow. Also sage ich, ich sei direkt vom Gericht zu ihm gekommen, mein Leid hätte mich hingeführt. Er hat auch seinen Jammer — sein Neffe ist verurteilt. Er wird dann dasselbe aussagen. Sehen Sie wohl?“

Sie fühlte, daß man ihr so festes Verlangen erfüllen würde, und um das schneller zu erreichen, wurde sie immer dringender. Und die anderen gaben nach.

„Meinetwegen, fahren Sie hin!“ willigte der Doktor ungern ein.

Ludmila schwieg und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Ihr Gesicht wurde matt, erschien eingefallen, und den Kopf hielt sie mit merklich gespannten Halsmuskeln, als wäre er ihr plötzlich schwer geworden und senkte sich von selbst auf die Brust. Die Mutter bemerkte das.

„Immer wollen Sie mich schonen!“ sagte sie lächelnd. „Sich selbst schonen Sie nicht!“

„Das ist nicht wahr!“ antwortete der Doktor. „Wir schonen uns wohl, müssen uns schonen! Und schelten den heftig, der seine Kraft unnötig vergeudet, ja! Also jetzt passen Sie auf. Die Rede bekommen Sie auf dem Bahnhofe.“

Er erklärte ihr, wie das gemacht werden sollte, sah ihr dann ins Gesicht und sagte:

„Nun, ich wünsche Ihnen Erfolg!“

Und ging trotz alledem in schlechter Stimmung fort. Als die Tür sich hinter ihm schloß, trat Ludmila zur Mutter und lachte klanglos:

„Ich verstehe Sie.“

Sie nahm sie unter den Arm und ging wieder langsam im Zimmer auf und ab.

„Ich habe auch einen Sohn. Er ist schon dreizehn Jahre alt, lebt aber beim Vater. Mein Gatte ist Staatsanwaltsgehilfe. Und der Junge ist bei ihm. Was wohl aus ihm wird, denke ich oft.“

Ihre feuchte Stimme zitterte, dann floß ihre Rede wieder nachdenklich und leise dahin.

„Er wird von einem bewußten Feinde derjenigen erzogen, die mir nahestehen, die ich für die besten Menschen von der Welt halte. Der Junge kann als mein Feind heranwachsen. Bei mir darf er nicht leben, ich führe einen fremden Namen. Ich habe ihn acht Jahre nicht gesehen . . . das ist viel — acht Jahre!“

Sie blieb am Fenster stehen, blickte auf den blassen, öden Himmel und fuhr fort:

„Wenn er bei mir wäre, wäre ich stärker, so wäre nicht die Wunde im Herzen, die immer schmerzt. Selbst wenn er tot wäre, wäre mir wohl leichter zumute . . .“

„Ach, meine Liebe!“ sagte die Mutter leise und fühlte, wie Mitleid in ihrem Herzen glühte.

„Sie sind glücklich!“ meinte Ludmila mit bitterem Lächeln. „Das ist prächtig — Mutter und Sohn nebeneinander, das findet man selten!“

Die Wlassowa rief, sich selbst unerwartet:

„Ja, es ist schön!“ Und als teilte sie ihr ein Geheimnis mit, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort: „Alle — Sie, Nikolai Iwanowitsch, alle, die das Werk der Wahrheit bereiten — stehen ebenfalls nebeneinander! Die Menschen sind plötzlich verwandt geworden, ich verstehe alle.“

Die Worte kann ich nicht immer begreifen, aber alles andere — ist mir klar . . . alles!“

„Ach so!“ murmelte Ludmila. „So . . .“

Die Mutter legte ihre Hand auf Ludmilas Brust, drückte sie leise und sprach fast flüsternd, als wenn sie selbst das schaue, worüber sie sprach.

„Die Kinder gehen in die Welt! Das ist es, was ich verstehe — die Kinder gehen in die Welt, über die ganze Erde, alle, von überall her — demselben Ziel entgegen! Die besten Herzen, Leute mit rechtschaffenem Verstande, ziehen unaufhaltsam gegen alles Böse zu Felde, ziehen dahin, zertreten die Lüge mit festen Tritten. Jung und gesund, verwenden sie ihre unüberwindlichen Kräfte, alle für das eine — für die Gerechtigkeit! Sie ziehen aus, um allen menschlichen Kummer zu besiegen, sind gewappnet, alles Unglück der ganzen Erde zu vernichten, wollen alles Hässliche bezwingen und — werden es bezwingen! Wir zünden eine neue Sonne an, hat mir einer gesagt — und sie werden das tun! Wir vereinigen alle zerschlagenen Herzen in ein einziges! Und das werden sie tun!“

Ihr fielen die Worte vergessener Gebete ein, sie entzündete sie mit neuem Glauben, und ließ sie wie Funken aus ihrem Herzen springen.

„Allen bringen die Kinder Liebe, indem sie die Wege der Wahrheit und Vernunft gehen, und über alles wölben sie neue Himmel, alles erleuchten sie mit unvergänglichem Feuer aus der Seele. In der Flamme der Kinderliebe zu aller Welt wird ein neues Leben geschaffen. Und wer löscht diese Liebe wohl aus, wer? Welche Kraft ist größer als sie, wer bezwingt sie? Die Erde hat sie geboren, und das ganze Leben will ihren Sieg, das ganze Leben!“

Sie trat, vor Erregung müde, von Ludmila fort und ließ sich schweratmend nieder. Ludmila trat ebenfalls beiseite, behutsam, geräuschlos, als fürchtete sie, etwas zu zerstören. Sie bewegte sich geschmeidig im Zimmer hin und her, blickte mit ihren tiefen, matten Augen vor sich hin und erschien noch größer, gerader und dünner. Ihr hageres, strenges Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck, und ihre Lippen waren nervös zusammengepreßt.

Die Stille im Zimmer beruhigte die Mutter bald. Als sie Ludmilas Stimmung wahrnahm, fragte sie verlegen und leise:

„Ich habe vielleicht etwas nicht richtig gesagt?“

Ludmila wandte sich schnell um, sah sie wie erschreckt an und sagte hastig, indem sie die Hand gegen die Mutter ausstreckte, als wollte sie etwas zurückhalten:

„Alles ist richtig . . . richtig! Aber wir wollen nicht weiter darüber reden, es soll so bleiben, wie Sie es gesagt haben.“ Und fuhr ruhiger fort: „Sie müssen bald fort, es ist weit!“

„Ja, bald! Ach, wie freue ich mich, wenn Sie wüßten! Ich bringe das Wort meines Sohnes, das Wort meines Blutes! Das ist ja wie meine eigene Seele!“

Sie lächelte, aber ihr Lächeln spiegelte sich undeutlich in Ludmilas Gesicht wieder. Die Mutter fühlte, wie Ludmila durch ihre Zurückhaltung ihre Freude abkühlte, und in ihr regte sich plötzlich der dringende Wunsch, in diese mürrische Seele ihr Feuer strömen zu lassen, sie zu entzünden, damit auch sie in den Klang ihres freudvollen Herzens einstimme. Sie nahm Ludmilas Hand, drückte sie fest und sagte:

„Meine Liebe! Wie schön ist es, wenn man weiß, daß es im Leben schon ein Licht für alle Menschen gibt, und

daß die Zeit nicht fern ist, wo es alle sehen, alle in ihre Seele aufnehmen werden.“

Ihr gutes, großes Gesicht zitterte, ihre Augen lächelten strahlend, und die Brauen zitterten über ihnen, ihrem Glanz gleichsam Flügel verleihend. Große Gedanken be rauschten sie, sie legte alles in sie hinein, was in ihrem Herzen brannte, alles, was sie durchlebt hatte, und sie preßte die Gedanken in feste, große, helle Wortkristalle. Sie entstanden immer zahlreicher in ihrem herbstlichen, von der schöpferischen Kraft der Frühlingssonne beleuchteten Herzen, blühten und erglühten immer heller in ihm.

„Das ist, als wenn den Menschen ein neuer Gott geboren wird! Alles — für alle, alle — für alles. So verstehe ich euch alle. In Wahrheit seid ihr alle Genossen, alle Verwandte, denn alle seid ihr Kinder einer Mutter — der Wahrheit.“

Wieder von ihrer Erregung überströmt, hielt sie inne, schöpfte Atem, breitete weit die Arme aus, wie zu einer Umarmung, und sagte:

„Und wenn ich für mich dieses Wort ausspreche — Genossen! — so höre ich mit dem Herzen — sie kommen!“

Sie hatte erreicht, was sie wollte. Ludmilas Gesicht flammte erstaunt auf, ihre Lippen zitterten, und aus ihren Augen rollten große, durchsichtige Tränen über die Wangen.

Die Mutter schloß sie fest in ihre Arme, lächelte still, in mildem Stolz über den Sieg ihres Herzens.

Als sie sich verabschiedeten, blickte Ludmila in ihr Gesicht und fragte leise:

„Sie wissen, daß es schön mit Ihnen ist?“

Auf der Straße umfing der Frost trocken und fest den Körper, drang in den Hals, kitzelte in der Nase und preßte einen Augenblick den Atem in der Brust zusammen. Die Mutter blieb stehen und blickte um sich: in ihrer Nähe hielt an einer Straßenecke ein Kutscher in zottiger Pelzmütze, in der Ferne ging ein Mensch gebückt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, und vor ihm lief tänzelnd ein Soldat, der sich die Ohren rieb.

„Der Soldat ist wohl zum Kaufmann geschickt worden!“ dachte sie, ging weiter, und hörte mit Vergnügen, wie der Schnee jung und laut unter ihren Füßen knirschte. Auf den Bahnhof kam sie zu früh, ihr Zug stand noch nicht bereit, aber in dem schmutzigen, rauchgeschwärzten Wartesaal dritter Klasse war schon viel Volks versammelt. Die Kälte hatte Straßenarbeiter, Kutscher und schlechtgekleidete, obdachlose Leute hineingetrieben, um sich zu wärmen. Auch Reisende waren da, ein paar Bauern, ein dicker Kaufmann im Pelz, ein Pope mit seiner Tochter, einem pockennarbigem Mädchen, etwa fünf Soldaten und geschäftige Bürgersleute. Die Leute rauchten, unterhielten sich, tranken Tee und Branntwein. Am Büfett lachte jemand dröhnend, über den Köpfen schwebten Rauchwolken. Die Tür kreischte beim Aufmachen, die Scheiben zitterten und klirrten, wenn sie geräuschvoll zugeschlagen wurde. Ein dicker Geruch von Tabak und Salzfisch drang in die Nase.

Die Mutter setzte sich am Eingang so hin, daß man sie sehen konnte, und wartete. Wenn die Tür geöffnet wurde, flog eine Wolke kalter Luft über sie hin, das war ihr angenehm, und sie atmete sie mit vollen Zügen tief ein.

Leute in schwerer Kleidung blieben ungeschickt in der Tür hängen, traten mit Bündeln in der Hand ein, schimpften, warfen ihre Sachen auf den Fußboden oder auf eine Bank, schüttelten den trocknen Reif von ihren Rockkragen und Ärmeln, wischten ihn aus dem Bart und räusperten sich.

Jetzt trat ein junger Mensch mit einem gelben Koffer in der Hand ein, blickte sich schnell um und ging gerade auf die Mutter zu.

„Nach Moskau?“ fragte er halblaut.

„Ja. Zu Tatjana.“

„Da!“

Er stellte den Koffer neben sie auf die Bank, zog schnell eine Zigarette heraus, zündete sie an, lüftete seine Mütze und ging schweigend durch die andere Tür davon. Die Mutter streichelte mit der Hand das kalte Leder des Koffers, stützte den Ellbogen darauf und begann zufrieden das Publikum zu mustern. Nach einer Minute stand sie auf und ging zu einer anderen Bank, näher dem Bahnsteig. Den Koffer hielt sie leicht in der Hand, er war nicht groß; so ging sie mit erhobenem Kopf und betrachtete die Personen, die vor ihr auftauchten.

Ein junger Mensch im kurzen Paletot, mit hochgeschlagenem Kragen stieß sie an und sprang schweigend beiseite, indem er mit der Hand an den Kopf fuhr. Ihr kam an ihm etwas bekannt vor, sie blickte sich um und sah, daß er mit einem hellen Auge hinter seinem Kragen hervor nach ihr schielte. Dieser aufmerksame Blick gab ihr einen Stich, die Hand, in der sie den Koffer hielt, zitterte, und die Last wurde plötzlich schwer.

„Ich habe ihn irgendwo gesehen!“ dachte sie und unterdrückte mit diesem Gedanken das unangenehme und un-

klare Gefühl, das ihr Herz leise, aber machtvoll kalt zusammenschnürte. Aber es wuchs und stieg ihr in die Kehle, erfüllte den Mund mit trockenem, bitterem Geschmack, sie fühlte den unbezwinglichen Wunsch, sich umzuwenden und noch einmal hinzusehen. Sie tat es — der Mensch trat auf derselben Stelle vorsichtig von einem Fuß auf den anderen, es war, als beabsichtige er etwas und könnte sich nicht dazu entschließen. Seine rechte Hand war zwischen die Rockknöpfe geschoben, die andere hielt er in der Tasche, daher erschien die rechte Schulter höher als die linke.

Sie trat ohne Hast zu einer Bank und setzte sich vorsichtig, langsam, als fürchtete sie, etwas in ihrem Innern zu zerreißen. Ihr Gedächtnis, das durch die drohende Ahnung nahenden Unheils aufgeweckt war, erinnerte sie an zwei Begegnungen mit diesem Menschen — einmal auf dem Felde vor der Stadt nach Rybins Flucht, das anderemal — im Gerichtsgebäude. Da stand neben ihm der Revieraufseher, dem sie Rybins Weg falsch angegeben hatte. Man kannte sie, beobachtete sie, das war klar.

„Haben sie mich jetzt?“ fragte sie sich; im nächsten Augenblick aber antwortete sie zitternd:

„Vielleicht noch nicht.“

Aber sofort bezwang sie sich und sagte strenge:

„Doch, sie haben mich.“

Sie blickte sich um und sah nichts, aber die Gedanken blitzten einer nach dem andern in ihrem Gehirn auf und erloschen.

„Den Koffer hierlassen und fortgehen?“

Aber heller blitzte ein anderer Funke auf:

„Soll ich die Rede meines Sohnes im Stich lassen? Sie in solche Hände kommen lassen . . .“

Sie drückte den Koffer an sich.

„Vielleicht ihn mitnehmen und fliehen? . . .“

Diese Gedanken kamen ihr fremd vor, als wenn jemand von außen sie ihr gewaltsam eingeflößt hätte. Sie brannten, die Male schmerzten heftig im Gehirn, peitschten ihr Herz wie feurige Fäden. Und indem sie solchen Schmerz erregten, kränkten sie die Frau, entfremdeten sie sich selbst, Pawel und allem, was mit ihrem Herzen bereits fest verwachsen war. Sie fühlte, daß eine feindselige Macht sie erdrücke, ihr Schultern und Brust presse, sie demütige, sie in tödlichen Schrecken versetze. In ihren Schläfen hämmerten die Adern gewaltig, die Haarwurzeln wurden heiß.

Sie löschte mit einer großen, heftigen Anstrengung des Herzens, die sie völlig aufrüttelte, all diese listigen, kleinen, schwachen Fünkchen und sprach befehlend zu sich selbst:

„Schäm dich! . . .“

Ihr wurde sofort besser zumute, sie gewann all ihre Kraft wieder, als sie hinzufügte:

„Mach deinem Sohn keine Schande. Niemand fürchtet sich.“

Ihre Augen begegneten dem traurigen, schüchternen Blick eines Unbekannten. Dann tauchte in ihrem Gedächtnis Rybins Gesicht auf. Die wenigen Sekunden des Zauderns hatten gleichsam alles in ihr gefestigt. Ihr Herz schlug ruhiger.

„Was wird jetzt?“ dachte sie und gab Obacht.

Der Spion rief einen Wächter und flüsterte diesem etwas zu, indem er mit den Augen nach ihr hindeutete. Der Wächter sah ihn an und zog sich zurück. Ein anderer Wächter trat heran, hörte zu und runzelte die Stirn. Es war ein stämmiger, grauer, unrasierter Alter. Er nickte

dem Spion zu und trat zu der Bank, wo die Mutter saß. Der Spion aber verschwand schnell.

Der Alte schritt gemächlich vorwärts und prüfte aufmerksam mit zornigen Augen ihr Gesicht. Sie rückte tief in die Bank.

„Wenn sie mich nur nicht schlagen . . .“

Er blieb neben ihr stehen und fragte nach kurzem Schweigen halblaut und streng:

„Was guckst du?“

„Nichts.“

„Jawohl, ich weiß schon. Du Diebin! Schon so alt und doch . . .“

Es war ihr, als wenn seine Worte sie einmal und noch einmal ins Gesicht schlugen. Die bösen, heiseren Worte taten weh, als zerrissen sie ihr die Wangen und peitschten ihr die Augen aus.

„Ich? Ich bin keine Diebin, du lügst!“ rief sie aus voller Brust, und alles vor ihr drehte sich im Wirbel ihrer Empörung, die das Herz in bitterer Kränkung betäubte. Sie riß den Koffer an sich und er öffnete sich.

„Da sieh! Seht alle her!“ schrie sie, stand auf und schwenkte ein Paket Flugblätter über dem Kopfe. Durch das Sausen in ihren Ohren hörte sie Ausrufe herbeieilender Menschen und sah, wie sie schnell von allen Seiten kamen.

„Was ist los?“

„Da, ein Geheimpolizist . . .“

„Was?“

„Er sagt, sie hat gestohlen . . .“

„Eine so ehrbare Frau, o weh!“

„Ich bin keine Diebin!“ sagte die Mutter mit lauter Stimme, und wurde beim Anblick der Leute, die sie von allen Seiten eng umringten, etwas ruhiger.

„Gestern haben sie Politische verurteilt, da war mein Sohn dabei — Wlassow. Er hat eine Rede gehalten — da ist sie! Ich bringe sie den Menschen, damit sie sie lesen und über die Wahrheit nachdenken.“

Jemand zog vorsichtig die Blätter aus ihrer Hand, sie schwenkte sie in der Luft und warf sie in die Menge.

„Das wird dir nichts Gutes einbringen!“ rief jemand mit furchtsamer Stimme.

Die Mutter sah, daß man nach den Blättern griff, sie im Busen und in Taschen barg; das brachte sie wieder fest auf die Füße. Ruhiger und besser bei Kräften, nahm sie sich aufs äußerste zusammen; sie fühlte, wie der erwachte Stolz in ihr wuchs, die unterdrückte Freude wieder entbrannte, und sie riß die zusammengepackten Blätter aus dem Koffer, verteilte sie nach rechts und links an geschwinde, gierige Hände und sagte:

„Wofür hat man meinen Sohn und alle, die mit ihm waren, verurteilt, wißt ihr das? Ich will es euch sagen, und ihr müßt dem Herzen einer Mutter und ihren grauen Haaren glauben. Gestern wurden Menschen dafür verurteilt, daß sie euch, daß sie allen die Wahrheit bringen! Gestern habe ich erfahren, daß diese Wahrheit unbesiegbar ist . . . Niemand kann mit ihr streiten, niemand!“

Der Menschenhaufe schwieg, wuchs an, wurde immer fester und umgab die Frau dicht mit einem Ring von lebendigen Körpern.

„Armut, Hunger und Krankheit, das haben die Menschen von ihrer Arbeit. Alles ist gegen uns — wir bringen unser ganzes Leben Tag für Tag bei der Arbeit hin und immer in Schmutz und Lug und Trug. Die Frucht unserer Arbeit aber genießen andere und überfressen sich. Man hält uns wie Hunde an der Kette der Unwissen-

heit — wir wissen nichts! — und in Furcht — wir haben vor allem Angst! Nacht ist unser Leben, dunkle Nacht!“

„Jawohl!“ ertönte es dumpf als Antwort.

„Stopft ihr das Maul!“

Hinten in der Menge bemerkte die Mutter den Spion und zwei Gendarmen, und sie beeilte sich, die letzten Packen wegzugeben, aber als sie in den Koffer griff, fühlte sie dort eine fremde Hand.

„Nehmt, nehmt! . . .“ sagte sie, sich niederbeugend.

„Geht auseinander!“ schrien die Gendarmen und drängten die Leute beiseite. Sie wichen unwillig vor den Stößen zurück, hielten die Gendarmen in ihrer Masse eingeschlossen und behinderten sie, vielleicht, ohne es zu wollen. Die graue Frau mit den großen, ehrlichen Augen im guten Gesicht zog sie mächtig an. Im Leben getrennt und voneinandergerissen, vereinigten sie sich jetzt zu einem vom Feuer des Wortes erwärmten Ganzen, das vielleicht viele durch die Ungerechtigkeit des Lebens erbitterte Herzen längst gesucht und erstrebt hatten. Die Nächststehenden schwiegen, die Mutter sah ihre gierig aufmerksamen Augen und fühlte im Gesicht ihren warmen Atem.

„Geh fort, Alte!“

„Gleich nehmen sie dich mit!“

„Ist die frech!“

„Sprich schnell, sie kommen!“

„Fort! Geht auseinander!“ ertönte das Geschrei der Gendarmen immer näher. Die der Mutter zunächst Stehenden schwankten und suchten sich aneinanderzuhalten.

Es war ihr, als wenn alle bereit wären, sie zu verstehen, ihr zu glauben, und sie wollte geschwind den Leuten alles sagen, was sie wußte, alle Gedanken, deren Kraft sie

fühlte. Diese tauchten leicht aus der Tiefe ihres Herzens auf und fügten sich zu einem Lied zusammen, aber sie fühlte beschämt, daß ihre Stimme nicht reichte, daß sie heiser wurde, zitterte, sich vergeblich anstrebte.

„Das Wort meines Sohnes ist das reine Wort eines Arbeiters, eines unbestechlichen Herzens! Lernt das Unbestechliche erkennen an seiner Unerschrockenheit.“

Ein paar junge Augen blickten ihr mit Entzücken und mit Furcht ins Gesicht.

Jemand stieß sie vor die Brust, sie schwankte und setzte sich auf die Bank. Über den Köpfen der Leute erschienen die Hände der Gendarmen, sie griffen nach Kragen und Schultern, warfen Körper beiseite, rissen Mützen herunter und schleuderten sie weit fort. Alles wurde schwarz, schwankte in den Augen der Mutter, aber sie bezwang ihre Müdigkeit und schrie mit dem Rest ihrer Stimme weiter.

„Vereinige deine Kräfte zu einer Kraft, Volk!“

Ein großer Gendarm packte sie mit seiner roten Hand am Kragen und schüttelte sie.

„Halt's Maul!“

Sie schlug mit dem Hinterkopf gegen die Wand, ihr Herz wurde einen Augenblick vom beißenden Rauch der Furcht umfassen, dann flammte es wieder, den Rauch zerteilend, hell auf.

„Geh!“ sagte der Gendarm.

„Fürchtet nichts! Es gibt keine Qual, die bitterer ist als die, die ihr das ganze Leben lang ertragt.“

„Maul halten, sage ich!“ Der Gendarm faßte sie unter den Arm und zog sie fort, ein zweiter ergriff den andern Arm, und beide führten sie mit festen Schritten fort.

„Die Tag für Tag am Herzen nagt, und die Brust ausdörft.“

Der Spion trat vor, drohte ihr mit der Faust ins Gesicht und kreischte:

„Halt's Maul, du Aas!“

Ihre Augen wurden größer, blitzten, ihr Mund zuckte. Sie stemmte die Füße auf den glatten Steinfußboden und schrie:

„Eine Seele, die auferstanden ist, kann man nicht töten.“

„Alte Zicke!“

Der Spion schlug sie mit einer kurzen Handbewegung ins Gesicht.

„So, da hat das alte Luder eins!“ ertönte ein schadenfroher Ruf.

Etwas Schwarzes und Rotes blendete eine Sekunde die Augen der Mutter, salziger Blutgeschmack erfüllte ihren Mund.

Vereinzelte laute Zurufe belebten sie.

„Untersteht euch nicht, sie zu schlagen!“

„Leute!“

„Ach, du frecher Lump!“

„Hau ihn!“

„Man kann die Vernunft nicht in Blut ersticken!“

Man stieß sie gegen den Hals, den Rücken, man schlug sie auf die Schulter, an den Kopf. Alles drehte sich im Kreise, wirbelte in Geschrei, Geheul und Pfeifen durcheinander; etwas Dichtes und Betäubendes drang ins Ohr, in die Kehle und würgte sie. Der Boden gab unter ihren Füßen nach und schwankte, ihre Beine trugen sie nicht mehr, der Körper zitterte in brennenden Schmerzen, wurde schwer und taumelte hin und her. Aber ihre Augen erloschen nicht und sahen viele andere Augen, in denen das ihr bekannte, kühne Feuer brannte — ein Feuer, das ihrem Herzen nahe war.

Man stieß sie zur Tür hinaus.

Sie riß die Hand los und klammerte sich an den Türpfosten.

„Auch mit einem Meer von Blut könnt ihr die Wahrheit nicht auslöschen.“

Man schlug sie auf die Hand.

„Ihr häuft nur Wut auf, ihr Wahnsinnigen! Auf euch fällt sie zurück!“

Der Gendarm packte sie am Halse und würgte sie.

Sie röchelte.

„Ihr Unglücklichen . . .“

Jemand antwortete ihr mit lautem Schluchzen.

Ilja Ehrenburg

DAS LEBEN DER AUTOS

Der Roman der Maschine

288 Seiten. Kartoniert RM. 3.50 Leinen RM. 5.50

Die Menschen dieses eigenartigen Romans sind Nebenfiguren — darunter allerdings so bedeutsame wie Ford und Deterding — der wahre Held dagegen, der im Mittelpunkt steht, ist das Automobil. Ehrenburg schildert die Geburt des Autos vor ungefähr hundert Jahren, den dramatischen Weg seiner Entstehung und die Auswirkung seiner Existenz im menschlichen Leben. Das brennende Problem unserer Tage: Maschine contra Mensch, wird hier in all seiner Romantik und Tragik abgewandelt.

Ilja Ehrenburg

JULIO JURENITO

Der Roman des Meisters und seiner Jünger

350 Seiten. Kartoniert RM. 4.— Leinen RM. 6.—

Der Meister Jurenito, das ist der große Provokateur aus grenzenloser Verzweiflung, der alle sich schleppenden Ereignisse zur Entladung treibt, um die Vernichtung des Gegebenen zu beschleunigen. Ein mit allen Wassern zwischen Seine und Newa Gewaschener schrieb dies an-

klägerische Buch über Europa. Das Werk
ist tapfer, klug und überlegen.

Berliner Tageblatt

Ilja Ehrenburg

MICHAIL LYKOW

Ein Helden- und Schieberroman aus Sowjetrußland

560 Seiten. Kartoniert RM. 4.80 Leinen RM. 7.—

.. ein ganz selbständiges Kunstwerk . . . Ehrenburg hat diesen Menschen mit dem Griffel eines Meisters gezeichnet. Er hat in diesem Buch das Format eines ganz großen Zeitschillerers vom Schlage Balzacs erreicht, denn aus seinem „Michail Lykow“ ersteht vor den Augen des Lesers das große, von Leiden und Leidenschaften zerrissene Gesicht des neuen Rußland.

Berliner Tageblatt

Ilja Ehrenburg

DIE VERSCHWÖRUNG DER GLEICHEN

DAS LEBEN DES GRACCHUS BABEUF

Biographie aus der Zeit der französischen Revolution

300 Seiten, mit vielen Dokumenten und Bildern

Kartoniert M. 3.50 In Leinen M. 5.50

Ein Augenzeuge der russischen Revolution schildert eines der ergreifendsten Schicksale aus der Zeit der französischen Revolution. Das Leben des Volkstribunen Babeuf und seiner Zeitgenossen im aufgewühlten Paris der Jahre 1792—97 wird hier so anschaulich dargestellt, als hätte Ehrenburg die damalige Umwälzung auch miterlebt. Doch bei aller Lebendigkeit der Darstellung hält sich der Autor streng an Dokumente, Briefe und Akten, sowie an Zeugnisse von Zeitgenossen.

